

# Das Argument

Zeitschrift für Philosophie  
und Sozialwissenschaften

192



**Erinnerungsarbeit:**

**Peter Weiss und Uwe Johnson**

Klaus R. Scherpe, Jens F. Dwars, Armin Bernhard,  
Klaus Briegleb, Norbert Mecklenburg

DDR-Biographien

Jürgen Link: Zum Tode von Jutta Kolkenbrock-Netz

# Das Argument

Zeitschrift für Philosophie  
und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

*1990/91* geschrieben unter anderen

Günther Anders, Georg Auernheimer, Etienne Balibar, Hanna Behrend, Jacques Bidet, Volker Braun, Michael Brie, Joseph A. Buttigieg, Martin Damus, Alex Demirović, Irene Dölling, André Gunder Frank, Ehrenfried Galander, Stuart Hall, Gisela Hänel-Ossorio, Brigitte Hansen, Sandra Harding, Nancy Hartsock, Frederic Jameson, Jürgen Jünger, Pierre Juquin, Mary Kaldor, Wilhelm Kempf, Helga Königsdorf, Stefan Krätke, Ingrid Kurz-Scherf, Georges Labica, Gabi Lindner, Alain Lipietz, Kaspar Maase, Mary McIntosh, Steffen Mensching, Ina Merkel, Matthias Morgenstern, Oskar Negt, Wolfgang Nitsch, Hans-Heinrich Nolte, Helmut Peitsch, Claudia Pinl, Ursula Püschel, Sybille Raasch, Ruth Rehmann, Peter Ruben, Christina Schenk, Michael Schneider, Klaus Segbers, Anne Showstack Sasson, Dorothee Sölle, David Tetzlaff, Bernd Jürgen Warneken, Sieglinde von Wasielewski, Anja Weberling, Inge Wétig-Danielmeier, Paul Willis, Susan Willis

*Redaktion*

Wolfgang Bialas, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Alexander Honold, Peter Jehle, Thomas Laugstien, Nora Rätzl, Jan Rehmann, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf

*Autonome Frauenredaktion*

Sünne Andresen, Ariane Brenssell, Soja Fiedler, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Barbara Ketelhut, Christina Klenner, Eva Kreisky, Susanne Lettow, Jutta Meyer-Siebert, Ingeborg Musold, Eva Stäbler, Ellen Woll

*Korrespondierende Redaktionsmitglieder*

Claudia Gdaniec, Karl-Heinz Götze, Michael Krätke, Dieter Kramer, Ulrich Schmitz, Erich Wulff, Gerhard Zimmer

*Redaktion:* Reichenberger Str.150, 1000 Berlin 36, Tel. (030) 611 41 82, Fax 611 42 70

*Direktversand:* Reichenberger Str.150, 1000 Berlin 36, Tel. (030) 611 39 83, Fax 611 42 70

*Redaktionssekretariat:* Antje Rapmund

*Verlagsleitung:* Georg Stenzaly

*Umschlag:* Johannes Nawrath *Foto:* © Peter Dragadze

Argument-Verlag, Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13

Telefon (040) 45 60 18 und 45 36 80, Fax (040) 44 51 89

*Auslieferung*

Interabo, Wendenstr. 25, Postfach 103245, 2000 Hamburg 1, Telefon (040) 23 09 92

Buchhandel: Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Telefon (030) 692 79 34

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1992 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 1056 (ca. 980 + LXXXVI) Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2-fache Ausfertigung). Autoren, die mit MS-DOS PC arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine 5 1/4- oder 3 1/2-Zoll-Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BiG) 11 14 40 1300, BLZ 100 101 11. Satz: Compnext, Berlin. Druck: alfa Druck, Göttingen. — März/April 1992. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Editorial .....	163
Nachruf auf Jutta Kolkenbrock-Netz (Jürgen Link) .....	166
Peter Weiss: Marx besucht Hölderlin .....	169

## **Erinnerungsarbeit: Peter Weiss und Uwe Johnson**

Klaus R. Scherpe Vernunft und Terror. Peter Weiss' Schreckbilder politischer Gewalt .....	171
Jens-F. Dwars Archäologie der Befreiung Zu Welschs postmoderner Lesart der <i>Ästhetik des Widerstands</i> .....	179
Armin Bernhard »Wir hatten stammelnd begonnen.« Die <i>Ästhetik des Widerstands</i> als Bildungsgeschichte der Arbeiterbewegung .....	191
Klaus Briegleb Widerstand als tätige Erinnerung: Uwe Johnson und Peter Weiss .....	205
Norbert Mecklenburg »Märchen vom unfremden Leben« – Uwe Johnson und der Sozialismus	219
* * *	
Pablo González Casanova: An Kuba denken .....	235
Eva Kaufmann: Zur Verleihung des Feuchtwanger-Preises an B. Struzyk	239
Kornelia Hauser: DDR-Wirklichkeit als Arbeit am Gedächtnis .....	243
Norbert Schmacke: Die Beschwörung von Lasten im Gesundheits- und Sozialwesen .....	254
Ulrich Mehlem: Der ausgeblendete Krieg Eine Spurensuche in Neuerscheinungen zu Golfkrieg und Nahost .....	268
Brigitte Young: Die Entscheidung für Wüstensturm. Die Rationalität der Befehlshaber .....	278
<i>Dokumentation</i>	
Die MEGA wird fortgesetzt .....	282
<i>Besprechungen</i>	
Antike Philosophie; Sprache und Ideologie; Tagesschau; Peter Weiss; Theoriedebatten in der Anglistik; Gramsci; Medien; Frauen und Film; Sozialistische Perspektiven; Gewerkschaftspolitik .....	283
VerfasserInnen, Zeitschriftenschau, Summaries .....	325

## Besprechungen

### Philosophie

<i>Hadot, Pierre</i> : Philosophie als Lebensform. Geistige Übungen in der Antike (A. Schölzel) . . . . .	283
<i>Lehmann, Hans-Thies</i> : Theater und Mythos. Die Konstitution des Subjekts im Diskurs der antiken Tragödie (Ch. Kniest) . . . . .	284
<i>Reinsberg, Carola</i> : Ehe, Hetärentum und Knabenliebe im antiken Griechenland (Th. Schwarz) . . . . .	285
<i>Thomsen, Dirko</i> : »Techne« als Metapher und als Begriff der sittlichen Einsicht. Zum Verhältnis von Vernunft und Natur bei Platon und Aristoteles (Chr. Kniest) . . . . .	287
<i>Patzig, Günther</i> (Hrsg.): Aristoteles' »Politik« (S. Haacke) . . . . .	288
<i>Hossenfelder, Malte</i> : Epikur (A. Schölzel) . . . . .	289

### Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Schmitz, Ulrich</i> : Postmoderne Concierge: Die »Tagesschau«. Wortwelt und Weltbild der Fernsehrichten (N. Badenberg) . . . . .	290
<i>Palmstierna-Weiss, Gunilla, und Jürgen Schutte</i> (Hrsg.): Peter Weiss. Leben und Werk (R. Koch) . . . . .	292
<i>Bomnert, Christian</i> : Peter Weiss und der Surrealismus (S. Kramer) . . . . .	294
<i>Bhabha, Homi K.</i> (Hrsg.): Nation und Narration (A. Oksiloff) . . . . .	295
<i>Scholes, Robert</i> : Protocols of Reading (U. Blumenbach) . . . . .	297
<i>Fish, Stanley</i> : Doing What Comes Naturally (R. Markner) . . . . .	298
<i>Sick, Franziska</i> : Literaturpolitik und politische Literatur. Zum Selbstverständnis der französischen Romanschriftsteller im Umkreis der Volksfront (R. Jerzewski) . . . . .	300

### Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Holub, Renate</i> : Antonio Gramsci (P. Jehle) . . . . .	302
<i>Morera, Esteve</i> : Gramsci's Historicism (Th. Sablowski) . . . . .	304
<i>Sraffa, Piero</i> : Lettere a Tania per Gramsci (G. Baratta) . . . . .	305
<i>Hickethier, Knut, und Siegfried Zielinski</i> (Hrsg.): Medien/Kultur (U. Schmid) . . . . .	307
<i>Schlüpmann, Heide</i> : Unheimlichkeit des Blicks. Das Drama des frühen deutschen Kinos (U. Weber) . . . . .	308
Altersbild incognito. Frauen und Film, Heft 50/51 (S. Kaltenecker) . . . . .	310
<i>Asholt, Wolfgang, und Walter Fähnders</i> (Hrsg.): Arbeit und Müßiggang 1789–1914 (S. Harringer, D. Kramer) . . . . .	311

### Soziale Bewegungen und Politik

<i>Gorz, André</i> : Und jetzt wohin? (R. Lederer) . . . . .	313
<i>Brus, Włodzimierz, und Kazimierz Laski</i> : Von Marx zum Markt (M. Richter) . . . . .	315
<i>Vargas, Oscar René</i> : Adonde va Nicaragua (W. Mackenbach) . . . . .	316
<i>Hartung, Klaus</i> : Neunzehnhundertneunundachtzig. Ortsbesichtigungen nach einer Epochenwende (W. Bialas) . . . . .	318
<i>Bullmann, Udo</i> : Kommunale Strategien gegen Massenarbeitslosigkeit (H.-J. Schabedoth) . . . . .	320
<i>Hindrichs, Wolfgang, Claus Mäulen und Günter Scharf</i> : Neue Technologien und Arbeitskampf (J. Schmid) . . . . .	321
<i>Kaßbaum, Bernd</i> : Betriebliche Technologiepolitik. Arbeitsgestaltung in der Politik der IG Metall (J. Schmid) . . . . .	322
<i>Frey, Martin, und Paul Schobel</i> : Konflikt um den Sonntag (W. Joußen) . . . . .	323

## Editorial

Der Riß, der die Geschichte des östlichen von der des westlichen Nachkriegsdeutschlands trennt, geht tiefer als die politisch-administrativ reparierte Teilung. Erinnerung erscheint als störendes oder gesuchtes Aktenmaterial, instrumentalisiert in den tagespolitischen Kämpfen und als Ware auf den Markt der Enthüllungen geworfen. Die publizistische Allgegenwart des auf die Täter/Opfer-Alternative reduzierten Stasi-Verdachts überdeckt, als herrschende Form historischer 'Abwicklung', daß das in Archiven gelagerte Gedächtnis *gebraucht* wird im doppelten Sinne – zur Wahrheitsfindung benötigt und als Machtinstrument benutzt.

Erinnerung als Arbeit, als konstruktive Form der politisch bewußten Aneignung von Geschichte zeigen die Werke von Uwe Johnson und Peter Weiss schon in ihren Titeln an; von spekulativen »Mutmaßungen« ist die Rede, doch auch von dokumentarisch genauer »Ermittlung« historischer Realität. Erinnerungsarbeit, die nach den Toten des Holocaust, den Widerstandskämpfern der »Roten Kapelle« und nach den Opfern des Stalinismus fragt, ist zuerst eine Arbeit der Spurensuche und der Ortsbesichtigung: Weiss fertigte Lageskizzen an während seiner Reise nach Auschwitz, Johnson recherchierte das NKWD-Lager Fünfeichen. Die topographisch genaue Beschreibung dieser Schauplätze dient, so fern sie der Gegenwart scheinen mögen, doch auch der eigenen Standortbestimmung. Bei beiden war das Schreiben, das von Stockholm und New York aus in die deutsche Vergangenheit zurückging, angetrieben von dem Projekt Sozialismus und dem Wissen um die notwendige Parteinahme »in der geteilten Welt« (Weiss). Dennoch blieben sie »unzugehörig« in jenem Nachkriegspanorama der Ost-West-Konfrontation, das am Ende der *Ästhetik des Widerstands* steht: »als ginge uns der Boden erst verloren, als es darauf ankam, irgendwo Fuß zu fassen.« (ÄdW III, 261)

Dem zeitlebens angestrebten Bündnis von ästhetischer und politischer Befreiung hat Peter Weiss, wider manche Erfahrung des Zerriebenwerdens, und mißachtend auch die Grenzen des historisch Belegbaren, die Erinnerung an eine unerhörte Begebenheit geschenkt: Der gealterte Friedrich Hölderlin wird vom jungen Karl Marx aufgesucht. Der Dialog zwischen dem ins Tübinger Turm-Exil 'verrückten' Jakobiner und dem rationalen Analytiker verläuft ohne Ergebnis, und dennoch: daß er stattfindet, ist selbst bereits ästhetisch-politisches Programm, grundlegendes Kompositionsprinzip eines Denkens und Schreibens in Antithesen, und auch Antwort auf eine literaturgeschichtliche Herausforderung.

Thomas Mann war es, der nach dem Ersten Weltkrieg Umbruch und Neubeginn in dieser Konstellation zu denken versuchte. Nach dem persönlichen Bruch mit dem deutschnationalen Lager und den kriegsbegeisterten *Betrachtungen eines Unpolitischen* plädiert Mann in dem Vortrag »Goethe und Tolstoi« (1921) für einen Sozialismus, in welchem »Karl Marx den Friedrich Holderlin gelesen hat, eine Begegnung, die übrigens im Begriffe scheint, sich zu vollziehen.« (*Leiden und Größe der Meister*, Frankfurt/M. 1982, 141) Geist und Politik sollten sich einander nähern, um die Tradition des ästhetischen Humanismus für die politische Emanzipation wirksam werden zu lassen. – Die Geschichte der in

diesen Satz gelegten Bedeutungen, seiner konservativ-erbebetonten, aber auch seiner befreienden Lesarten, läßt sich weiterverfolgen entlang den Trümmern eines Jahrhunderts, von der gescheiterten Novemberrevolution über die Vernichtung des antifaschistischen Widerstands bis zum hoffnungslosen Zerbrechen des sozialistischen Projekts auf dem Boden seiner realstalinistischen Verwirklichung. »Marx und Hölderlin sind sich nicht nahe gekommen, die marxistische Lektüre blieb einseitig und unfruchtbar«. Während Manfred Riedel mit diesem Fazit (*Zeitkehre in Deutschland*, Berlin 1991, 152) das Ende der DDR als einen Territorialgewinn des im Westen herrschenden Geschichtsbilds verbucht, gehen Abrechnung und Einverleibung so glatt nicht auf bei jenen, die *beiden* deutschen Staaten als unerwünschte Kritiker galten.

Peter Weiss und Uwe Johnson: Dieses Heft hat sich Weiss' Denken und Schreiben in Konfigurationen zum Vorbild genommen. Peter Weiss ist am 10. Mai 1982 gestorben. Er hat die Begegnung von Hölderlin und Marx nicht nur auf die Bühne gebracht, sondern als bewegende Kraft in das eigene Werk aufgenommen; seinem Gedächtnis seien diese Beiträge gewidmet.

### Zum vorliegenden Heft

Ortlos geworden scheint nun, nach dem Zusammenbruch der 'Zweiten Welt', der Widerstand gegen die Geschichte der Gesiegt-Habenden, bodenlos die Hoffnung auf eine Alternative. Das Denken der Widersprüche aber bleibt aktuell gerade dort, wo es auf seiten des Nichtgeschehenen und des Gescheiterten steht. Vergangenes zu erkennen, ist nicht ohne Selbstbeteiligung möglich; auch der Gang zu den Akten und in die Archive, deren trübe Ablagerungen eine haussierende Gerüchtebörse zu Fällen verarbeitet, führt nicht zur historischen Wahrheit, sondern zu einem Kampfplatz. Zur Revision, zur erneuten Besichtigung der literarischen Geschichtsentwürfe fordert nun eine Situation heraus, in der die Positionsbestimmungen der *Jahrestage* und der *Ästhetik des Widerstands* auf eine veränderte politische Landkarte treffen. Eine Aufarbeitung des Stalinismus hätte einzusetzen bei den Schreckbildern des Terrors, die *Klaus R. Scherpe* bei Weiss gerade dort nachzeichnet, wo der historische Prozeß angehalten, zu einer Figur der erlittenen Geschichte zusammengezogen wird. Jenseits der Gleichsetzungen einer Totalitarismustheorie zeigen auch Johnsons *Jahrestage* den Umschlag der erhofften Befreiung in neue Verfolgung. *Klaus Brieglebs* Vergleich beider Hauptwerke macht als ihren Ausgangspunkt das Problem des Schreibens angesichts von Auschwitz kenntlich; gegen das Beschweigen der industriell betriebenen Ermordung der Juden setzen beide Romanprojekte »Erinnerung als tätigen Widerstand«. In einer Kritik an W. Welschs postmoderner Lesart der *Ästhetik des Widerstands* führt *Jens-F. Dwars* vor, daß die politische Kraft des Romans nicht in der Willkür äußerlicher (und damit, so Welsch, austauschbarer) Bekenntnisse liegt, sondern in der Arbeit des kontroversen Auslegens und Bedeutunggebens, die an Bildwerken wie dem Pergamonaltar den Entwurf eigenen Handelns vollzieht. Das historische Scheitern der deutschen Arbeiterbewegung wird auch als Unvermögen deutlich, jene Formen proletarischer Selbstbildung zu entwickeln, die dieser Roman gleichsam kontrafaktisch in der Bildungs-

geschichte seiner Protagonisten vorführt. Aus der Kritik eines reduktionistischen Erbe-Diskurses erwächst bei Weiss eine emanzipatorische Pädagogik, die *Armin Bernhard* auch auf die Leseerfahrung mit dem Roman überträgt. Ist Weiss' Ästhetik damit als Beitrag einer marxistischen Theoriebildung zur Weiterentwicklung der »Linie Luxemburg-Gramsci« einzuordnen, so würdigt *Norbert Mecklenburg* in Johnsons Romanen die theoretisch fundierte Kapitalismuskritik als das Werk eines 'gelernten' Sozialisten, zeigt aber auch, etwa an Johnsons Unverständnis für die 68er Bewegung, die Grenzen seiner Politikfähigkeit.

Außerhalb des Schwerpunkts, doch ebenfalls erinnernden Textformen zugewandt, machen *Eva Kaufmanns* Laudatio auf Brigitte Struzyk und *Kornelia Hausers* Kritik zweier DDR-Memoiren Geschichte und deren Aktualität an gelebten und geschriebenen Biographien sichtbar; am Leben der Caroline Schelling, das Struzyk als Selbstbehauptung weiblicher Individualität vergegenwärtigt; und an den Lebensbilanzen zweier Männer (Schabowski und Janka), in denen DDR-Wirklichkeit gegeneinander steht. In Hausers Lektüre der Biographien eines Politbürokraten und eines Literaturverlegers begegnet sich die Gedächtnisarbeit von 'Macher' und 'Opfer'. Unvergangene Vergangenheit schließlich erkennt auch *Norbert Schmacke*, der in seiner Untersuchung aktueller sozial- und gesundheitspolitischer Diskurse auf die Rede von (zu reduzierenden) »Lasten« stößt, wo Menschen gemeint sind – Anklänge einer sprachlichen 'Entsorgung', die in NS-Euthanasieprogrammen furchtbare Praxis wurde.

Hat die gegenwärtige Weltsituation, mehr als ein Jahr nach dem Golfkrieg, sich eingerichtet auf das Leben mit dem Präzedenzfall risikolos gewordener Militär-'Eingriffe' unter Führung der USA? Der Literaturbericht von *Ulrich Mehlem* und die Rezension von *Brigitte Young* sichten die Analysen des Krieges und die Einschätzungen seiner ökologischen, sozialen und politischen Folgen. Der mexikanische Soziologe *Pablo González Casanova* sieht im US-Handelsembargo gegen Kuba die nach dem Wegfall der Unterstützung durch die Sowjetunion schwerste Bedrohung für dieses Land. Sein Bericht aus Havanna ist ein Appell zur Unterstützung eines eigenständigen Demokratisierungsprozesses der Insel; er widerspricht dem Suggestionseffekt der internationalen Medien, die Kuba als eines der letzten Steinchen einer fallenden Dominokette ins Bild gefaßt haben. AH

### »Drüber und Drunter in Deutschland«

Die 13. Berliner Volksuni wird auch unter diesem Motto zu Pfingsten aus der Reihe tanzen. Keine deutsche Einheitsfeier also, sondern mehr als 100 Veranstaltungen, in denen die Spaltungen und Zerstörungen des global gewordenen Kapitalismus analysiert und Handlungsmöglichkeiten diskutiert werden. Zu sehen sind in der ehrwürdigen Humboldt-Universität u.a. Elmar Altvater, Volker Braun, Martin Buchholz, Peter Glotz, Otto Kreye, Günther Krusche, Wolfgang Leonhardt, Alfred Mechttersheimer, Heiner Müller, Claus Offe, Wolfgang Thierse, Wolfgang Ullmann und – wie wir hoffen – zahlreiche LeserInnen des *Argument* (für Unterbringung kann gesorgt werden). Näheres im beiliegenden Faltprospekt und über: Volksuni e.V., Oranienburger Straße 46/47, 0-1040 Berlin, Telefon Berlin (Ost) 282 39 31; (West) 624 51 42.



## Zum Tode von Jutta Kolkenbrock-Netz

Am 25. Januar 1992 ist Jutta Kolkenbrock-Netz, Literaturwissenschaftlerin am Germanistischen Institut der Ruhr-Universität Bochum, an den Folgen einer Gehirnblutung gestorben. Die Dreiundvierzigjährige hat die theoretischen Debatten der beiden letzten Jahrzehnte um die Neubestimmung des Gegenstands Literatur im Feld von Ideologie- und Subjekttheorie, Psycho- und Diskursanalyse (einschließlich feministischer Orientierungen) entscheidend mitgeprägt.

Wissenschaftliche Biographien (ebenfalls eines ihrer wichtigsten Forschungsgebiete) sind wie Biographien überhaupt von einem bestimmten historischen Kairos zumindest mitgeprägt. Das Denken von Jutta Kolkenbrock-Netz blieb ohne den Enthusiasmus und den Elan von 1968 unverstänlich. Von damals datierte ihr bis zum Tode bewahrter seltener Mut, unerwünschte, ja zuweilen »peinliche« Fragen öffentlich zu stellen. Daß ohne diesen Mut keine Wissenschaft gedeihen kann – das mußte in den deutschen Kulturwissenschaften 1968 erst wieder gelernt werden. Die zeitweilige Verwerfung eines Teils der Bewegung in anachronistische, leninistisch orientierte Organisationskonzepte (auch Jutta Kolkenbrock-Netz hat eine Zeitlang versucht, eine von Louis Althusser inspirierte radikaldemokratische Orientierung in der DKP stark zu machen) hat in der veröffentlichten Meinung seither das Image von Achtundsechzig fast zum »Umkippen« gebracht. Dabei hat es keine stärkere Verneinung des Apparatschiks und der Nomenklatura gegeben als Achtundsechzig – gerade weil sich die Kritik zuerst an den eigenen westlichen Apparaten und der akademischen Nomenklatura rieb.

Der Weg durch die DKP brachte Jutta Kolkenbrock-Netz ein zeitweiliges Berufsverbot ein. Angesichts der Aufdeckung des flächendeckenden Spitzelsystems in der DDR fällt es schwer, nicht zu verdrängen, daß es auch an den westdeutschen Universitäten, in Organisationen und Bürgerinitiativen von formellen wie informellen »Mitarbeitern« gewimmelt hat und vermutlich weiter wimmelt. Ihr jedenfalls wurden in einschlägigen Überprüfungsgesprächen eindeutig 'erspitzelte' Erkenntnisse vorgehalten. Als sie über solche Erfahrungen anlässlich des Russell-Tribunals 1978 die Öffentlichkeit informieren wollte, »verbot« die DKP ihr diese Zeugenaussage vor einem als parteifeindlich eingestuften Gremium. Sie hat sich über dieses Verbot hinweggesetzt und sich damit in exemplarischer Weise gleichzeitig mit Stasi- und Verfassungsschutz-Syndrom angelegt.

In diesem Erfahrungskontext stehen auch ihre Forschungen über die Beziehungen zwischen Literatur und den »ideologischen Staatsapparaten« (Althusser) bzw. den »Disziplinierungs-Dispositiven« (Foucault). Ihre vielbeachtete Doktorarbeit (*Fabrikation – Experiment – Schöpfung. Strategien ästhetischer Legitimation im Naturalismus*, 1981) begriff die theoretischen Debatten des deutschen Naturalismus als Symptom einer ganz neuen Situation des »Dichters«: Was passiert mit ihm, wenn der »Journalist« neben ihm und mehr noch in ihm selber auftaucht und ihm über den Kopf wächst? Was wird aus der »Schöpfung« angesichts eines Schreibens, das zunehmend als ein geregelter Produktionsprozeß transparent und simulierbar wird? Jutta Kolkenbrock-Netz beantwortet solche Fragen



auf eine neue, »diskursanalytische« Weise: Indem sie z.B. die erste Phase deutscher Schriftstellerverbände auf ihre inneren Widersprüche hin (sehr aktuell!) untersucht oder die Juristen von damals dabei beobachtet, wie sie sich bei der Abgrenzung zwischen »Kolportage« und »Kunst« abstrampeln. In einem Punkt stimmten scheinbar sämtliche Naturalisten überein: Alle beriefen sich emphatisch auf ihre Allianz mit der »modernen Wissenschaft«. Die Diskursanalyse zeigt, daß unter dieser gemeinsamen Phrasendecke die zwei Auffassungen von Literatur (als Produktion eines Diskurses oder als schöpferische Offenbarung einer ewigen Wahrheit) sich nur um so schärfer differenzieren.

Mit der Doktorarbeit war ein breites Spektrum von Fragen eröffnet: Einmal die gegenseitige Faszination des scheinbar Unvereinbaren, der Literatur und der Naturwissenschaft, wie sie sich in den von Jutta Kolkenbrock-Netz untersuchten Autobiographien von WissenschaftlerInnen niederschlägt. Dann die Rolle der Literatur bei der »Normalisierung« von Subjektivität und Sexualität: In einem Beitrag über den »Mann als Statthalter des Normalen« (*kultuRRevolution* 9/1985) analysierte sie den paradoxerweise »modernen« Trend der wilhelminischen Zensurpraxis und der Männerbünde gegen »Schmutz und Schund«, sich auf das subjektive »Empfinden« des »normalen Mannes« zu berufen. Ihre sehr genaue Lektüre wies auf, daß als Subjekt der »Normalität« immer ein männliches gesetzt war, das allein befähigt schien, »weibliches Schamgefühl« mit zu berücksichtigen, da nur ihm die Konfrontation mit dem »Schmutz« zuzumuten war!

Ihre zahlreichen Beiträge zu weiblichem Schreiben gingen niemals von einer präexistenten, »natürlich« gegebenen »Weiblichkeit« aus, sondern fragten präzise nach den durch historisch verschiedene Diskurstypen allererst mitkonstituierten Formen weiblicher Subjektivität. Dieser Ansatz führte in dem gemeinsam mit Marianne Schuller verfaßten Essay »Frau im Spiegel« (AS 92) zu einer feministischen Kritik an damaligen Erfolgsbüchern wie Anja Meulenbelts *Die Scham ist vorbei*. Das Konzept eines mit sich identischen weiblichen Subjekts wurde als – in den klassischen männlichen Autobiographien seit Rousseau vorgeprägter – Mythos dekonstruiert. An Texten von Christa Wolf, Maxie Wander und Rossana Rossanda wurde gezeigt, wie es gelingen kann, ein weibliches Leben als Folge niemals aufgehender radikaler Brüche zu schreiben und Freiheit gerade als Demontage von Identität zu gewinnen. Hier erwies Jutta Kolkenbrock-Netz sich wesentlich von Lacans Kampf gegen eine ichpsychologische Lektüre Freuds angeregt.

In den letzten Jahren fand Jutta Kolkenbrock-Netz anlässlich von Symposien wie dem über »Nationale Mythen und Symbole« in Iserlohn (mit ihrem Beitrag über den Streit zwischen Haeckel und Virchow über »deutsche« Naturwissenschaft, Stuttgart 1985) oder dem in Bielefeld über »Diskurstheorien und Literaturwissenschaft« (mit ihrem exemplarischen Beitrag »Diskursanalyse und Narrativ«, Frankfurt/M 1986) zunehmend auch in der breiteren wissenschaftlichen Öffentlichkeit die verdiente Anerkennung. Im diesem ihrem letzten Wintersemester hat sie Seminare über Joseph Roth und Walter Benjamin durchgeführt und sich angesichts der Pogromwelle gegen Flüchtlinge einer Gruppe »SOS Rassismus« angeschlossen.

Jürgen Link

**volks  
uni** 

Volksuni. Das Lernfest zu Pfingsten.  
Drei Tage zum Zuhören, Mitreden,  
Streiten, Leute treffen und Feiern

### **13. Berliner Volksuni**

**Pfingsten,  
5.-8.  
Juni 1992**

**Humboldt-  
Universität  
Unter den  
Linden 6**

"Wie gestern und morgen sich  
mächtig vermischen ..."

Brennpunkt: Sozialpolitik  
Die politische Ökonomie des  
Einheitsprozesses

Industriepolitik  
Zukunft der Gewerkschaften  
Betriebliche Interessenvertretung

Ringens um politische Handlungs-  
fähigkeit: Frauenbewegungen im  
neuen Deutschland  
Neue Welt(un)ordnung:  
Aufschwung für das Patriarchat?  
Abseits(-Fällen)? Feministischer  
Marsch durch die Institutionen

Sein oder fremd sein: Rassismus  
und Alltagsdenken  
Mit vereinten Kräften: Krisen,  
Kämpfe, Chancen des kulturellen  
Zusammenwachsens

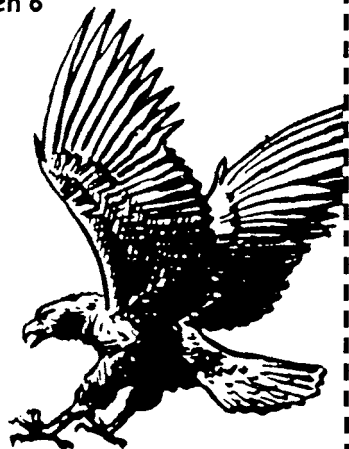
Solidarität im Treibhaus? Energie-  
und Chemiewendel Restaurations-  
politik der AKW-Lobby

Kriegsgefahren! - Friedenschancen?  
Kapitalismus - Sozialismus -  
"Dritte" Welt

Herausforderungen der Ökumene  
des christlichen Internationalismus



**DRÜBER UND DRUNTER**



**Abends:**

**Wenzel & Mensching -  
als Gast: Tobias Morgen-  
stern (Akkordeon)**

**Barbara Thalheim und  
Band**

**Martin Buchholz**

**Kindertheater -  
Ein Clowntheaterstück  
von und mit Boris Radi-  
voj und Gisela Klyczyk**

**IN DEUTSCHLAND**

Peter Weiss

## Marx besucht Hölderlin

(Hölderlin, II. Akt, 8. Szene)\*

Hölderlin im Turmzimmer. Auftritt der junge Karl Marx, Redactor an der Rheinischen Zeitung.

MARX           Zwei Wege sind gangbar  
zur Vorbereitung  
grundlegender Veränderungen  
Der eine Weg ist  
die Analyse der konkreten  
historischen Situation  
Der andre Weg ist  
die visionäre Formung  
tiefster persönlicher Erfahrung

HÖLDERLIN    Jedoch  
aber

MARX           Vor Ihnen  
stelle ich die beiden Wege  
als gleichwertig hin  
Dass Sie  
ein halbes Jahrhundert zuvor  
die Umwälzung nicht  
als wissenschaftlich begründete  
Notwendigkeit sondern  
als mythologische Ahnung  
beschrieben  
ist Ihr Fehler nicht

*Hölderlin spricht stockend, nach Worten suchend.*

HÖLDERLIN    Es tritt nun einer hier  
in dieses Zimmer ein  
was seit dem FreyheitsKrieg  
in Griechenland  
nicht mehr die äussern  
Luken von sich nahm  
und hör zum ersten Mahl  
da so ich sehr versunken  
in Betrachtung der Verletzten  
und Erschlagenen war  
wie eine Stimme  
thönend durch mein Ohr  
erinnert sich  
in mir

*Eine Weile Schweigen.*

[...]

\* Aus: Peter Weiss, Stücke Bd. II. 2. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1977. – Der Abdruck erfolgt mit der freundlichen Genehmigung des Suhrkamp-Verlags.

MARX            Als Sie Ihr Werk begannen  
                       war noch niemand da  
                       der Sie anhört und  
                       Ihnen antworten konnte  
                       Unmöglich für einen Einzelnen  
                       die gesamte Verfilztheit  
                       aufzubrechen

HÖLDERLIN    Viele  
                       Viele waren da

MARX            Auch die Nüchternsten  
                       die Ausdauerndsten blieben  
                       in ihrer Herkunft befangen  
                       vermochten nicht  
                       vom demokratischen Grund  
                       hinüberzusteigen ins  
                       proletarische Element

*Hölderlin setzt wieder zum Sprechen an, stockt.*

*Marx wartet.*

HÖLDERLIN    O diese blendend Helle  
                       in diesem Zimmer  
                       bedencken Sie  
                       dass sie dem Thräumenden  
                       in tiefster Finsternis  
                       entsteht  
                       Und diese Stille  
                       unvorstellbar  
                       wie sie aus Donnern tosend  
                       sich hat aufgelagert  
                       von UrZeiten an bis  
                       zum morgigen Tag  
                       Punct

*Schweigen.*

Klaus R. Scherpe

## Vernunft und Terror

### Peter Weiss' Schreckbilder politischer Gewalt\*

Mein persönlicher Eindruck von Peter Weiss ist der eines äußerst verletzbaren, empfindlichen und als Künstler mit sich sehr strengen Mannes. Der Schriftsteller Hubert Fichte wollte seine Bücher zu einer *Geschichte der Empfindlichkeit* zusammenfassen. Das wäre auch ein Titel für das Werk von Peter Weiss neben dem einer *Ästhetik des Widerstands*. Weiss schrieb Befremdendes, Unbekanntes auch und gerade dann, wenn er scheinbar Vertrautes und Bekanntes aufschrieb: die Familiengeschichte, die Geschichte der Arbeiterbewegung, die Kunstgeschichte. Deswegen taugt sein großes Erzählprojekt auch nicht zu einem linken Heimatroman. Peter Weiss hat Politik und Geschichte nicht nacherzählt, schon gar nicht repräsentiert. Er hat sie gefunden und neu erfunden. »Empfindlichkeit«, d. h. Bedenklichkeit, Zurückhaltung, fast ein Schamgefühl gegenüber dem Anderen, dem andern Leben, dem Fremden. Gewiß auch ausgreifende Identifikation, der Wunsch nach dem Leben der Anderen, aber auch der Wunsch, mit den Augen der Anderen sehen zu können.

Das wäre eine Liebeserklärung. Politisch ist die Literatur von Weiss nicht nur in ihrem Bekenntnis, sondern vielmehr in ihrem Appell an das Vorstellungsvermögen: anders sehen. – Eine Schuld der politisch geschulten Antifaschisten war, daß sie sich in der historischen Zeit die suggestive Gewalt des Faschismus nicht eindringlich genug haben *vorstellen* können. Zum Beispiel dies, daß in der Masse der Braunhemden im Sportpalast, im »Dickicht der hochgestreckten Arme«, auch der eigene Arm sich plötzlich steil erhebt (ÄdW III, 33), wie es Karin Boye in Berlin geschieht. Und einschneidender noch: Es fehlte das Vorstellungsvermögen für den Terror in den eigenen Reihen. Den Stalinismus hat man diskutiert, nicht imaginiert in seiner tödlichen Konsequenz. Das tat die schwedische Schriftstellerin nach ihren Reisen nach Berlin und in die Sowjetunion in ihrem Roman *Kallosain*. In der *Ästhetik des Widerstands* figuriert Boyes Roman als ein Manifest des Antitotalitarismus. Die Rede der Genossen geht darüber hinweg. Ich komme darauf zurück.

Ein »zärtlicher Mitsoldat« – das war auch Peter Weiss. Widerstand leisten mit den unzulänglichen Mitteln der Sprache der Literatur. Ein Satz von ihm hat sich mir vor allen anderen eingeprägt, weil er das Dilemma des Schriftstellers und auch das seines Interpreten schmerzhaft bewußt macht, Fürsprecher von Handlungen zu sein, die man selber nicht ausgeführt hat. Die Heraklesarbeit ohne Herakles.

Als wir 1981 Beiträge zusammenstellten zur *Ästhetik des Widerstands*, wollten wir etwas tun für dieses Buch. Wir fragten auch die Schriftsteller, und zwar

\* Vortrag, gehalten am 26. April 1991 im Rahmen des Workshops »Gegen die Verdrängung – Kritik des Stalinismus, ausgehend von Peter Weiss« an der Akademie der Künste, Berlin (West).

diejenigen, die dem Autor in beidem verwandt waren: in ihrer Empfindlichkeit und in ihrer Radikalität des politischen Engagements: Hubert Fichte, Christian Geissler, Volker Braun. Mit Volker Braun habe ich ernsthaft die Frage diskutiert, ob Kommunisten träumen können. Das einschlägige Klassikerzitat taucht im zweiten Band der *Ästhetik des Widerstands* auf der 62. Seite auf: »daß der Revolutionär die Fähigkeit zum Träumen besitzen müsse«, sagt Lenin. Ich stelle mir vor, daß unter den Sozialisten und Kommunisten seit Lenin hauptsächlich die Frage diskutiert wurde, ob Sozialisten und Kommunisten träumen *dürfen* oder auch träumen *müssen*, was zu träumen ist, vor allem die Zukunft natürlich. – »Tauben fliegen falsch«, sagte der Spötter Brecht in der Realismusdebatte der dreißiger Jahre zu Georg Lukács. »Lenin: den Aufstand marxistisch auffassen, d.h. als *Kunst*«, notiert Weiss (N 167): »*Ästhetik des Widerstands*« heißt das Buch. 1938, im Paris der geschlagenen Spanienkämpfer, läßt Weiss den abtrünnigen Kommunisten Willy Münzenberg Lenins Zimmer in der Züricher Spiegelgasse von 1917 sehen. Hier, in dem einfachen Zimmer mit dem weißen Kachelofen, dem Korbstuhl und dem von einem Arbeiter gemalten Marx-Porträt, sieht Weiss, was Willy Münzenberg sieht. Wir sehen die Vision der Kulturrevolution, die *ganze* Revolution, die Geist und Körper ergreift, den Traum der Vereinigung von Vernunft und Sinnlichkeit, den schon die Frühsozialisten geträumt haben, den Traum der Avantgarde von der Wiedervereinigung von Kunst und Leben, die »Einleitung einer Epoche der Demokratisierung«, wie Peter Weiss emphatisch hinzusetzt (ÄdW II, 65). – Gewiß eine Republik in Namen der Kunst, was sonst?

Den real existierenden Stalinismus in der DDR imaginiert Volker Braun in seiner Traumnotiz vom 4. September 1981. Ein »Voyeur« des Sozialismus auch er, wenn er träumt, daß er am Vorstandstisch der verkrampten und verhärmtten Genossen das Wort ergreift und über die *Ästhetik des Widerstands* spricht. Wieder ein Zimmer, der lange Tisch mit dem roten Tuch, Götzendämmerung, in die hinein jeder spricht, was jeder schon gehört hat, und jeder tut, was er ohnehin tut. Mit den Worten aus dem Buch von Weiss, so träumt Volker Braun, verdreht er den Genossen das Wort im Munde, läßt sie schief aussehen. Die Anschuldigung (»wir hatten gedacht, du hättest dich geändert«) bleibt ihnen im Halse stecken. Ein Aufstand der Kunst, diesmal als Grotteske, als befreiende Komödie, die der stets bedeutungsschwere Weiss so nicht geschrieben hätte.

»die gegend ist gebirgig, hinter dem tisch fällt sie steil ab.« Wie hieß es in Georg Büchners Erzählung: »Den 20. Januar ging Lenz durch's Gebirge ... Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehn konnte.« (Büchner 1980, 69) Und Volker Braun: »das gebirge, das ich für unnahbar hielt, erkenne ich als die geronnenen und kommunen strukturen der geschichte. ich finde sie beschrieben, verwittert, grotesk.« (Braun 1981, 11) Um zu sehen, was ist (mit bloßem Auge das Sichtbare, mit kaltem Blick die Strukturen), müßte man als Sozialist vielleicht auf dem Kopf gehen können. Volker Braun, so denke ich, hat von Peter Weiss' politisch gewollter Kunst sehr viel verstanden. Der Satz, den er aus der *Ästhetik des Widerstands* herausräumt, steht so oder so ähnlich bereits im *Kommunistischen Manifest*: »wenn wir uns nicht selbst befreien, bleibt es für uns ohne folgen« (ebd., 10). Diesen manche

Zeitenwende überlebenden Satz des Klassikers haben beide unter allen Umständen verteidigt, mit den Mitteln der Kunst, wie sonst?

Kann man bestimmten Sätzen treu bleiben, auch wenn ihr ideologisches Beiwerk verfällt? Ich denke schon und stelle mir vor, wie der Wortkünstler Weiss an seiner Sprache feilt. Solche Sätze muß man danach befragen, wer sie spricht. Wo und wann? Wer spricht mit, wenn sie gesprochen werden? Wer spricht, wenn ich spreche? Reine Erkenntnis der Philosophie oder der Politik ist in solchen Sätzen, wenn sie denn Wortkunst sind, nicht zu erlangen. Manchmal muß man den Satz aufspalten, um ihm nachzugehen, in zwei Figurationen vielleicht: Marat und Sade. In Marat spricht die Stimme der Vernunft, die der revolutionären und auch schon gewalttätigen Vernunft. In Sade die Stimme der Natur in ihrem Aufruhr und in ihrer mörderischen Monotonie. Ein Disput um ein und dasselbe, über den Menschen, bestehend aus Bewußtsein und Körper.

Weiss interessierte sich als Künstler nur für die Extreme. Dadurch hat er sich die sogenannte dialektische Vermittlung der Widersprüche schwer gemacht, vielleicht sogar unmöglich. Der in der Kunst aufgespaltene Satz taugt nicht zum Partei-Ergreifen für die Satzteile. (Marat als Stalinist, Sade als Anarchist?) Das war in Büchners Drama *Dantons Tod* auch schon so, Danton und Robespierre, Sinnlichkeit und Askese. Die ganze Revolution, die sich von sich selber trennt. Die Verzweiflung über die mißlungene Vereinigung dieser Revolution steht am Schluß: Luciles sinnloser Schrei auf dem Richtplatz: »Es lebe der König!« (Büchner 1980, 68) Im Namen der Republik wird sie abgeführt.

Die obsessive Entgegensetzung von Vernunft und Sinnlichkeit, die ich mich nicht getraue eine Dialektik zu nennen, gerinnt bei Weiss zum Schreckbild von Geschichte. Dieser Tod, dieser Schrecken scheint indifferent gegenüber der politischen Gewalt, die ihn hervorbringt. Die Szene der Hinrichtung der antifaschistischen Widerstandskämpfer in Plötzensee hat die gleiche grauenhafte Intensität wie die Imagination von Trotzki's Gesicht (mit dem blutdurchtränkten Verband wie Marat) und die Evokation der Ermordung Willy Münzenbergs im Wald von Cagnet, Münzenberg: Lenins Boten aus der Zürcher Spiegelgasse. Volker Braun hat wohl auch dies bemerkt: Die unbedingte leidenschaftliche Kälte der literarischen Darstellung – ein Resultat der Schmerzempfindlichkeit des Künstlers und eine Folge seiner in der Malerei und bildenden Kunst bewährten Fähigkeit, das Körperliche unerbittlich scharf zu zeichnen und präsent zu machen. Die physische Liquidierung des Genossen durch die Häsher Stalins ist kein Lehrstück. Sie wird verbunden mit der Schilderung der Krankheit auf Lenins Körper. Sätze, die das politische Argument betreffen und solche, die den historischen Zusammenhang erklären, fehlen hier ganz. Und das ist zu bedenken: die eindrucksvollsten, auch politisch bewegtesten Bilder zeichnet Weiss in der *Ästhetik des Widerstands* immer dann, wenn die Geschichte, die der Roman als historischen Prozeß erzählt, angehalten, stillgestellt wird, im Augenblick: »Beim Gedanken des Erhängens im Wald ... versuchte ich, mir die Sekunde vorzustellen, in der sich das Seil um Münzenbergs Hals zusammenzog ...« (ÄdW III, 23) Wichtiger als die politische Kommentierung der Gewalttat ist der Gedanke, den Karin Boye dem Erzähler für Münzenbergs Waldspaziergang mit auf den Weg gibt: »Vielleicht hat er, beim Wandern durch den Wald, laut gesungen und



deshalb nicht gehört, daß man ihn verfolgte ...« (Ebd., 24) Will der Leser nur etwas begreifen von dem, was Peter Weiss mit einer *Ästhetik* des Widerstands gemeint hat, so muß seine ganze Aufmerksamkeit diesen Worten gelten und der *Konstruktion* dieser Worte in diesen Sätzen: dem, was Weiss seinen »Rebus«, sein rätselhaftes Textmuster nannte.

Wie diese Sätze historisch und politisch 'vermittelt' sind, darüber hat der für das Verständnis der *Ästhetik des Widerstands* so oft bemühte Walter Benjamin in den dreißiger Jahren im Zusammenhang seines Passagenwerkes Auskunft gegeben. In einem Brief an Adorno vom 9. Dezember 1938 schreibt Benjamin das auf, was Weiss ihm möglicherweise nachschreibt:

»So war da zuletzt nicht ... bloße Treue zum dialektischen Materialismus im Spiel, sondern Solidarität mit den Erfahrungen, die wir alle in den letzten fünfzehn Jahren (also seit 1923) gemacht hatten. (...) Es liegt ein Antagonismus vor, dem enthoben zu sein ich nicht einmal im Traum wünschen könnte. Seine Bewältigung macht das Problem der Arbeit aus, und dieses ist eins ihrer Konstruktion. Ich meine, daß die Spekulation ihren notwendig kühnen Flug nur dann mit einiger Aussicht auf Gelingen antritt, wenn sie, statt die wächsernen Schwingen der Esoterik anzulegen ihre Kraftquelle allein in der Konstruktion sucht.« (Benjamin 1978, 793)

Adorno gegenüber widersteht Benjamin einer einfachen Dialektik von Wissen und historischer Erfahrung, auch einer Negation, die womöglich die wächsernen Schwingen der Esoterik anlegt. Er besteht auf dem *Antagonismus*, der als ein Chiasmus konstruiert ist: Das eher intime Wort der *Treue* wird dem dialektischen Materialismus zugeordnet, das politisch-öffentliche Wort der *Solidarität* den eigenen Erfahrungen.

Peter Weiss, das wissen wir, ist solidarisch mit den Erfahrungen der Erniedrigten und Unterdrückten. Ihnen, an deren Seite er in den dreißiger Jahren nicht gekämpft hat, hält er aus Überzeugung die Treue, verbunden – das vermute ich – mit dem Schuldgefühl, nicht gekämpft zu haben, im Spanischen Bürgerkrieg. Boye in Spanien, das ist Hamburger, genannt Marcauer, die deutsche Genossin und Jüdin aus großbürgerlicher Familie. Die Genossen diskutieren in der spanischen Etappe des Sanitätslagers und angesichts der Überlegenheit der Franco-Mörder den stalinistischen Terror, die Moskauer Prozesse. Die üblichen Argumente: die Opfer rechtfertigen die Täter, die bedrohte Sowjetmacht. Der zur Macht geronnene historische Materialismus beschwört und vergewaltigt die Treue seiner Soldaten. »Treue«, das ist jetzt nichts anderes mehr als die Vernichtung der eigenen historischen Erfahrungen. Alle »Logik«, alle »Kontinuität« für Stalins Sowjetmacht, alle »Ordnung« und »Konsequenz«, »Gehorsam« und »Disziplin«. Dem Moskauer Lehrstück der Unterwerfung der abtrünnigen Genossen unter das stalinistische Gemeinwohl widerspricht Marcauer: »Ich kann keine Tragik sehn in ihrer Situation, nur Wahn.« (ÄdW I, 293) Wo die Männerwelt der Genossen nur die politische Machtfrage diskutiert, empfindet Marcauer die physische Gewalt der Vernichtung, der auch sie ausgeliefert wird: »... nur die Folter, die zur Vollzugsgewalt curer Welt gehört, kann einen Menschen so entäußern, daß er seine Vernichtung mit Dank empfängt.« (Ebd., 294) Aus Marcauer spricht, wie Hodann bemerkt, nur die Natur, nicht die Gesellschaft, die dieses Opfer fordert. Weiss vertieft seine Rede im Abgrund dieses Antagonismus. Hier gibt es keinen Brückenschlag. Er muß sich entscheiden, und er entscheidet sich

auch hier für die leidende Kreatur, die Empfindlichkeit, die Frauenstimme, die der »patriarchalischen Welt« widerspricht, da es für sie keine Rechtfertigung gibt, auch keine politische in höchster Not:

»Und bald schon verwischte sich die Stunde am frühen Morgen, als sie von der Militärpolizei abgeholt wurde, und nur der Eindruck hielt sich noch, wie sie unten in der Halle der Villa Candida den Sand beschrieb, zu fahlem Gelb beleuchtet von der abgestellten Laterne, das Weiße in den aufgerissenen Augen, die dicht aneinandergereihten Rücken des Exekutionskommandos ...« (Ebd., 313f.)

Marcauer lebt weiter, kurze Zeit, in Karin Boye. Sie brachte »mein rationales System ins Schwanken«, bekennt der Erzähler (ÄdW III, 38). Weiss setzt das einen Ausweg suchende Erzähler-Ich auch weiterhin diesen Erschütterungen und Schwankungen aus. Und dabei fallen die letzten Tabus der politischen Rede, sogar das Tabu der Vergleichbarkeit von stalinistischem und faschistischem Terror, wovon sonst nur der politische Gegner spricht. Von Boyes Roman *Kallocalain* war Weiss so bewegt, daß er ihn in sein eigenes Buch eingeschrieben hat. Zwischen Huxleys *Brave New World* (1932) und George Orwells *1984* (1949) entwirft *Kallocalain* eine weitere, zwingende Vision totalitärer Herrschaft. Die Romanfiktion greift die Erfahrung mit dem Staat Hitlers und dem Stalins gleichermaßen auf und vollendet sie in der Zukunft, grauenhaft. Renegatenliteratur hat man solche Bücher genannt. Aber von welchem Standpunkt aus will man heute noch die Renegatenliteratur der Koestler, Regler, Gide, Sperber und Orwell abqualifizieren? Unbewältigte linke Literaturgeschichte! Man muß zur Kenntnis nehmen, daß Weiss auch mit dieser Aufarbeitung begonnen hat. »Wir wollen von diesen Abgründen nichts wissen«, sagt die Erzählerstimme in der *Ästhetik des Widerstands* bei der Vorstellung von Boyes Roman, »nichts wissen, weil unsre Kräfte sich dort erschöpfen würden, wir halten uns an das, was kenntlich gemacht werden kann.« (Ebd., 39) Die Wortkunst von Weiss reicht aber – und das ist ihre literarische und politische Qualität – auch an das heran, was sich der politischen »Kenntlichkeit« entzieht. Boyes 1940 erschienener Roman handelt von dem »Unvermögen der Menschen, der Entwicklung des Staats zum Mordinstrument hin Einhalt zu gebieten« (Ebd., 38). Die Wahrheitsdroge Kallocalain, die jeden Menschen dazu bringt, seine innersten Gedanken preiszugeben, wird konsequent angewandt. Im 21. Jahrhundert haben sich die beiden terroristischen Gesellschaftssysteme zu einem einzigen totalitären Machtstaat zusammengeschlossen. Boyes Text zu Beginn des Zweiten Weltkrieges ist auch die vorausahnende Schreckensvision eines Freundschaftspaktes zwischen Hitler und Stalin: »Bei den beiden Großmächten in ihrem Buch, dem Weltstaat und dem Universalstaat, war von Ideologien nichts mehr erkennbar. (...) Der Blick richtete sich in eine Zukunft, in der sich die Wahlmöglichkeit, sogar der Sinn für Unterscheidung, vollends verloren haben würde, in dem jede Gedankenregung verdrüstert würde von einem ungeheuren gegenseitigen Terror. Und hatte der in seiner Verzweiflung lebende Chronist geglaubt, daß Reste von Erinnerungen an eine Freiheit sich nie ersticken lassen, so mußte er, nach dem Blitzkrieg des Nachbarstaats, der die beiden Reiche zu einer einzigen Macht zusammenwarf, einsehen, daß durch die Verdopplung der Bestialität auch dieser Funke eines Traums erlosch.« (Ebd.)

Weiss schildert in seinem Roman den Selbstmord Karin Boyes in einem einsamen Waldstück, in einem Wald, in dem Spaziergänge und Gespräche nicht

mehr möglich sind, in dem Wald, in dem auch Münzenberg ermordet aufgefunden wurde. Hier endet – so der Berichterstatter über Boyes Roman – »die qualvolle Suche nach Wahrheit« (ebd.). Wie hat Weiss seinen Roman, in dem Boyes Roman endet, zu Ende schreiben können? Den Schatten ihres privaten Schicksals und das in Boyes Roman erzählte politische Schicksal ist er nicht mehr losgeworden. Gegenfiguren mußten erfunden werden, Lotte Bischoff zum Beispiel, die straffe Genossin. Wir wissen, daß die *Ästhetik des Widerstands* auch mit dem Schicksal einer privaten und politischen Verzweiflung hätte enden können. Der Bericht über den an der Parteidogmatik zugrunde gehenden Max Hodann, der einmal für den Schluß gedacht war, ist in den *Notizbüchern* nachzulesen. Wir lesen, daß die *Ästhetik des Widerstands* zum Ende kommt als unvollendete Geschichte, als Geschichte im Konjunktiv, als schmerzhaftes Utopie, die nur als Paradox formuliert werden kann: Die Erinnerung an ein noch gar nicht wirklich und historisch gelebtes Leben: Es wird gewesen sein.

Ich möchte am Ende die politische Utopie des Peter Weiss zurückversetzen in seine Kunst. Gunilla Palmstierna hat in ihrer Rede bei der Entgegennahme des Büchner-Preises von dem *Ursprung* seines künstlerischen Schaffens gesprochen, vom ständigen Kampf gegen den »schwarzen Abgrund«. Die Utopie besteht in der wahnsinnigen Anstrengung, auch noch das Unkenntliche kenntlich zu machen mit den Zeichen der Kunst, in der Literatur mit den willkürlichen Zeichen der Sprache das absinkende Bewußtsein festzuschreiben, dem Amorphem Gestalt zu geben, ihm Bedeutungen abzurufen. Die Leere kann nicht überwunden werden, aber man kann sie scharf zeichnen in ihren Konturen. Das wäre, auf Zeit, der einzige Halt, den es gibt. Am Ende der künstlerischen Utopie, die der Roman auch ist, könnte die Konfiguration um Dürers Bild der Melancholie stehen. Dieses Bild ist der künstlerische Fluchtpunkt der politischen Hadeswanderung des dritten Bandes. In ihm wird das Bild der Mutter geborgen, das Peter Weiss aus seinem Erzähltext als Zeichen äußerster Gefährdung, als Warn-Utopie gleichsam, herausstellt. In der Rede des Vaters, die noch immer politische Aufklärung will, wird die Sprache des Bewußtseins aufs Äußerste zusammengeballt in der fast rauschhaften Nennung der Namen, die sonst nicht genannt wurden, der Namen der Kapitalisten, die den Hitler-Faschismus finanzierten. Diese Rede, die noch einmal politische Theorie umsetzt, macht jedoch keinen einfachen, pragmatischen Sinn mehr. In der surrealen Vision der Szene – die Namen haben sich in seinem Körper »festgebissen«, die Räumlichkeit des Zimmers wird entgrenzt bis »dahin, wo die Realität ihre höchste Kraft entfaltet« – gerinnt die männlich-vernünftige Ansprache zu jenem »riesigen metallischen System« (ebd., 125), dem schon Marcauer in der Rede der Genossen unterworfen wurde. Mit dieser Rede schlägt der Vater verzweifelt und ohnmächtig auf die Mutter ein, die, verschattet, im Schweigen versinkt. Und dann dieser Satz, der die Mutter trifft, der alle menschlichen Beziehungen abbricht und nur noch an körperlichen Schmerz erinnert: »In ihrem Wohnzimmer in dem alten Haus stand meine Mutter am Fenster und blickte hinüber zum Schulhof, wo sie ein Kind sah, das weder sprechen noch schreien konnte und an dem zwei Ratten festgebissen hingen.« (Ebd., 26) Mit grauenerregender Genauigkeit markiert die Wortkunst die Grenzen des Logos: »Von der Vernunft,

der geistigen Beherrschung der Kunst war nichts mehr vorhanden, höchstens Regungen körperlicher Art waren spürbar, wie sie auch dem Entstehen von Kunst zugrunde liegen mochten.« (Ebd., 131)

Eine letzte Vermittlung versucht Weiss im Zeichen einer Kunst, welche die politische Realität nicht mehr zuverlässig bezeichnet, aber vielleicht gerade deshalb geeignet ist, mit Worten etwas aufzuwiegen »von dem, was von der Politik nicht erfüllt werde« (ebd., 135). Im Notizheft spricht er von den »grausigen, fürchterlich lasterhaften Beziehungen, daß der Körper sich hinwegsetzt über alles, was der Intellekt aufgebaut hat, höhnisch die Eroberungen des Geists in Stücke reißt – versuche mit dem Buch, diese Kluft zu überwinden.« (N 816) Hier reißt der Antagonismus von Marat und de Sade wieder auf, die Substanz der Revolution wird noch einmal wie in der Todessekunde Münzenbergs auseinander gesprengt in ihre unversöhnlichen Teile, Sinnlichkeit und Vernunft, mörderisches Schweigen der Natur und der Versuch des Logos, Widerstand zu leisten, Zeichen zu setzen, Bedeutungen »einzuätzen« in das amorphe Gestein. »Überwinden« konnte die *Ästhetik des Widerstands* diese Kluft nicht, aber daran arbeiten, die Gefahr zu bannen im Bild im allegorischen Schriftsinn des Bildes.

Das Bild der Melancholie, das Weiss nach Albrecht Dürer gezeichnet hat, scheint mir aktuell zu sein in der Kennzeichnung äußerster Gefahr. Melancholie ist die Trauerarbeit, die nicht gelingt. Aus der Frauengestalt, noch umgeben von den Gerätschaften des Lebens, des Arbeitens, des Forschens, ist alles Leben gewichen. Sie bewahrt es, aber sie hat es in sich verschlossen. Weiss' Muttergestalt im Bild von Dürer ist erstarrt in ihrer unlösbaren, schweigenden Identifikation mit den Opfern. Sie stirbt an der Übermacht der eigenen Leidensgeschichte. In der Trauerarbeit gelingt die Stärkung des Ich dadurch, daß der Verlust des geliebten Objekts verkraftet wird. Neues Leben ist möglich durch bewußte Trennung von Vergangenen. Melancholie dagegen bedeutet – mit Freud gesprochen – eine anhaltende »Störung des Selbstgefühls« (Freud 1982, 198), da die libidinöse Verstrickung in das Vergangene nicht aufgelöst wird. Sie bedeutet den Verlust der Handlungsfähigkeit – der Fall des Prinzen von Dänemark.

Texte verändern ihre Bedeutung mit der Zeit; die Trennung von lieb gewordenen Ideen, die einmal das Leben bestimmten, ist unverzichtbar für die Handlungsfähigkeit in der Gegenwart. Ich versuche mir das Bild der *Melencolia* zu deuten für die Jetzt-Zeit. Das kann nicht anders als schmerzhaft sein. »Ein dickes, verschnalltes Buch lag unterm Arm der Frauengestalt«, heißt es im Text zu dem Bild. Und gleich daneben steht es, das Entscheidende, der Satz, der aufzulösen ist: »Wie oft hatte es einen solchen Gang, eine solche Bewegung gegeben, diesen Griff zu den Büchern, diese Suche nach Bestätigung durch Überliefertes.« (ÄdW III, 132) Festhalten und doch loslassen: Das ist auch eine dialektische Bewegung. Eine Ästhetik des Widerstands ist nie Bestätigung des Überlieferten, des Sinns oder gar der Gesinnung; ihre Lektüre muß eine eigene, auch eigensinnige und darin produktive sein. Die *Ästhetik des Widerstands* lesen gegen das Verharren in Melancholie. So verstehe ich den Satz, der sich zurückverfolgen läßt von Volker Braun über Peter Weiss zu Karl Marx: »wenn wir uns nicht selbst befreien, bleibt es für uns ohne folgen.«

## Literaturverzeichnis

Für die zitierten – sämtlich bei Suhrkamp in Frankfurt/M. erschienenen – Schriften von Peter Weiss stehen folgende Abkürzungen:

ÄdW = Die Ästhetik des Widerstands. Roman. 1975 (I), 1978 (II), 1981 (III). Römische Band- und arabische Seitenangabe

N = Notizbücher 1971-1980, 1981

Benjamin, Walter, 1978: Briefe. Hrsg. und mit Anm. versehen von Gershom Scholem und Theodor W. Adorno. Frankfurt/M.

Braun, Volker, 1981: Traumnotiz. In: Götze, Karl-Heinz/Scherpe, Klaus R. (Hrsg.): *Die Ästhetik des Widerstands* lesen. Über Peter Weiss. West-Berlin (AS 75)

Büchner, Georg, 1980: Werke und Briefe. München

Freud, Sigmund, 1982: Trauer und Melancholie. In: Ders., Studienausgabe. Bd. III. Frankfurt/M.

Solidarität ist die Zärtlichkeit der Völker! *Che Guevara*

# Kuba muß überleben!

Kuba 1992 – Jahr der Feuerprobe: »Widerstand leisten, unsere sozialistische Option und unsere Unabhängigkeit retten!«

Der kubanischen Volkswirtschaft fehlt es an fast allem.

Maschinen, Geräte, EDV-Technik, Ersatzteile, Schmierstoffe, Verbrauchsmaterialien, Arznei-, Wasch-, Reinigungs- und Nahrungsmittel, Konserven, Textilien und Spielzeug (nicht nur DDR / RGW-Produkte/neuwertig) wären eine große Überlebenshilfe.

Wir wenden uns an alle BürgerInnen, an alle Betriebe, Genossenschaften, Krankenhäuser, Polikliniken, Arztpraxen, Apotheken, Materialverwaltungen, Handelsunternehmen usw. mit der dringenden Bitte um materielle Spenden für Kuba. Bitte helfen Sie dem kubanischen Volk! Senden Sie uns bitte Ihre Spendenangebote schriftlich zu.

Für den notwendigen logistischen Aufwand (u. a. Lager- und Transportkosten) erbitten wir auch finanzielle Spenden (steuerlich absetzbar) auf das Konto der Berliner Bank AG, Konto-Nr. 4382 2100 00 / Cod. 9612, BLZ 120 205 00, VWZ: Kuba muß überleben!

Cuba sf  
Arbeitsgemeinschaft der PDS  
Kleine Alexanderstraße 28  
O-1020 Berlin  
Telefon 28 40 94 55  
Fax 2 81 41 69/2 51 93 63 (West)

Jens-F. Dwars

## Archäologie der Befreiung

### Zu Welschs postmoderner Lesart der *Ästhetik des Widerstands*<sup>1</sup>

Wolfgang Welsch sieht »die Stärke« des Romans darin, daß er Ästhetik mit Politik verknüpfe, doch liege in der Art ihrer Verbindung »eine gravierende Schwachstelle seines Konzepts«: »Bei Weiss steht die Perspektive, aus der die Kunst betrachtet wird und für die sie sich dann als förderlich erweist, von vornherein und kunst-extern schon fest. Man kann sie kurz folgendermaßen angeben: Es geht insgesamt um die Geschichte der Menschheit, die Geschichte der Klassenkämpfe, die Geschichte der sozialen Evolution, die als eine Geschichte der Emanzipation, des Aufstiegs der Unterdrückten, der Befreiung der Menschheit von Ausbeutung zu verstehen ist.« (Welsch 1990, 327f.)

Daß eben diese Perspektive jenseits des Ästhetischen vorausgesetzt und »auf die Kunst ex post angewandt« werde, belegt Welsch an zwei Roman-Zitaten, wonach Kunst »eine Geschichte des menschlichen Lebens (sei), aus der die Stufen sozialer Entscheidungen abzulesen« wären, und »daß wir dies alles mit unsern eignen Bewertungen zu füllen hatten« (ebd., 328). Darin aber bestehe das Muster einer »Input-Hermeneutik«, deren Gebot narzißtischer Selbstbespiegelung in den vorgefundenen Kunstwerken beliebig übertragbar sei: »Das Verfahren des Peter Weiss ist nicht nur für eine sozialistische, sondern ebenso für eine aristokratische, konservative oder faschistische Korrelation von Ästhetik und Politik verwertbar.« (Ebd., 329)

Dagegen biete die postmoderne Widerstandskonzeption von Lyotard eine originär politisch-ästhetische Alternative, die von der unmittelbaren Kunsterfahrung der Avantgarde dieses Jahrhunderts mit ihren Eigenansprüchen ausgehe und daher »beim Ästhetischen selbst« ansetze: bei der Wahrnehmung der Inkommensurabilität einer Vielfalt künstlerischer Ausdrucksformen, die eine »Elementarschule« politischer Pluralität ermöglichen könne. Im Gegensatz zur traditionellen Politik, die unter dem Vorzeichen der »schönen Sozietät« den »Weg zum Terror« eröffne, erzwingt Lyotards Ästhetik des Erhabenen keine Versöhnung, sondern halte den Widerstreit wach gegen jede Uniformierung. Sie sei auf die Ausbildung »aisthetischer Kompetenz« gerichtet, einer Sensibilisierung zum Wahr-Nehmen pluraler Lebensformen, der Anerkennung des Differenten, der Aufdeckung »impliziter Überherrschaft« und der Befähigung zu Übergängen ohne Gleichmacherei aus der Bereitschaft zum Dissens heraus. Eine solche postmoderne Ästhetik des Widerstands entspräche erst den Erfordernissen der Gegenwart im Wandel von der Arbeits- zur Informationsgesellschaft, die überkommene Klassenkampf- und Parteistrategien vergessen macht unter dem Diktat der Neuen Technologien (vgl. ebd., 331f.).

Das klingt wie die endlich gefundene Lösung: die allgemein gültige Befreiungsformel einer Wahrnehmung unübersteigbarer Pluralität, die mithin vom Ballast eines »linken Heimatromans« (Hermand 1983, 99) erlöst, der seinen gesicherten Platz im Inventar des bürgerlichen Bildungsgutes gefunden hat und nicht erst seit

der großen Peter-Weiss-Ausstellung der Berliner Akademie der Künste 1991 einem musealen Erbstück der trotzig vergehenden Linken gleicht. Wie der Fries von Pergamon im gleichnamigen Museum, mit dessen Besprechung die *Ästhetik des Widerstands* einsetzt, scheint der Roman selbst zum Dokument einer toten Zeit zu erstarren, deren Erinnerungsmalen nur noch wenige wehmütig nachblicken, die sich in kleinen Zirkeln um das Buch scharen mögen zur Erbauung an der literarisch eingelösten »Einheitsfront« (vgl. Reese-Schäfer 1990), an dem »Schwanengesang« (Krenzlin 1990) der klassischen europäischen Arbeiterbewegung. Doch das wäre zu leicht. In Welschs Interpretationsmuster fehlt – der Widerstreit, die Wahrnehmung des »Inkommensurablen« – die originär ästhetische Bewegung, die den Roman von Weiss im Unterschied zum kunstphilosophischen Kommentar und mithin zur Theorie Lyotards konstituiert. Freilich sieht der Leser auf den ersten Blick Coppi, Heilmann und den Ich-Erzähler vor dem Pergamon-Altar eine vorbildliche Kunstaneignung nach marxistischen Grundsätzen praktizieren: Die drei Antifaschisten bewundern nicht das vielfach kommentierte Kulturgut, sondern identifizieren sich in sinnlich-mimetischer Annäherung mit den Unterdrückten, den »barbarischen Mischwesen«, die sich auf dem Fries gegen die edel gestalteten Götter erheben. Damit verkehren sie die Normative klassisch idealistischer Ästhetik von hoch–niedrig, schön–häßlich, edel–gemein etc. (vgl. Nährlich 1987) und erschließen das museale Schauobjekt als ein Dokument andauernder Herrschaftskultur. Über die sinnliche Einfühlung hinausgehend versetzen sich die drei durch Anstrengung ihrer Phantasie und im gleichzeitigen Rückgriff auf rational gesicherte Geschichtsdaten in den Zeitraum der Entstehung des Altars. Die fertige Form des dinghaft toten Monuments der Unterwerfung eindringender gallischer Völker durch die Dynastie der Attaliden erscheint als »mythische Verkleidung« historischer Ereignisse, die von den »Eingeweihten« in ihrer kunstvollen »Harmonie« gepriesen wurde.

»Die andern aber, die nicht einmal den Begriff der Bildung kannten, starrten verstohlen in die aufgerissnen Rachen, verspürten den Schlag der Pranke im eignen Fleisch. Genuß vermittelte das Werk den Privilegierten, ein Abgetrenntsein unter strengem hierarchischem Gesetz ahnten die andern.« (AdW I, 9)

Doch das mythische Denkmal erinnert auch die Kraft der Unterliegenden. So gesehen, nehmen sie auf dem Fries die Sekunde wahr, in der »gewaltsame Veränderung bevorstand, den Augenblick, in dem die gesammelte Kraft die unabwendbare Folge ahnen läßt«. In dieser Verzeitlichung des räumlich Vorgefundenen »begann der Stein zu vibrieren«: Das scheinbar tote Kunstwerk verlebendigt sich in seiner intensiven sinnlich-geistigen Aufnahme durch die drei Antifaschisten, die jetzt erst die Gestalt des Herakles vermissen, des »irdischen Helfer(s), der durch Tapferkeit und ausdauernde Arbeit die Zeit der Bedrohung beenden würde«, und die es ein Omen nennen, daß sie sich »nun selbst ein Bild dieses Fürsprechers des Handelns zu machen hatten« (ebd., II).

Der Altarfries sei »zu einem freistehenden Wert geworden«: Sein Status als autonomes Kunstwerk verhüllt nicht nur die darin verborgene Herrschaft, sondern offenbart zugleich eine Widerstandskraft, die sich über die Grenzen von Raum und Zeit hinweg jenen mitteilt, die ihre Zeichen verstehen in dem Sinnbild, das den »Kampf zwischen den Klassen« (ebd., 13) vergegenständlicht.



Der Text evoziert eine Kunsterfahrung, die hinter rationalistische Aufklärungsformen zurückreicht in Frühformen hermeneutischer Exegese, der mittelalterlichen Erleuchtung durch das Wort Gottes. Visionär verdichten sich die Sinne zur Wahrnehmung kommenden Leids im Angesicht des andauernd Vergangenen: »Wir hörten die Hiebe der Knüppel, die schrillenden Pfeifen, das Stöhnen, das Plätschern des Bluts. Wir blickten in eine Vorzeit zurück, und einen Augenblick lang füllte sich auch die Perspektive des Kommenden mit einem Massaker, das sich vom Gedanken an Befreiung nicht durchdringen ließ. Ihnen, den Unterworfenen, zur Hilfe müßte Herakles kommen, nicht denen, die an Panzern und Waffen genug hatten.«

In einer dritten Hinwendung nun sehen die Betrachter, wie die Bildhauermeister auf die Marmorblöcke weisen, die von den besiegten Kriegern aus dem Fels gebrochen werden, und wie die »gewaltigen bärtigen Gesichter in ihnen schon zum Stoff des Traums« wurden: »Indem die Ausgeplünderten ihre Energien in ausgeruhte und aufnahmebereite Gedanken übertrugen, entstand aus Herrschaft und Erniedrigung Kunst.« (Ebd., 14)

Die drei Gefährten binden die werkhafte erstarrte Kunst im Modus ihrer Erfahrung wieder ans Leben zurück, indem sie sich die Körperenergien der Enteigneten aneignen im Streben, selbst Subjekt zu werden und, angereichert, getragen von einer über Jahrtausende unterdrückten Kraft, der Sklaverei ein Ende zu bereiten. Es ist mehrfach gezeigt worden, inwieweit diesen Eingangsbildern die Poetik des Danteschen Abstiegs in die Höllengründe der Kultur eingeschrieben ist, gekoppelt an Walter Benjamins Thesen zum Historischen Materialismus, die im Angesicht des Nationalsozialismus den messianischen Augenblick der Erinnerung an das unabgegoldene Leid aus den Kontinuum fortschreitender Zeit herauszusprengen forderten.

Wolfgang Welschs Vorwurf der politischen Selbstbespiegelung im Medium der Kunst scheint mir damit noch nicht entkräftet zu sein. Vielmehr ließe sich präziser von einer Ästhetisierung der eigenen Befindlichkeit sprechen, einer Suche nach dem imaginären Vor-Bild der innersten Träume, Sehnsüchte, Hoffnungen und Ängste, die sich in der Gestalt des selbst zu entwerfenden Herakles verdichten.

Zunächst entwickelt der Gymnasiast Heilmann auf dem Weg vom Museum zur Wohnung der Familie Coppi seine »Vorstellung einer künftigen Gesellschaft, in der, nach den Erfahrungen des Zwangs, des Betrugs, der Erniedrigung und jeder Art von Tortur, die gewohnten Ordnungen, Gesetze und Tabus aufgehoben waren«. Der verlockenden Zeichnung einer schönen »Öffentlichkeit« aber, in der »das gemeinsame Beste ... mit dem eignen Besten identisch« sei, wo es »keine Rangstufen mehr (gäbe), keine verschlossnen Türen«, entgegnet der Arbeiter Coppi, der sich selbst aufhebende Staat belasse jene »Phase« im »mythischen Dunkel«, »in der die autoritärste Sache, die es gibt, die Revolution, Wirklichkeit ist«. Heilmann antwortet, sie »wüßten, daß der Gehorsam, das Vertrauen in höhere Führung unser eignes Urteil schwächen, unser Unterscheidungsvermögen fördern sollten. Für uns gelte es, die von alters her übernommenen Muster zu bezwingen« (ebd., 18).

Das erzählende Ich gibt die Gegensätze wieder, in die das so geschlossen wirkende »wir« zerfällt, ohne sie in einer dritten Position zu versöhnen. Erwähnt

wird lediglich, daß die Worte Heilmanns im Getriebe des Verkehrs untergehen, während er von Herakles zu reden fortfährt. Die Erinnerung an die mythische Figur des kraftstrotzenden Heroen erscheint wie ein Exempel dafür, was es heißt, die »übernommenen Muster zu bezwingen« und zugleich als Rückversicherung der im Alltag haltlos verklingenden Utopie im Aufarbeiten einer Vorstellungswelt, die den Augenblick in menscheitsgeschichtliche Dimensionen weitet. Herakles habe sich von Anfang an gegen die Intrigen der Mächtigen aufgelehnt. Da Hera, die Gemahlin des Zeus, aus Eifersucht auf Alkmene seine Geburt verzögerte, seien der »Bruch, aus dem unversöhnlicher Widerstreit wurde«, der »Aufruhr gegen das Bestehende« schon in der Leibesfrucht »vorgebildet gewesen« (ebd., 19). Während die mißgestaltete Frühgeburt Eurystheus als »neuer Herrscher« den Platz einnimmt, für den Herakles bestimmt war, muß letzterer seine Lebenskraft in ständiger Todesgefahr behaupten. So aber wird er zum Befreier, der die sagenhaften Ungeheuer besiegt, vor denen zu schützen die traditionale Herrschaft sich dem Volke legitimiert. Herakles zerreißt den Schleier der Rechtmäßigkeit, indem er die Schreckgestalten, die dem System der Unterdrückung zugrunde liegen, die Feindbilder des Hofes auf dem Marktplatz der Lächerlichkeit preisgibt: den winselnden Kerberos und jenen kläglichen Vogel, der an Prometheus' Leber fraß. Allein »nicht Frieden folgte nun, davon hätten wir doch gehört, vielmehr brachen weitere Feldzüge an, Kriege, umfassender als je zuvor«. Auch wenn sich Herakles »nicht mehr wegdenken (lasse) von der Seite der Versklavten« (ebd., 25).

Die Zeichen narzißtischer Selbstbespiegelung sind unübersehbar, wenngleich sie auf kein Verliebtsein in die Schönheit der eigenen Gestalt deuten, sondern einem eher verzweifelten Pathos entspringen, einem elementaren Lebenswillen, der die Bilder illegitimer Herrschaftsansprüche zerreißt und sich damit selbst ins Bild des Befreiers und – wahren, ursprünglichen Herrschers setzt. Die ästhetische Anstrengung der Widerstehenden, die in den unterlegenen Mißgestalten ihr eigenes Abbild wahrnehmen, entläßt sich im Wunschbild eines neuen, volksverbundenen Machthabers.

Doch die *Ästhetik des Widerstands* endet nicht mit der selbstreflexiven Besitznahme von Kunst, die vielmehr in eine Kette von Niederlagen mündet. Auch beginnt der Roman nicht im Gestus der Aneignung. Statt dessen lautet der erste Satz:

»Rings um uns hoben sich die Leiber aus dem Stein, zusammengedrängt zu Gruppen, ineinander verschlungen oder zu Fragmenten zersprengt, mit einem Torso, einem aufgestützten Arm, einer geborstnen Hüfte, einem verschorften Brocken ihre Gestalt andeutend, immer in den Gebärden des Kampfs, ausweichend, zurückschnellend, angreifend, sich deckend, hochgestreckt oder gekrümmt, hier und da ausgelöscht, doch noch mit einem freistehenden vorgestemmten Fuß, einem gedrehten Rücken, der Kontur einer Wade eingespannt in eine einzige gemeinsame Bewegung.« (Ebd., 7)

Subjekt des Satzes sind »die Leiber«, die sich aus dem Stein erheben, Fragmente zersprengter Körper, die ein »wir« in einer einzigen Bewegung umschließen. Die Sprache gibt eine visuelle Wahrnehmung von innen wieder, die, Momentaufnahmen einer unbeweglichen Bewegung aneinanderreihend, sich zum traumatischen Bilderbogen zeitloser »Zerfleischung« verdichtet.

Intensive Bilderfahrung zieht das »wir« in einen gespenstisch fixierten Kreislauf des Tötens. Dessen unmittelbar sinnliche Wahrnehmung würde zum Wahnsinn treiben, wenn sie nicht auf der Ebene des Erzählens durch die Distanz der Erinnerung vermittelt wäre. Auf der Ebene des Erzählten wird der hermetisch geschlossene Wahrnehmungszirkel gebrochen durch das Auftönen von Schritten und Stimmen, den Lauten des umgebenden Lebens, dessen Wahrnehmung ein Wechsel in der Erzählperspektive entspricht: Das »wir« wird zum Subjekt, dessen Blick den »Sims« entlanggleitet und an einer durchbrochenen Stelle am Profil der »Dämonin der Erde« haften bleibt. Wie beim Aufblenden einer Kamera zeigt ein einziger Satz die Bewegung der be-greifenden Löslösung des Subjekts vom dinghaften Objekt:

»... und hinauf zum profilierten Vorsprung streckten sich langgliedrige knotige Finger, als wären sie noch unter der Erde und wollten das Gelenk der offenen daumenlosen weiblichen Hand erreichen, sie bewegten sich unterhalb des Simses entlang, suchten nach den verwischten Spuren eingeritzter Buchstaben, und Coppis Gesicht, mit kurzsichtigen Augen hinter Brille mit dünnem Stahlrand, näherte sich den Schriftzeichen, die Heilmann, mit Hilfe eines mitgebrachten Buchs, entzifferte.« (Ebd., 8)

Subjektwerdung erscheint als Mündigwerden, eine Rationalisierung des Gesehenen durch gemeinsames Benennen in einem Rauschen fremder Stimmen, in denen später die eigene Utopie verklingt. Näher betrachtet, folgt das Sprechen auf ein Ertasten der Muttergestalt und vollzieht der Roman auf der Erzählebene noch einmal die erzählte Bewegung: den Umbruch vom Sehen, vom Gefühl des Umschlosseneins durch eine Metamorphose der Qual, hin zum Benennen, zur raum-zeitlichen Ordnung der Zeichen eines Kampfes. Ein Vorgang, dessen Bildsprache Geburt, Abnabelung und Erschaffung einer Welt aus Worten assoziiert: Wiedergeburt des Herakles.

Erst jetzt werden sukzessive die Namen der individuell hervortretenden Figuren sowie Ort und Zeit ihrer Handlung bezeichnet. Das fortschreitende Erzählen beschreibt einen Rückgang in die Voraussetzungen der anfänglichen Bild-Wahrnehmung: in die Küche der Familie Coppi, den Raum der unmittelbaren Reproduktion eines alltäglichen Lebens zwischen Arbeit und Schlaf, eng, karg, die einzige Öffnung zur Außenwelt schwarz verhangen auf Geheiß des Hauswartes. Die Gespräche über Kunst und Politik wirken hier so gespenstisch, wie die Verlebendigung des toten Steins im Fries: Museum und Küche spiegeln einander, sind Fluchtpunkte einer Bewegung, die sich in die Illegalität gedrängt sieht, verfolgt, bedroht, eingeschlossen, sich aufbäumend an der Grenze des Erstarrens, nach Zeichen des Aufruhrs, der möglichen Befreiung suchend. Davon spricht die angestrengte Politisierung der Kunst, von einer eingeschränkten Lebenswelt, die den triebhaften Impuls des Aufbrechens, des Sicherhebens und Übersichhinausgehens nährt.

Das oft zitierte Wort von Erich Weinert, wonach Kunst »Waffe« sei, verliert seine propagandistische Reduktion, indem es wieder in einen bedrückend gelebten Zusammenhang gestellt wird. Für Mutter Coppi haben die Figuren von Pergamon keinen anderen Wert als die Steingiganten an der Toreinfahrt des Vorderhauses, die »als Barrikaden« auf die Straße gestürzt »einen Sinn« hätten. Auch versteht sie die Kalkbrenner, die den Marmor in der Wüste zu Mörtel auflösten,

um von dessen Verkauf ihr Leben zu fristen, bis die Deutschen den Altar im Zeichen der industriellen Expansion und des Kampfs um Kolonien in ihre Hauptstadt holten. Während Heilmann erinnert, daß Islamiten und Christen vernichteten, was ihrer Religion widersprach, und es nur im hochentwickelten Pergamon »Sinn für vergangene Kulturen« gegeben habe (ebd., 36). Die aufbrechende Differenz von weiblicher und männlicher Wahrnehmung tritt am Ende dieses vierten Erzählblocks offen zutage:

»Sie starrte, nachdem sie die Schüssel geleert hatte, gebeugt auf dem Stuhl sitzend, mit dem Handtuch an den Beinen, der schemenhaften Bildwand entgegen, in unsern Beschreibungen überall nur das Triumphieren der Peiniger erkennend über das Gewühl der Entmachteten. Und nach längerem Schweigen sagte Heilmann, daß Werke wie jene, die aus Pergamon stammen, immer wieder neu ausgelegt werden müßten, bis eine Umkehrung gewonnen wäre und die Erdgeborenen aus Finsternis und Sklaverei erwachten und sich in ihrem wahren Aussehen zeigten.« (Ebd., 53)

Die sinnlich-solidarische Einfühlung in das Lebensrecht der Kalkbrenner tritt dem »Sinn für vergangene Kulturen« gegenüber und der weibliche Blick in die männlich angenommene Geschichte der Sieger dem Hoffen auf ständige Neuauslegung der Werke, auf eine permanente Arbeit an den überkommenen Texten der Macht.

In Herakles, dem ursprünglich neuen Herrscher und Befreier, scheint die Umkehrung für einen Augenblick geglückt. Auch Coppis Karikaturen, auf denen die göttlichen Führer sich als Monster zu erkennen geben, sind Umkehrbilder. Doch Heilmann warnt, mit der Hakenkreuzbinde am Arm, vor einer Unterschätzung des gegnerischen Gewaltapparats. Wenn nun der Ich-Erzähler zu den Interbrigaden nach Spanien aufbricht, so wirkt die Vorstellung vom kommenden Kampf wie eine Befreiung aus ohnmächtigem Gefangensein, die dem Erleben des Pergamonfries zugrunde lag. Nun aber, vor der Abreise aus Berlin, in die leerstehende Wohnung seiner Eltern laufend, gerät das Ich am Abend des 22. September 1937 in eine Luftschutzübung: In Friedenszeiten unter dem Heulen der Alarmsirenen davonjagend, setzt sich in ihm die Frage fest, »ob alle Beschäftigung mit Büchern und Bildern nicht doch nur eine Flucht gewesen war, weg von den praktischen, überwältigenden Problemen«. In der kahlen Küche, deren Wände »angefressen (waren) vom Rieseln und Zerbröckeln«, wird er der »Modelle in Schwarz und Weiß« gewahr, die sie »für unser Fortkommen« angefertigt hatten: daß die Partei ein »stabiler Begriff« sei, daß sie den Unsicherheiten »mit der Absolutheit eines politischen Standpunkts« begegneten, die der eigenen Tätigkeit »durch die Bestimmung einer Frontlinie Sinn verlieh«. Doch der selektierende »Filter«, »der über unsern Sinnen lag« und den »Haß, als Triebkraft des Lernens«, verdeckt, zerbricht beim Eindringen einer Rundfunkstimme, die nebenan das Landesverratsgesetz verkündet: Im Augenblick der jäh sich eröffnenden Dimension des Todes erscheint die Gestalt des Vaters, der sich gespenstisch mühsam aus der Küchendielung herausgräbt.

Das Ich verliert, im wörtlichsten Sinne, den Boden unter seinen Füßen:

»Dies handelt von der Schwierigkeit, sagte ich mir, sich etwas vorzustellen, sich etwas begreifbar zu machen. Indem ich mich mit den Füßen vom Fenstersims abstieß und über den Schienenschacht wegflog, dachte ich daran, wie eigentümlich es war, daß wir immer mit so viel

Gewißheit zwischen den Dingen gelebt hatten, als seien sie tatsächlich das, wofür sie sich ausgaben. Ich konnte noch, kurz, den Triumph spüren, der damit zusammenhing, daß wir uns auf eine Wirklichkeit geeinigt hatten, daß wir dieses einzigartige und kühne Abkommen getroffen hatten, alles zu benennen und zu bewerten und in unser Bewußtsein einzuschließen, doch dann sah ich, rückwärts ausgesteckt fliegend, daß dies gar nicht stimmte, daß das Eindeutige und Gegenständliche umgeben war von einem Gewühl, von einem Lauern und Würgen, und unmittelbar darunter war von Namen und Bezeichnungen nur noch ein Lallen zu finden.« (Ebd., 90ff.)

Das »Dasein zwischen Alternativen« geht augenblicklich »in einen Zustand des Unberechenbaren über«, in dem er Schwarzgekleidete auf einer Laufbahn im Gleichschritt Gefangene vor sich hertreiben sieht. Im traumhaft visionären Angesicht der »nicht wegzuleugnen(den) ... Haufen der Toten«, wird »das Fremde das einzig Mögliche, unmittelbar geladen mit allen Forderungen und Gefahren, eine andre Welt als diese graue, bleierne war nicht denkbar ...« (ebd., 94). Eine kommende Vernichtungsmaschinerie erscheint als Wiederkehr von Verdrängtem, die den Ich-Erzähler nötigt, der utopischen Konstruktion einer anderen Wirklichkeit zu entsagen, mithin der messianischen Erwartung eines herakleischen Befreiers. Die folgende Befragung des Vaters versucht dessen »Gedächtnisschwund« aufzuarbeiten, den »gelben Fleck« (ebd., 114), der von den »falschen Wahrnehmungen« zeugt, mit denen die Bremer Aufständischen 1918/19 nicht »sahn« (ebd., 105), daß sie verraten waren von der sozialdemokratischen Führung in einer von Waffen starrenden Stadt: »Diese Gutgläubigkeit, diese Ehrfurcht vorm Wort ..., diese Zuversicht, daß eine hohe Führung zu ihrem Besten wirken würde, machte es ihnen unmöglich, den Gegner im eignen Lager zu erkennen.« (Ebd., 111)

Umgekehrt aber sieht der Vater in der Sowjetunion und unter den Funktionären der KomIntern ein »Wahnsystem« (ebd., 124) heranwachsen, das jeden Andersdenkenden in den eigenen Reihen zum Feind erklärt und vernichtet. Vor dieser doppelten Blutspur innerhalb der europäischen Arbeiterbewegung fragt sich das Ich, wie

»dies alles geschildert werden (könnte) ..., nun aus den Vereinfachungen gerissen, mit denen ich mir eine Ausdauer ermöglicht hatte. Wie wäre dies, was wir durchlebten, so darzulegen, fragte ich mich, daß wir uns drin erkennen könnten. Die Form dafür würde monströs sein, würde Schwindel erwecken. Sie würde spüren lassen, wie unzureichend schon die Beschreibung der kürzesten Wegstrecke wäre, indem jede eingeschlagne Richtung ihre Vieldeutigkeit eröffnete.« (Ebd., 129f.)

Wer nach einer Selbstdefinition der Ästhetik des Romans sucht, findet sie hier wohl am ehesten, aber kaum in den Zitaten, die Welsch mit postmodernem Engagement aus ihrem Kontext löst. Es sind dies Passagen, in denen die Bildsprache des Ich-Erzählers getragen wird vom intensiven Erleben des Autors. Im April 1972 hatte sich Weiss notiert: »Wir nehmen diese Zeit alle stumm mit uns ins Grab, muß noch etwas darüber berichten (nach dem Grenzerlebnis 8. Juni 1970).« (N II, 72) Sein Drama *Trotzki im Exil*, das im Lenin-Jahr 1970 die »Verdrängung zentraler Figuren und Geschehnisse« aus der Geschichte der Oktoberrevolution (R II, 105-131) zur Sprache brachte, ward in Ost und West verrissen. Auf dem Höhepunkt seines politischen Engagements nach einer Reihe von Dokumentarstücken, die »eingreifendes Denken« im Sinne Brechts auf dem

Theater praktizierten, sah sich Weiss »als Ewiger Jude« (N I, 717) zwischen den Stühlen sitzen. Sich Hölderlin, dem Extremfall eines Dichters nähernd, dem unter dem »Druck der Außenwelt ... nur noch die Flucht in die innere Verborgenheit übrigbleibt« (ebd., 839), reagiert der ganze Körper mit physischem Zusammenbruch auf das Erleben einer totalen Abweisung.

Die Todeserfahrung vom Juni 1970 nötigt und ermöglicht dem politisch – ästhetisch – gescheiterten Autor, die eigenen Schreib- und Wahrnehmungsweisen zu revidieren, sein Begreifen von »Wirklichkeit« zu begreifen:

»... das Wirkliche, das ist das Dabeisein, das Wissen, daß es weitergeht, auch wenn du nicht mehr da bist, das Wirkliche, das sind deine aufgespeicherten Erfahrungen, die du den Gesichtern, den Berührungen, den Äußerungen und Taten anderer abgelesen hast, und desto wirklicher ist alles, je stärker du empfunden hast, wie leicht und schnell es entgleiten kann, je geladener es ist von den Bestandteilen des Traums, des Entrücktseins, des Sterbens, des Unverständlichen.« (Ebd., 815)

Eine Wirklichkeit, die durch das unmittelbar politisch-ökonomische Engagement reduziert wird:

»Und wenn es an die großen Realitäten der gesellschaftlichen Umwälzung geht, so haben wir oft genug gesehn, wie auf Grund der Vorherrschaft all der konstruktiven Aufgaben, der Konzentration auf das Organisatorische, das Verordnete, die eigentliche und wesentliche Veränderung ausblieb, weil dabei die Eigenart des Menschen außer acht gelassen wurde.« (Ebd.)

Diese »Eigenart des Menschen« aufzuspüren in den Lebensgeschichten der anderen, den Reichtum des Wirklichen zu erinnern, dies bewegt Weiss, den Roman aus der Spannung zweier Pole zu fassen: Aus dem Erleben der autoritären Erstarrung des Sozialismus und dem Gefühl eigener Schuld heraus, durch doppelte Emigration ins Exil und die Malerei einen Menschen allein gelassen, der faschistischen Gewalt ausgeliefert zu haben. Er, der die Gespräche mit Kulturpolitikern der DDR sucht und bemerkt, daß sie seine Sprache nicht verstehen, will die offensichtlichen Unterdrückungsmechanismen nicht einfach verdammen. Vielmehr fragt sich Weiss, was »diese Männer, die für ihre politische Überzeugung Kerker, Torturen, Konzentrationslager, schwere Jahre der Emigration überstanden haben«, hindert, »kulturelle Förderer« eines vielfältig reichen Lebens zu sein (ebd., 816ff.). Sich wieder auf den autobiographischen Prosa-Stil in *Fluchtpunkt* und *Abschied von den Eltern* besinnend, wendet er deren individualpsychologischen Gestus radikaler Ich-Analyse ins Sozial-Geschichtliche, indem er das Eingeständnis eigenen Scheiterns zur intersubjektiven Erinnerung an Aufbruch und Niederlage des antifaschistischen Widerstandskampfes aufschließt.

Gerade weil Weiss die Pluralität verschiedener Lebenformen ernst nimmt, weil er erfahren hat, daß Lebendiges immer individuell, sich auf seine Erfahrungen beziehend, handelt, sucht er nach den Berührungspunkten, an denen eine Verständigung, eine (gemeinsame) Wandlung möglich wird, ein wechselseitiges Erkennen in dem pluralen Neben- und Gegeneinander, um den fatalen Kreislauf des Tötens, des Auswechsels von oben und unten, von Opfer und Täter, zu beenden. Widerstand ist für ihn nicht identisch mit einer Demonstration des eigenen Andersseins, hinter der sich narzißtische Selbstliebe verbirgt. Erzählt wird von einem Aushalten des Widerständigen durch die Bildung und Bewahrung einer

Lebenskraft in vielfältigen Gestaltungen, durch Anpassung an konkrete gegenständliche Widerstände und eine mühselige Arbeit an deren Überwindung, angetrieben von ständigen Zweifeln, Streitgesprächen und ohnmächtigen Selbstzerfleischungen. Bestehend sind die überkommenen Formen, in denen sich das Leben reproduziert, und die auch jene zeichnen, die mit ihnen brechen wollen: als Mimikry, wie die Hakenkreuzbinde Heilmanns, der Coppi rät, ein Hitlerbild aufzuhängen, wie die Mitglieder der »Roten Kapelle«, die in teilweise hohen Positionen des faschistischen Militärapparates tätig sind und wie Lotte Bischof, die weiß, daß sie für die Fahrt in den Untergrund geeigneter ist als die Männer in der Parteizentrale, weil sie sich an das alltägliche Leben anzupassen vermag.

Das ist die Kehrseite der angestregten Kunst-Diskurse, die gelebte Ästhetik des Widerstands, bei der alles darauf ankommt, die Differenz wahrzunehmen, weder mit den Masken tödlicher Lebensformen zu verwachsen noch sich in den eigenen Entwürfen zu verlieren, das zwanghaft übernommene wie das frei imaginierte Rollenspiel nicht mit dem »Wirklichen« gleichzusetzen, das sich nur in seltenen Augenblicken erweist: in der »Sekunde des Nochlebens«, wie sie Picasso, Goya und Géricault in ihren Bildern »der übermächtigen Zerstörung abgewonnen und in Zeitlosigkeit versetzt« (ÄdW I, 345) haben.

Zweifellos sind auch das Selbstbespiegelungen. Géricaults *Floß der Medusa* steht über dem ganzen zweiten Band als ein Sinnbild des eigenen Schiffbruchs, des verzweifelten Aushaltens der Ausgesetzten, die zwischen den Fronten des Weltkrieges zerrieben werden. An die Stelle des monumentalen Bildes tritt im Schwedenteil ein dramatisches Gemälde: Brechts Bemühen, mit der Erinnerung an die legendäre Gestalt des Bauernführers Engelbrekt die Hoffnung auf einen Volksaufstand wachzuhalten, die der parallele Bericht über die Geschichte der schwedischen Sozialdemokratie spiegelt. Das langatmige Aufzählen der Kette von Kompromissen versinnlicht den Schwund aller Utopien, an deren Ende die Kollaboration mit Deutschland steht.

Daß der KPD-Funktionär Rosner die Landung der Faschisten als einen Sieg der Diplomatie feiert, der den Frieden der Sowjetunion sichert, wirkt wie eine groteske Verkehrung aller Wertmaßstäbe. Und doch wird auch dieser Mensch dem Vergessen entrissen, erinnert Weiss seine bestimmte Wahrnehmungsfähigkeit in den Grenzen der detailliert gezeichneten Lebenswelt eines engen Zimmers, das der Redakteur der KomIntern über Jahre nicht verlassen kann. Niemand wird von ihm preisgegeben, keiner verurteilt in diesem ungeheuren Chor von Stimmen. Auch nicht Arthur Iller, der Zahlmeister der KPD, der seinen Decknamen Stahlmann nach dem Generalissimus Stalin wählt, dessen unstete Gestalt Züge des Herakles assoziiert und der in den Herrscherköpfen von Angkor Wat seinem Spiegelbild begegend dem Wahnsinn verfällt, ein Göttlicher zu sein.

Aber die Verurteilten sprechen anders: Marcauer, die in Spanien sieht, daß sich in den Moskauer Prozessen eine »Männerwelt« austobt, die »aus Eitelkeit und Hörigkeit, aus Hochmut und Erniedrigung« (ebd., 293) besteht. Dagegen bezeichnet der Schriftsteller Grieg noch die Selbstbezeichnungen der Angeklagten als Versuche einer »Katharsis«, einer »Aufopferung« zur Reinigung der Partei. Wie in Coppis Küche nimmt die Frau eine unbeschönigte Gewalt wahr,



während die Männer sie zu deuten versuchen und selbst schuldig werden, indem sie die Vernichtung der Anderssprechenden wissentlich nicht verhindern.

Der dritte Band ist eine Hadeswanderung, an dessen Anfang keine Spiegelung der politischen Befindlichkeit in einem äußeren Kunstwerk steht, sondern umgekehrt ein inneres Bild, eine Vision der Mutter des Ich-Erzählers, der sich in der schwedischen Sicherheit die Erfahrung ihrer Irrgänge durch das überfallene, von Panzern und Flüchtlingsströmen durchzogene Polen zu Gesichtern unendlich stummen Leids verdichten. In dem Augenblick, da der Vater ihr Leben gerettet hatte, indem er sich durch sein Eisernes Kreuz aus dem Ersten Weltkrieg als ein Krieger auswies, zog es die Mutter zu den wärmenden Leibern der Opfer soldatischer Gewalt. Erst der Freitod der Dichterin Karin Boye, die ihm von einer Art Erleuchtung seiner Mutter berichtet hatte, öffnet den Ich-Erzähler für die Bilder, die von ihrem sterbenden Körper ausgehen. Boye, von der es heißt, sie hätte, nachdem sie ihr Ideal in der Sowjetunion vermißt habe, sich in Deutschland »ohne Rückhalt dem Spuk der neuen Gemeinschaft in die Arme geworfen. Sie habe nicht widerstehen können, habe mit einstimmen müssen in den Jubel, habe eins werden wollen mit der Masse, und dazu habe sie nicht der Wunsch nach Leben getrieben, sondern nach dem Verschwinden im Tod.« (ÄdW III, 41)

Allein für die Verirrungen dieser Künstlerin, die in ihrem Roman den Faschismus überbietet, indem ihr erzählendes Ich das Wahrheitsserum Kallocain erfindet, das noch die Verurteilung der Träume erlaubt, verwendet Weiss das Wort »widerstehen«, sie auszeichnend als den weiblichen Spiegel seines Ich-Erzählers. Beide haben den Todestrieb in sich erfahren, den Hang, das Ich aufzulösen in den Massen – und noch ihre Beherrschung ideal zu beherrschen. Als Gegenpol des Künstlerpaares erscheint die Mutter, die ihre Subjektivität nicht werkhafte ästhetisiert, sondern verfolgt wird von der ästhetischen Wahrnehmung des bedrohten Lebens rings um sie her. Daß sie ihr Sehen nicht mitteilen kann, daß der alles erklärende Vater in seiner Ohnmacht die Namen der Kapitalherren herauschreit, die das rationale System des Terrors finanzieren und an ihm profitieren, und deren Herrschaft sie doch selbst mit ihrer Arbeit wieder und wieder erneuern, dieser Wahnsinn treibt sie zu den Toten.

Mit dem Vergehen der Mutter verblaßt auch die Kunst, von »geistiger Beherrschung« sei nichts mehr vorhanden gewesen, »höchstens Regungen körperlicher Art waren spürbar«. Der Arzt Hodann kommentiert, daß die Mutter und Boye an »Grenzbereiche der Seele« gelangt seien, wo es nur den »Rückzug in ihre Halluzinationen« gäbe »oder den Weg in die Kunst«. Dürers *Melencolia* ist ein letzter Spiegel dieser »Grenze zwischen dem sich Verschließen und dem sich Öffnen«, Darstellung des Augenblicks, »in dem eine andre Wirklichkeit in das Bekannte eindring« (ebd., 137): eine Welt beziehungsloser Einsamkeit. Solch Grenzerfahrung der Kunst »setze dort ein, wo alle Philosophien und Ideologien aufhören, sie entspringe der Entelechie, jener rätselhaften Kraft, die allem Lebenden innewohnt, um es zu steuern und, erleide es Schaden, wieder herzustellen, zu den mnestischen Funktionen gehöre sie«, eine »aus Erinnerungen bestehende Denkfähigkeit« (ebd., 138).

Kunst ist für Peter Weiss – mit Hölderlin – verdichtete Erinnerung des Lebens, ein Sprechen im Namen der »schweigenden Mutter Erde«<sup>2</sup>, ein Benennen der

Dinge, nah ihres Ursprungs und ihrer Vollendung, im Schnittpunkt von Geburt und Tod, nicht mehr verzeichnet von der Willkür der eigenen Ein-Bildung, der Entwürfe eines besseren, schöneren Daseins. Der Totentanz in der Nikolaikirche beendet die Reihe der Bildwerke, in denen die Widerstehenden sich ihrer politischen Identität zu versichern suchten. Der Tod als Bruder des Lebens sichert die letzte Erfahrung einer kommunen Gleichheit und Individualität. Dies letzte Gesetz des Daseins erscheint in der Erinnerung an die Hinrichtung der »Roten Kapelle« in doppelter Perspektive: als individuelle Grenzüberschreitung des Lebendigen und als sozial geordnetes Sterben in einem technisch rationalisierten Tötungszeremoniell.

Hier, wo die Bilder versiegen, die noch immer Hoffnung lügen, hier verdichtet sich die Sprache zur intensiven Ausdruckskraft, vor der alles Pathos abfällt: kein Blutrausch wird evoziert, keine mythische Mordlust waltet, keine Opferung geschieht – die Täter, die bislang ausgeblendeten Gegner der Antifaschisten, werden im gleißenden Licht der Hinrichtungsstätte kenntlich als kleine Leute, Fleischergesellen, die ihr Handwerk des Schlachtens mit gleichgültiger Routine an den ordentlich Verurteilten vollziehen. Das Ergreifen der sich wehrenden Libertas, das einer Vergewaltigung gleicht, mag an einen alltäglichen Krieg der Geschlechter erinnern, doch das Schreckliche ist die Normalität des Vorgangs, die banale Abwicklung eines sachlich verfaßten Gesetzes, deren absurde Sinnlosigkeit in jenem zufälligen Augenblick aufscheint, mit dem der Gefängniswärter beim Gedanken an das bevorstehende Weihnachtsfest in der Langhansstraße der Gestalt des langen Hans Coppi gewahr wird. Das funktionierende Rollenspiel des Broterwerbs, das Töten als Job, die Konsequenz dessen, was Marx »entfremdete Arbeit« nannte, erscheint als das normal gewordene Inferno Dantes, als verselbständigte Maschinerie, zu deren gesichtslosem Anhängsel arbeitende Menschen verkommen.

Doch die Gesichter der Sterbenden graben sich tief ein. Nicht als Märtyrer, deren Aufopferung den kommenden Sieg ihrer Ideen bezeugt. Ihr kreatürlicher Lebenswille, das Sich-nicht-Aufgeben in einem letzten solidarischen Verbundensein, in dem erst die Verschiedenheit der individuellen Charaktere hervortritt, weckt einen elementaren Schmerz, vor dem alle Sicherheiten zerfallen.

Der oder die Leser und Leserinnen sind den erzählten Bildern unaufhaltsamer Vernichtung ausgesetzt, die ihre Vorstellung umschließen wie zu Anfang des Romans Coppi, Heilmann und den Ich-Erzähler im Wahrnehmen des Pergamonfries. Es gibt keine Erlösung durch Kunst, die nur Energien des abgebrochenen, des verletzten Lebens mitteilen kann, um wach zu werden, um die Widerstände zu begreifen, die das eigene Leben bestimmen.

Die *Ästhetik des Widerstands* ist ein Kunstwerk, das in der Bewegung einer ständigen Reflexion in sich seine eigene Sprengung betreibt. Getragen von der Trauer, daß männliche Suche nach Auswegen in Gefahr ist, atavistische Herrschaftsmuster zu erneuern, daß erst das Gefühl der eigenen Schuld den anderen als anderen im Nachhinein wahrnehmen läßt, und daß die rückhaltlose weibliche Solidarität mit dem bedrohten Leben das eigene Handeln paralyisiert. In dieser mythisch erinnerten Geschlechterspannung zwischen Herakles und der Erdmutter Ge einander zu begegnen, sich im andern zu erkennen und den Umgang

miteinander, die Formen unseres Verkehrs umzukehren, unser Leben wahrzunehmen unter dem Schutt von Jahrtausenden und hinter den Trug-Bildern des Neuen, das wäre eine Befreiung. »Die Hoffnungen würden bleiben. Die Utopie würde notwendig sein.« (Ebd. 274)

### Anmerkungen

- 1 Die *Ästhetik des Widerstands* wird im Text nach der Ausgabe des Henschelverlag Berlin/DDR 1983 zitiert, die dem ursprünglichen Manuskript des Autors näher kommt als die Erstauflage bei Suhrkamp. Zur Entstehung der Differenz vgl. Haiduk 1990, 294-300.
- 2 Vgl. die Motivsichtung bei Pierre Bertaux (1969, 114-122), der Peter Weiss »viele Anregungen« (N II, 797) verdankt hat.

### Literaturverzeichnis

Für die zitierten Schriften von Peter Weiss stehen folgende Abkürzungen:

- ÄdW = Die Ästhetik des Widerstands. Berlin/DDR 1983. Römische Band- und arabische Seitenangabe.  
 N I = Notizbücher 1960-1971, Frankfurt/M. 1982  
 N II = Notizbücher 1971-1980, Frankfurt/M. 1981  
 R II = Rapporte 2, Frankfurt/M. 1980

Ästhetik. Revolte. Widerstand. Zum literarischen Werk von Peter Weiss. Lüneburg, Jena 1990

Ästhetik. Revolte. Widerstand. Ergänzungsband. Luzern 1990

Bertaux, P., 1969: Hölderlin und die französische Revolution. Frankfurt/M.

Haiduk, M., 1990: Der dritte Band. Kompilationen zur Editions-geschichte des dritten Bandes der *Ästhetik des Widerstands*. In: Ästhetik. Revolte. Widerstand.

Hermant, J., 1983: Obwohl. Dennoch. Trotzallem. In: A. Stephan (Hrsg.): Die Ästhetik des Widerstands. Frankfurt/M.

Krenzlin, N., 1990: Ende der Avantgarde? – »Ästhetik des Widerstands« oder »Ästhetik der Postmoderne«? In: Ästhetik. Revolte. Widerstand. Ergänzungsband.

Nährlich, E., 1987: Aneignung der enteigneten Welt. In: Alltag – Kunst – Proletarische Subjektwerdung. Kolloquium über die *Ästhetik des Widerstands*. Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena 36.Jg., H.3, 409-416

Reese-Schäfer, W., 1990: Was folgt aus einem »sich selbst bestreitenden Text«? In: Ästhetik. Revolte. Widerstand. Ergänzungsband

Welsch, W., 1990: Zu einer postmodernen Ästhetik des Widerstands. In: Ästhetik. Revolte. Widerstand. Ergänzungsband.

Armin Bernhard

## »Wir hatten stammelnd begonnen«

### **Die *Ästhetik des Widerstands* als Bildungsgeschichte der Arbeiterbewegung**

Im Jahre 1872 klagte der Sozialist Wilhelm Liebknecht in seiner Rede »Wissen ist Macht – Macht ist Wissen« die dem Proletariat von den herrschenden Mächten vorenthaltene Bildung ein (Liebknecht 1969). Es ging um den Versuch einer bildungsgeleiteten Politisierung der Arbeiter und die Etablierung einer politischen Hegemonie, die Bildung für alle freisetzen und garantieren sollte. Hundert Jahre später beginnt der Sozialist Peter Weiss mit seinem Epos *Die Ästhetik des Widerstands*, die Bildungsgeschichte der Arbeiterbewegung vor dem Hintergrund bislang gescheiterter Befreiungsprozesse aufzurollen. Ist Liebknecht noch bürgerlichen Bildungsvorstellungen verhaftet<sup>1</sup>, so kann Weiss mit der Inszenierung eines Bildungsmodells in seinem Hauptwerk zu strukturellen Unzulänglichkeiten der Bildungsanstrengungen der proletarischen Individuen vordringen, die der sozialistischen Bewegung des 19. Jahrhunderts verschlossen blieben. Die *Ästhetik des Widerstands* ist nicht nur ein fundamentaler Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung (Abendroth/Abendroth 1985), sondern auch zur Bildungsgeschichte der unterworfenen proletarischen Individuen. Konnte Liebknecht noch euphorisch die Verschwisterung von Bildung und Macht als Strategie der Erlangung politisch-kultureller Hegemonie denken, so erkennt Weiss im Scheitern der organisierten Arbeiterbewegung die Geschichte eines unausgeschöpften Bildungsvermögens der Unterworfenen. Damit kann die *Ästhetik des Widerstands* zu einem Kristallisationspunkt in der Neuformierung emanzipatorischer Kräfte nach dem Zusammenbruch des real existierenden Sozialismus werden.

#### **Kulturelle Handlungsfähigkeit und Bildung: Aneignung – Entmusealisierung – kreative Rezeption**

Es sind verschiedene Entwicklungslinien, die dazu führten, daß Peter Weiss die Ereignisse in der *Ästhetik des Widerstands* wesentlich als Bildungsgeschehen angelegt hat. Einerseits sammelte der Schriftsteller in den fünfziger Jahren wichtige Erfahrungen im sozialpädagogischen Bereich, die ihm die Relevanz einer pädagogischen Förderung der Entwicklungsfähigkeit von Menschen näherbrachte. Zudem arbeitete Weiss an einem Kultur- und Bildungsprogramm für die schwedische linkskommunistische Partei (VPK) mit (Schmitt 1986, 22; Haiduk 1977, 241). Das Bildungskonzept selbst, das in der Inszenierung des Geschehens in der Romantrilogie umgesetzt wird, resultiert aus der Auseinandersetzung Weiss' mit Paulo Freire, Antonio Gramsci und Rosa Luxemburg. Daß deren Denken bei der Konzeptualisierung des Romans entscheidende Bedeutung zukam, ist selbstverständlich kein Zufall, repräsentieren diese Namen doch politisch-pädagogische Positionen, die den Gedanken der autoritären Führung, der

Organisation von oben nach unten, der Hierarchisierung der befreienden Kräfte grundsätzlich ablehnend gegenüberstehen. Wenn Peter Weiss auf die »Linie Luxemburg – Gramsci« setzt (N, 608; vgl. *Die Linie Luxemburg–Gramsci* 1989), dann auch deshalb, weil er mit diesen Namen ein politisch-pädagogisches Konzept verknüpft, das den Entwicklungspotentialen der niedergehaltenen sozialen Kräfte die zentrale Bedeutung in der kritischen Verarbeitung der bestehenden und der Schaffung einer neuen Kultur zumißt. Nicht die Führungszentralen sind es, die der Arbeiterbewegung ihre emanzipatorische Schubkraft verleihen, sondern »die eigne Initiative, eigne Gedankenarbeit, eignes frisch pulsierendes Leben« der niedergehaltenen Menschen selbst (Luxemburg 1982, 40f.).<sup>2</sup> Es sind »*Menschen* ... mit ihrem Willen, ihrer Kühnheit, ihrer Phantasie, die die Erneuerungen hervorrufen – und nicht Instanzen« (N, 750). Es geht um die Freisetzung der potentiellen Kräfte derjenigen Individuen, »die sich ganz unten befinden u dort, Entbehrungen u Leiden auf sich nehmend, ihre Überzeugung gewinnen« (ebd., 84). Eine Bildung, die auf diesen Entwicklungspotentialen von unten basiert, wird in der *Ästhetik des Widerstands* aufbereitet und durchgeführt.

Das Geschehen der Romantrilogie wird entscheidend bestimmt von der Spannung zwischen realer Subjektivität der handelnden Individuen einerseits und der Utopie einer klassenlosen Allianz sich bildender Subjekte andererseits. Die *Ästhetik des Widerstands* ist zunächst eine radikale Auseinandersetzung mit den grundsätzlichen Insuffizienzen der Bildungsanstrengungen des proletarischen Subjekts. Über den Einblick in den Bildungsprozeß der Ich-Figur, über die Reflexion biographischer Stationen verschiedener am Widerstand beteiligter Personen (z.B. Willi Münzenberg, Richard Stahlmann, Rosalinde von Ossietzky) sowie über die Darstellung der Diskussionen in kollektiven Lernzusammenhängen wird die Geschichte der Bildung proletarischer und ihnen solidarisch verbundener bürgerlicher Individuen rekonstruiert, durchleuchtet und der Weiterbearbeitung anheimgegeben: ein pädagogisches Vermächtnis der *Ästhetik des Widerstands*. Herausgehoben wird in der Romantrilogie »ein Massenschicksal, ein universales Ereignis, daraus einzelne Menschen herausgeschält, als Repräsentanten bestimmter Kräfte« (ebd., 489), aber es geht zentral um die Bildungsdimension dieses »Massenschicksals«, die exemplarisch an den Reflexionen und Gesprächen der Romanfiguren entfaltet wird.

Der Bildungsprozeß der proletarischen Individuen ist von vornherein beeinträchtigt durch die Tatsache, daß die Aneignung kultureller Errungenschaften keinen selbstverständlichen Wert in ihrer Lebenspraxis darstellt: »Weil uns nichts geschenkt wurde, weil die Begegnung mit einem literarischen Stoff nie Selbstverständlichkeit besaß« (ÄdW I, 60); »was für den Studenten wohlfeil war, war für uns verbotne Frucht« (ebd., 92). Kultur müssen die niedergehaltenen proletarischen Kräfte erst »auf ausdauernden Entdeckungsfahrten« *erwerben* (N, 196). Doch auch der Erwerb bestehender Kultur ist erst das Fundament der Schaffung einer neuen, die einzig aus den Selbstentwicklungskräften der Unterworfenen kommt. Die Eroberung der Artikulationsfähigkeit muß im gemeinsamen Bildungsgang des in seinem Bewußtseinsprozeß behinderten Proletariats *gegen* die entfremdeten Arbeitsverhältnisse und *gegen* die hegemoniale Praxis der herrschenden Klasse erfolgen. »Um zu uns selbst zu finden« (ÄdW II, 94), müssen

erst die gewaltigen, aus der spezifischen Organisation der Arbeits- und Lebensverhältnisse resultierenden Widerstände psychisch verarbeitet und überwunden werden. Dieser schmerzhafteste Vorgang führt zwar von anfänglicher Artikulationsunfähigkeit zu differenzierten Weltanschauungen, jedoch sind die kärglichen Ausgangsbedingungen der Kulturaneignung und -verarbeitung auf allen Stufen des Bildungsprozesses noch wirksam; die soziale Herkunft tritt immer wieder in das Bewußtsein:

»Wir hatten stammelnd begonnen, und wir kehrten beim Lesen, beim Versuch zu schreiben immer wieder zum Nullpunkt zurück, wo unser eigenes Leben begonnen hatte, bei jeder Erkenntnis eines komplizierten Zusammenhangs vergegenwärtigten wir uns die Verarmung, in der wir und unsre Arbeitsgenossen festgehalten werden sollten.« (ÄdW I, 186).

Da die Förderung der Anlagen und Potentiale von Menschen proletarischer Herkunft in der bürgerlichen Schule eher verhindert wird (vgl. ebd., 338), sind die proletarischen Individuen auf permanente »Selbstbildung« (ebd., 250) angewiesen. Erschwerend hinzu kommen Faktoren, die sich aus den um die entfremdete Arbeit zentrierten Lebensbedingungen ergeben: Das Problem der »Ökonomie der Zeit« ist zu Ungunsten der Menschen aus der Arbeiterklasse gelöst, ihr Genuß, die »Allseitigkeit ihrer Entwicklung« (Marx, MEW 42, 105) werden extrem behindert:

»Als Coppis Vater in die Küche trat, im dunklen, vom vielen Ausbürsten glänzend gewordenen Anzug, mit kragenlosem Hemd, die Baskenmütze weit über die Stirn zurückgeschoben, mit einer zerbeulten Aktenmappe unterm Arm, und am Tisch stehnd blieb, spürten wir alle, wie der Tag an uns hing, und welche Kraft überwunden werden mußte, ehe die Einbildungskraft, der geistige Überdruck oder die meditative Muße sich auch von uns beanspruchen ließen.« (ÄdW I, 54)

Der Bildungsprozeß, den Weiss inszeniert, ist verankert in den konkreten Lebensbedingungen der unterworfenen Subjekte. Hier und nicht jenseits der sozialen Verhältnisse unterdrückter Klassen und Menschengruppen liegt das Potential der Befreiung. Der Vorgang der Bewußtseinsbildung soll sich »von unten, von neuen, bisher ungenutzten Kräften« her konstituieren (Weiss, zit. in: Arnold 1983, 20). Demgemäß kommt der geistigen »Selbstbetätigung« (N, 215) eine Schlüsselrolle im Kultur- und Bildungskonzept zu. Die zentrale Perspektive ist nicht, wie sich die niedergehaltenen Menschen möglichst viel an überlieferten kulturellen Gegenständen aneignen, sondern wie der »Bildungsgang« in der Konfrontation mit diesen selbst grundlegend verändert werden kann (ebd., 9). Die *Ästhetik des Widerstands* setzt sich mit einem fundamentalen Bildungsproblem der Arbeiterbewegung auseinander, das Walter Benjamin bereits in den dreißiger und vierziger Jahren umriß: An der Sozialdemokratie des 19. Jahrhunderts kritisierte er die fehlende Beachtung der Selbstentfaltungspotentiale der Menschen aus der Arbeiterklasse. Die sozialdemokratische Partei betrachtete die AdressatInnen ihrer Bildungsarbeit durchweg »als 'Publikum' statt als Klasse« (Benjamin 1977, 472). In der Folge wurde ein Wissen reproduziert, das den Subjekten der Arbeiterbewegung aufgeherrschte, nicht aber von deren Entwicklungspotentialen her angereichert und verändert werden konnte. Die Konsequenz: Das »Wissen« war unbrauchbar für die Selbstbewußtwerdung der Unterworfenen und infolgedessen ungefährlich für die Herrschenden (ebd., 472f.).

Bildung ist diejenige Kraft, mit deren Hilfe die Individuen eine allmähliche Erweiterung ihres klassenspezifisch verengten Bewußtseins herbeiführen. Die proletarischen Subjekte verlassen diese Ebene, nicht etwa, um die Werte einer ihnen äußerlichen Kultur zu adaptieren (»ohne daß wir dabei unsre Position wechselten«, ÄdW I, 185), sondern um ihr Bewußtsein und damit ihre Handlungsfähigkeit auszubauen:

»In dem Maße, als wir uns aus der Unkundigkeit herausgearbeitet hatten, waren wir auch offener geworden für Zeugnisse und Erfahrungen, die außerhalb unsres unmittelbaren Lebensbereiches lagen, die Sprache, die zusammenhing mit unsern alltäglichen Handhabungen, hatte sich erweitert, plötzlich verstanden wir Gedichte, die scheinbar nichts zu tun hatten mit unsern Stempelkarten, unsern Inventarlisten, unsern Lohnverhandlungen und Gewerkschaftstreffen.« (ÄdW I, 185)

Das Heraustreten aus der alltäglichen Lebenspraxis, der Versuch, »uns Einblicke zu verschaffen in die Problematik des andern Teils der Gesellschaft« (ebd.), dient der kollektiven Identitätsgewinnung und Kompetenzerweiterung der gesellschaftlichen Subjekte. An ihm bislang unzugänglichen bzw. vorenthaltenen Gegenständen formiert sich das Selbstbewußtsein des Proletariats, die unterworfenen Individuen treten, um mit Heydorn zu sprechen, »in eine unbekanntere Landschaft, um aus ihr gestärkt in die eigene wieder einzutreten« (Heydorn 1980, 311). Über die bildungsgeleitete Auseinandersetzung mit einer 'fremden' kulturellen Welt konstituiert sich die bewußte politische und kulturelle Handlungsfähigkeit der sozialistischen Bewegung.

Der Weg zu »unserm kulturellen Selbstbewußtsein« (ÄdW I, 81) kann nicht über eine Anpassung an die traditionelle bürgerliche Art und Weise kultureller und geistiger Produkte führen; der Bildungsprozeß, der die Etablierung eines eigenen kulturellen Selbstbewußtseins erst ermöglichen soll, fordert einen Bruch: nicht mit den von den vorausgegangenen Herrschafts- und Ausbeutungsgesellschaften zur Verfügung gestellten kulturell-geistigen Gegenständen, sondern mit den Prinzipien ihrer An- und Zueignung im Bildungsvorgang.

»Dabei konnte es sich jedoch nie um eine bloße Übernahme von Kulturwerten handeln, aus den Händen derer, die bisher mit ihren Privilegien im Dienst der Herrschenden standen, es wäre damit auch die Entpolitisierung der Kultur, die Absage an den Klassenkampf übernommen worden. Vielmehr hatte jetzt die Wechselwirkung einzusetzen zwischen dem fertig Gestalteten und dem Suchen nach eigenem Ausdruck. Während wir uns Kultur aneigneten, mußte jener Gesamtmechanismus vernichtet werden, dessen Bestandteil die Kultur gewesen war. Was uns weiterbilden konnte, mußte erst noch geschaffen werden. Erst auf den Boden des Proletariats gestellt und dort ausgedeutet, würden die Werke der Literatur, der Kunst, der Philosophie einen neuen Sinn erhalten.« (Ebd., 188)

Die Individuen müssen zunächst die klassenbedingte Aussperrung von kulturellen Gegenständen ansatzweise überwinden, sich aus der Situation »der geistigen Unterdrückung« (ebd., 56) herausarbeiten. Es ist dies am Anfang des Bildungsprozesses, der in der Folge seines Weitertreibens durch die Eigeninitiative der Lernenden das kulturelle Selbstbewußtsein des kollektiven Subjekts herstellen soll, lediglich ein »Umhertasten« (ebd.), ein »Skizzieren« (ebd., 87), bei den gewonnenen Erkenntnissen handelt es sich noch um »erste Artikulierungen« um »Grundmuster, von denen aus das Verstummen überwunden und die Schritte in einen kulturellen Bereich vermessen werden konnten« (ebd., 54).



Der Bildungsprozeß verläuft konträr zu den konventionellen Standards der Aneignung bestehender Kultur. Er ist auf den systematischen Bruch mit herrschaftlicher Kultur orientiert und geht über pure Aneignung weit hinaus. Nicht die Übernahme der »konventionellen Bildungsgüter« (ebd., 109) macht das Zentrum des Weiss'schen Bildungskonzeptes aus, vielmehr muß der Bildungsprozeß der Unterworfenen eine »Brechung der alten Bildungsideale« (ÄdW II, 55) einschließen. Zustandekommen kann der Bruch durch die Verbindung zwischen den noch freizulegenden Entwicklungskräften der niedergehaltenen Menschengruppen und den emanzipatorischen Gehalten der kulturellen Gegenstände. Die unterworfenen Subjekte bringen die kulturellen Güter zunächst in ihren Bewußtseinshorizont, aber sie setzen sie im weiteren Verlauf des Bildungsganges in Beziehung zu ihrer eigenen Lebenssituation, sie reichern die dem Kulturprodukt inhärenten menschlichen Erfahrungen mit ihren Entwicklungspotentialen und Erkenntnissen an. Im Vollzug dieser Anreicherung im Bildungsgang wird die Grundlage für eine neue Kultur geschaffen, die nicht auf der Zerstörung, sondern auf der kritischen Überwindung der alten Kultur basiert. Dieser Bildungsprozeß ist jeder Form der musealen Behandlung tradierter Kulturgegenstände entgegengesetzt. Diese repräsentieren keine toten Dinge. Vielmehr stellen die an sie herantretenden Individuen eine Beziehung zwischen deren Aussagekraft und der gegenwärtigen geschichtlichen Situation her.

Beispielhaft wird das Weiss'sche Bildungsprogramm in der sinnlich-geistigen Konfrontation mit dem Pergamonfries durchgeführt. Auf der Basis der Aneignung von Inhalten und Gestaltungsprinzipien dieses antiken Kunstwerkes provoziert der Bildungsgang einen Bruch mit herrschaftlichen Auffassungsweisen, in dem Keime einer schöpferischen Kultur begründet werden. Die unterworfenen Subjekte erschließen Sinn und Bedeutung aus dem Herrschaftsprodukt für ihr aktuelles Selbstverständnis, indem sie es, wie Heilmann formuliert, »in Beziehung stellen zu dem, was uns betrifft« (ÄdW I, 41). Der herkömmliche Umgang mit kulturellen Gegenständen kann nur in einem Bildungsprozeß aufgebrochen werden, in dem diese auf die eigene Situation der Unterworfenen bezogen und entgegen ihrer ursprünglichen Funktion in emanzipatorischer Intention bewußtseinsmäßig verfügbar gemacht werden. Coppi äußert diesen Grundsatz: »Wollen wir uns der Kunst, der Literatur annehmen, so müssen wir sie gegen den Strich behandeln, das heißt, wir müssen alle Vorrechte, die damit verbunden sind, ausschalten und unsre eignen Ansprüche in sie hineinlegen.« (Ebd.) Keineswegs ist damit ein instrumenteller Willkürakt gemeint, in welchem die Individuen dem Kunstwerk ihren Stempel aufdrücken. Vielmehr antworten die unterworfenen Subjekte, provoziert durch die Konfrontation mit dem herrschaftlichen Kulturprodukt, auf das, was an Bedeutung im ästhetischen Gegenstand ohnehin aufbereitet ist, mit ihren Bewußtseins- und Erkenntniskräften. Der Kulturgegenstand wird im Verlauf des Bildungsprozesses zum Modell der Selbsterkenntnis der unterworfenen Klasse wie zur Provokation der Weiterentwicklung ihrer emanzipatorischen Potentiale: »Und nach längerem Schweigen sagte Heilmann, daß Werke wie jene, die aus Pergamon stammen, immer wieder neu ausgelegt werden müßten, bis eine Umkehrung gewonnen wäre und die Erdgebornen aus Finsternis und Sklaverei erwachten und sich in ihrem wahren Aussehen

zeigten.« (Ebd., 53) Diese »Umkehrung« ist der bereits vollzogene Bruch mit einer herrschaftskonformen Aneignung von Geschichte.

Der Konzeption der Bildungsvorgänge der niedergehaltenen Subjekte liegt ein auf kollektive Geschichtsbewältigung abhebender Bildungsbegriff zugrunde. Die Erkenntnis, daß die proletarischen Individuen nicht einfach ihren Aneignungsprozeß als bloße Nachahmung der bürgerlichen Form der Konstituierung des Bewußtseins in Gang setzen können, sondern eine aus ihrer spezifischen gesellschaftlichen und sozialen Situation heraus zu entfaltende, eigene Form der Aneignung entwickeln müssen, entbindet nicht von der Notwendigkeit, die gesamte Geschichte bisheriger klassengesellschaftlicher Zivilisation bewußtseinsmäßig nachzuvollziehen. Die »besondere Artung der proletarischen Bildung« (Raphael 1975, 33) soll mit der Aufgabe der Auf- und Verarbeitung der gesellschaftlich-historischen Entwicklung verknüpft werden. Nicht die geschichtslose Rebellion, die Ausblendung alles historisch Gewordenen und damit auch der Geschichte der Generationen und der sie konstituierenden Subjekte kann die zukünftige Kultur hervorbringen, sondern die kompromißlose Rekapitulation und »Einholung der individuellen und kollektiven Geschichte in das Bewußtsein« (Heydorn 1980a, 9)

»Die Verbindung mit denen, die vor uns am Werk gewesen waren, war immer gleichbedeutend mit einer Eröffnung des Wegs ins Zukünftige. In diesem Sinn sind wir Traditionalisten, sagt Katz. An nichts Kommendes können wir glauben, wenn wir Vergangenes nicht zu würdigen wissen.« (ÄdW II, 37; vgl. auch Weiss 1991, 187ff.)

Die Aneignung und Überwindung repressiv verfaßter Gesellschaften ist nur über die begreifende Rekonstruktion der Vergangenheit zu organisieren, das Begreifen der geschichtlichen Vollzüge die Voraussetzung dafür, daß wir die gesellschaftlichen Probleme der Gegenwart verstehen können. Dem Sachverhalt, daß »die Zukunft ihre Wurzeln in Gegenwart und Vergangenheit senkt« (Gramsci 1986, 13), muß im Bildungsgang Rechnung getragen werden. Wenn »die Geschehnisse, aus denen wir hervorgegangen sind, ständig in uns nachwirken« (N, 656), muß das historische Subjekt die Reflexion auf die Sozialisations- und Bildungsgeschichte derjenigen Individuen ermöglichen, die seine Praxis erst konstituieren. Selbstbildung der proletarischen Individuen heißt dann stets auch, daß wir uns »ständig darum zu bemühen [haben, A.B.], unsrer selbst habhaft zu werden« (ebd., 708), ein Postulat, das nicht nur für die Generation der präfaschistischen Gesellschaft, sondern ebenso für unsere Entwicklungsgeschichte in emanzipatorischen Bewegungen heute erhoben werden kann und muß.

### **»Atavistische Bevormundung« versus emanzipatorische Bildungsutopie: Die Auflösung von Knechtschaft als Frage der Bildung**

In den Gesprächen zwischen Vater und Ich-Figur steht die Bildungsdimension des politischen Selbstbefreiungsprozesses mehrere Male im Zentrum (ÄdW I, 107ff.; 135ff.; 139ff.). Der dialektisch angelegte Erfahrungsaustausch legt eine vielschichtige Perspektive auf die komplexe Verflechtung von Herrschaftsausübung einerseits und Loyalität gegenüber dem Autoritären andererseits als zentrales Bildungsproblem der Arbeiterbewegung frei. Die fehlende radikale

Selbstüberprüfung der Organisationen der Arbeiterbewegung, die systematische Unterbindung von Eigeninitiative, Selbstbestimmung und eigenverantwortlicher Tätigkeit, Aspekte, die Rosa Luxemburg fundamentaler Kritik unterzog, werden hier reformuliert. Peter Weiss provoziert in seiner literarischen Umsetzung der Luxemburgschen Kritik die Suche nach dem spezifischen Anteil der Unterworfenen selbst an der Stagnation bzw. Regression des Befreiungsprozesses. Die Verinnerlichung von Knechtschaftsmechanismen durch die Unterworfenen ist das Komplement der Herrschaft. Sieht die Ich-Figur in diesem Stadium ihres Bildungsprozesses die Arbeiterklasse noch fast ausschließlich als Opfer der Politik der ökonomisch herrschenden Mächte, so thematisiert der Vater die inneren Gegensätze in der Arbeiterbewegung und die Selbstfesselung der unterworfenen Kräfte. Während das Arbeiter-Ich auf Grund seiner noch fehlenden Einsicht in das komplexe Geflecht von Herrschaft, Autorität und Unterwerfung, von Entmündigung, Dogmatismus und Passivität die Praxis der Arbeiterbewegung relativ optimistisch bewertet, bleibt der Vater den Mechanismen der Selbstfesselung der Befreiungspotentiale auf der Spur. Zwar betont auch der Vater das Versagen der Organisationen der Arbeiterbewegung, insbesondere der Sozialdemokratie, im Bereich der Bildung: »Unzählige sozialdemokratische Arbeiter habe es gegeben, die zu einer Erweiterung ihres Bewußtseins fähig gewesen wären, hätten sie nur den Antrieb, die Unterstützung dazu erhalten.« (ÄdW I, 139) Aber er stellt zudem den Eigenanteil der unterworfenen Menschen am Mißlingen der politischen Emanzipation in der Arbeiterschaft heraus: »Und doch konnte es nicht allein das Zerwürfnis zwischen den Parteispitzen gewesen sein, sagte mein Vater, das der Arbeiterklasse die Handlungskraft nahm.« (Ebd., 138)

Die Unterbindung der Handlungsfähigkeit verweist auf ein tiefgehendes kulturelles und – in letzter Instanz – auf das Problem der Bildung des proletarischen Individuums selbst: »Denn wir müssen uns fragen«, fährt der Vater fort, »warum die Arbeitenden nicht selbst zur Bildung, zum Weiterkommen drängten.« (Ebd., 139) Die strukturell bedingte Insuffizienz einer gemeinsamen Widerstandspraxis resultiert nach Ansicht des Vaters aus einer schon lange wirksamen »Deformierung durch Autorität«, der »Zerstörung der Selbstständigkeit« (ebd.). Das »kulturelle Weiterkommen« des Proletariats (ebd., 125) – und hier manifestiert sich Weiss' auf das zentrale Problem der Knechtschaft reflektierender Bildungsbegriff – wird behindert durch die bislang unaufgearbeiteten Verstrickungen der mit diesem Begriff zusammengefaßten Menschen in die tradierten Reproduktionsmechanismen von Herrschaft, in »das alte zähe Muster« (ebd., 129) der auf Raub, Plünderung und Imperialismus begründeten Gesellschaft: »Die Menschen, die Erkenntnisse in Taten umsetzen wollten, waren selbst aus dem Alten hervorgegangen und angefressen von Regungen und Eigenschaften, die zum Alten gehörten.« (Ebd., 129f.) Den Menschen aus der Arbeiterklasse ist es trotz erwachendem Klassenbewußtsein noch nicht gelungen, »gegen das System, in dem wir gefügig gemacht und in Unkenntnis und Dilettantismus gehalten werden sollen«, anzugehen, formuliert der Vater (ebd.).

Der Schlüsselbegriff, um den sich die bildungstheoretischen Reflexionen gruppieren, ist die »atavistische Bevormundung« (N, 579). Um sie im Vorgang der Bildung allmählich abzubauen, muß sie als Produkt der gesellschaftlich-

historischen Praxis aufeinanderfolgender Herrschaftsformationen erkannt werden, das immer noch auf die Praxis der niedergehaltenen Kräfte durchschlägt und damit die Freisetzung des kollektiven emanzipatorischen Potentials behindert. Bereits zu Beginn der Romantrilogie greift Heilmann die Notwendigkeit des Aufbaus eines Bildungsvorganges von unten auf, der in Gegensatz zu den Positionsbestimmungen in den Führungszentren der Arbeiterbewegung steht. Nachdem Coppi die Visionen Heilmanns über die Grundlagen einer befreiten Gesellschaft als »Erzeugnis wildwuchernder Phantasie« bezeichnet hat, expliziert Heilmann die Kritik und Widerspruch unterbindende Rolle freiwilliger Unterwerfung, die nur über den selbstinitiierten Bildungsprozeß aufgehoben werden kann, »denn das Programmatische, das, was sich an Vorschriften binde, sei uns ja zur Genüge bekannt, wir wüßten, daß der Gehorsam, das Vertrauen in höhere Führung unser eignes Urteil schwächen, unser Unterscheidungsvermögen außer Kraft setzen und Unterlegenheit und Machtlosigkeit fördern sollten. Für uns gelte es, sagte er, die von alters her übernommenen Muster zu bezwingen.« (ÄdW I, 18)

Der bildungstheoretisch formulierte dialektische Zusammenhang von Bildung und politischer Bewegung, die sich wechselseitig anreichernde Durchdringung von systematischer Reflexion und verändernder, geschichtsmächtiger Praxis werden in die Arbeit der sozialistischen Bewegung kaum eingebracht. Der wechselseitige Bedingungs Zusammenhang zwischen der »Qualität der Bildungsarbeit« und der »Qualität des politischen Kampfes« (Koneffke 1986, 25) wird in den Führungsgruppierungen der Arbeiterbewegung negiert. In der Konsequenz bewirkt dies die »Ausbreitung der Entpolitisierung, des halb Reaktionären«, so daß die Eindämmung emanzipatorischer Bewegungen immer wieder erfolgreich organisiert werden kann (ebd.). Insbesondere ist es die Sozialdemokratie, die die »Verdummung der Arbeitenden« nicht nur zuläßt, sondern selbst aktiv mit herbeiführt (N, 183). Die Sozialdemokratie hat einen großen Anteil an der Bindung der emanzipatorischen Potentiale des Proletariats »wegen des katastrophalen Versäumnisses (bewußt in die Wege geleitet?), die Arbeiterklasse aufzuklären, zu bilden, kulturell zu fördern« (ebd., 330). Das Versagen der Organisationen der Arbeiterschaft in der Bildungsaufgabe im Kontext einer sozialen Bewegung charakterisiert einen zentralen Umstand des Scheiterns der sozialistischen Kräfte. Weil der Arbeiterklasse nicht ihre Bildungspotentiale zuerkannt wurden, konnte sich kein kollektives Selbstbewußtsein ausbilden. Die Arbeitenden handeln demgemäß nicht auf der Basis eines hochentwickelten Bewußtseins, vielmehr wurde ihnen »ihre Bedeutung ... zugespield, sie holten sich diese nicht selbst, sie stellten die Kraft dar, die die Veränderungen vorantrieb, doch auf eine dumpfe, kaum halb bewußte Weise« (ebd., 601).

Das Scheitern der Arbeiterbewegung erschließt sich dem Arbeiter-Ich bei seinem ersten Besuch bei Brecht auch als eigenes emanzipatorisches Defizit. Hier wird die Niederlage des Widerstands in Spanien mit der »Unzulänglichkeit unsrer Phantasie« in Beziehung gesetzt (ÄdW II, 151). Dem äußeren Druck korrespondieren Verdrängung und Selbstbetrug, Mechanismen, die in der Bildungsgeschichte der widerstandleistenden Subjekte begründet liegen:

»... nicht genügend geschärft war unser Verständnis gewesen gegenüber den Manipulationen, die ringsum begangen wurden, nein, so war es nicht, gerade die Zänkereien, die Irreführungen, die Ausbrüche der Parteienfeindschaft, das Blendwerk der Propaganda, die Doppelzüngigkeit der Diplomatie, die Zeugnisse der eignen Schwäche und Desorganisation hatten uns ja bedrängt, und wir hatten das Unheimliche geleugnet, um aushalten zu können.« (Ebd.)

Mitunter tritt eine Blockierung des Bildungsprozesses ein, die nicht allein auf die Angst vor den Konsequenzen der Abweichung gegenüber offiziellen Doktrinen der Arbeiterorganisation zurückzuführen ist, sondern aus dem Wunsch resultiert, »das eigne Scheitern in Vergessenheit geraten zu lassen (ebd.). In einem weiteren Gespräch bei Brecht, in dem der Hitler-Stalin-Pakt und seine Auswirkungen auf die sozialistische Bewegung im Zentrum stehen, resümiert die Ich-Figur die Niederlage auch als Bildungsdefizit, das die Widerstandsfähigkeit vor allem gegenüber den eigenen Organisationen unterläuft: »Wir hatten uns daran gewöhnt, das Deformierte, das nichts anderes als ein Abbild unserer eignen Geringfügigkeit und Denkschwäche war, hinzunehmen.« (Ebd., 167) Nicht »Menschen der Wissenschaft« (ÄdW III, 136)<sup>3</sup> betreiben den politischen Emanzipationsprozeß, sondern – wie Hodann dies im 3. Buch auf die Spitze treibt – Individuen, die von »Egoismus, Überheblichkeit und Rachsucht« bestimmt sind und in der Folge die unabdingbare Solidarität der Widerstehenden zerstören (ebd., 44).

Im kollektiven Lernzusammenhang der Internationalen Brigaden wird die Erörterung um die Bildungsdimension des Befreiungsprozesses der Gattung weitergeführt und vertieft. Hier ist es zunächst Ayschmann, der das Aufrechterhalten einer »Gegenkraft« zur strikt auf Gefolgsamkeit hin orientierten militärischen Sozialisation betont (ÄdW I, 207). Und die Reflexionen der Ich-Figur schwanken zu Beginn des Spanien-Aufenthaltes zwischen den Befürwortern der Unterordnung unter die Direktiven der Organisation und der Kritik der »vorausgesetzten Unselbständigkeit«, des Verharrens in »Entmündigung«, »falsche(m) Bewußtsein« und »kleinbürgerlichem Idealismus« (ebd., 208). Mit der Formierung von »Studiengruppen« der Widerstehenden (ebd., 219) wird an der »kulturelle(n) Front« (ebd., 220) damit begonnen, die Bildungsproblematik der Praxis des sich befreienden Kollektivs zu entfalten. Sehr schnell wird auf Grund ungleicher Bildungsverhältnisse und angesichts noch vorhandener archaischer Bewußtseinsmuster die Rolle der Bildung des Individuums im Entwicklungsgang des Kollektivs deutlich. Den Teilnehmenden geht es nicht nur um militärische und politische Ziele, »sondern um die Veränderung des Menschen und seiner gesamten Lebensbedingungen, und eine solche Veränderung konnte nur gelingen, wenn sie im Bewußtsein eines jeden vollzogen wurden« (ebd., 223). Allerdings kollidiert das Bemühen um »geistige Ausdauer«, um ständige Überprüfung und Kritik von Standpunkten mit der Forderung nach »ideologischer Festigkeit« und unbedingter Übereinstimmung (ebd., 223f.) mit den Direktiven der Führungsinstanzen der Internationalen Brigaden. Es ist der Mangel an dialektischem Denken, welches die Auflösung starrer Gegensätze betreiben könnte (vgl. Gamm 1988, 35), der den Fortgang des Befreiungsprozesses hintertreibt.

Der Bremer Schriftsetzer Münzer thematisiert den Kern der Emanzipationsproblematik in der Arbeiterklasse. Das Problem der kulturellen Selbstbefreiung kommt symptomatisch im »Verstummen« der proletarischen Individuen zum

Ausdruck (ÄdW I, 248), Folge ihrer »undemokratische(n) Erziehung« (ebd., 226), die allerdings über die unreflektierte Bindung an dogmatische Direktiven weitergeführt wird. Die geschichtsphilosophisch-bildungstheoretische Fassung der gesellschaftlichen Veränderungsprozesse äußert sich in der Reflexion Münzers auf die Entwicklungsgeschichte des Proletariats. Die Überlegung, daß die Aussicht auf gesamtgesellschaftliche Befreiung stets die Frage nach der Realisierung von Befreiung im »konkreten Menschen« impliziert (Heydorn 1980a, 12), wird hier auf proletarische Bildungsverhältnisse bezogen. Eine technokratische, pragmatistische, instrumentell aufgefaßte Bildung kommt höchstens einer äußeren Umwälzung entgegen, verlängert jedoch die Knechtschaft in die kommende Gesellschaft hinein und unterläuft eine tatsächliche Veränderung: »Die Befreiung kann uns nicht gegeben werden«, fährt Münzer fort, »wir müssen sie selbst erobern. Erobern wir sie nicht selbst, so bleibt sie für uns ohne Folgen.« (ÄdW I, 226)<sup>4</sup> Der Verwirklichung dieses Postulats steht aber die Fortsetzung einer undemokratischen Erziehung durch das Einschwören auf die ideologischen Vorgaben der Führungszentralen entgegen: »wie aber soll die Befreiung nun von uns ausgehen, wie sollen die Umwälzungen vollzogen werden, wenn wir immer nur gelernt haben, uns zu fügen, uns unterzuordnen und auf Anweisungen zu warten.« (ebd., 226f.) Es geht darum, individuelle Befreiung und kollektive Emanzipation konsequent miteinander zu verknüpfen. Die Stärkung »in unserm Bewußtsein«, nicht die »Fügsamkeit« ist das Ziel, über die Suspendierung der »gewöhnheitsmäßige(n) Schwäche« (ebd., 248), des »Kadavergehorsam(s)« (ebd., 262) soll die passive Bindung der proletarischen Individuen an das ihnen äußerliche Kollektiv überwunden werden. Denn angesichts der permanenten Wechselbeziehung zwischen Individuum und Kollektiv, der Tatsache, daß »nicht nur der einzelne auf sich, sondern alle auf den einzelnen einzuwirken hatten« (ebd., 307), sind die sich im Bildungsprozeß ihr Bewußtsein erwerbenden Subjekte die Trägerinnen und Träger eines bewußt handelnden Kollektivs, das seinerseits wiederum fördernd auf die Erkenntnisprozesse der Individuen zurückwirkt. Kann dieser Grundsatz nicht in die Realität eingelöst werden, so sind kollektives Selbstbewußtsein wie die Identität der proletarischen Individuen als lebendigen Elementen des Umgestaltungsprozesses aufs höchste bedroht, eine Gefahr, wie sie in den Aussagen Münzers besonders deutlich skizziert wird:

»Wenn ich versuche, mir klarzuwerden über meine Stellung in der Arbeiterbewegung, so ist es, als müsse ich zuerst zu graben anfangen, müsse mich rauswühlen, rauskratzen aus einer Masse von Schutt, die uns zudeckt. Unsere Organisationen sind wie Erdschichten, die abgehoben werden müssen, damit wir uns selbst finden können.« (Ebd., 227)

In diesen Passagen, in denen sich eine radikale Kritik am Bildungsverständnis der Organisationen der Arbeiterbewegung äußert, verdeutlichen sich gleichermaßen sowohl ein veränderter Bildungsbegriff wie eine modifizierte Auffassung der Formen, in denen sich Erziehungs- und Bildungsprozesse vollziehen. Der Befreiungsprozeß »sozialistisch denkender Menschen« (ebd., 86) erfordert einen Begriff von Bildung, der nicht auf eine bloße Akkumulation von Wissen, vielmehr auf eine »historische, wissenschaftliche, philosophische Bildung« (ebd., 225) abhebt, die Einblick »in die soziale, ökonomische, kulturelle Gesamtheit« (ebd., 248) gewährt. Wirksam werden kann diese Bildung jedoch nur – wie

Hodann und Münzer betonen –, wenn sich parallel die grundlegende Form ihrer Anbahnung, Initiierung und Vermittlung verändert. Die Konturen eines Bildungsmodells der Unterworfenen werden kenntlich. In ihm wird die unselige Verknüpfung einer enzyklopädisch-positivistischen Bildung mit den technokratischen Formen ihres Vollzugs aufgelöst. An ihre Stelle tritt ein kollektiver und radikal-demokratischer Bildungsansatz, in dem sich ein prospektiver Bildungsbegriff mit einem auf Selbsttätigkeit beruhenden Aneignungs- und Befreiungskonzept verbindet, das auf die »Kraft der Selbstbildung« (ebd., 250) zählt.

Das politische Handeln der Befreiungskräfte stößt immer dort an schier unüberwindliche Grenzen bzw. bringt spezifische Deformierungen und Katastrophen hervor, wo der Grundsatz der »permanente(n) Revolution des Menschen« (Heydorn 1980a, 164) nicht mit der Praxis der Veränderung vermittelt wird. Immer wieder thematisiert die Romantrilogie das Unvermögen der niedergehaltenen Kräfte, den unaufhebbaren Zusammenhang zwischen einem weit vorangetriebenen Bildungsgang und emanzipatorischem politischem Handeln durchzuhalten. Der »dialektische Bezug« zwischen der »Selbstbildung der Arbeiterklasse« und der konkreten Gestaltung ihrer politischen Handlungszusammenhänge (ebd., 49) wird kaum von den Subjekten dieser Praxis reflektiert; in der Folge der Ignoranz gegenüber der durch Bildung permanent freizusetzenden emanzipatorischen Kräfte der Individuen stagniert der Befreiungsprozeß. Er findet seine Grenzen in der selbst initiierten Fesselung der eigenen Potentiale. Die *Ästhetik des Widerstands* reformuliert über das gesamte Romangeschehen hinweg das für die Protest- und Befreiungsbewegungen nach der Niederschlagung des Faschismus auch heute noch brennend aktuelle Problem einer angemessenen Grundlegung von Widerstandspraxis, die Erkenntnis kritischer Bildungstheorie nämlich, daß ein von Bildung absehendes Prinzip der Aktion »keine Welt aus dem Nichts« hervorzubringen in der Lage ist (Heydorn 1979, 323). Den Menschen äußerliche kollektive Aktionen werden in Gang gesetzt, wo die permanente Selbstbildung der proletarischen Individuen auch nur einen Augenblick ausgesetzt wird. Selbst unter den Bedingungen äußerster Repression hat jedes Subjekt seine eigene Bildung radikal voranzutreiben. Ja, gerade durch den Umstand, daß Weiss den kollektiven Aneignungs- und Bildungsprozeß unter den Bedingungen erdrückender Verhältnisse in Szene setzt, verweist er auf die Notwendigkeit, den »ununterbrochenen«, ständig sich realisierenden Zusammenhang von Bildung und Aktion (Heydorn 1980a, 49) im Prozeß der Befreiung zu reflektieren und qualitativ einzulösen. Denn »Erkenntnis steht vor allem Handeln, so sehr auch erst über das Handeln die Wirklichkeit selber verändert werden kann« (ebd., 48). Es ist dies ein Prozeß, der keiner Avantgarde der Arbeiterklasse überlassen bleiben kann, vielmehr von jedem proletarischen Individuum selbst vollzogen werden muß.

Stellenweise leuchtet die Utopie einer befreiten Gesellschaft allseits gebildeter Individuen auf. Was Weiss aus der negativen Bestimmung der Bildungsprobleme innerhalb der Arbeiterbewegung durchscheinen läßt, ist eine neue Formation von Menschen, die jenseits der antagonistischen klassengesellschaftlichen Zivilisation die eigenständige und solidarische Organisation der gesellschaftlichen Verhältnisse mit der allseitigen Bildung aller verknüpft. Antizipiert wird die

konkrete Utopie einer »Bildung der proletarischen Individuen zu selbstbewußten Subjekten« (Metscher 1984, 72). Der Bogen, den Weiss in der *Ästhetik des Widerstands* spannt, reicht von den Anfängen der Selbstbewußtwertung proletarischer Individuen (»Wir hatten stammelnd begonnen«) über die klassenspezifische Ausformung des Bewußtseins (die allein noch keine Befreiung einleiten kann) bis hin zum Zukunftsentwurf einer freien Assoziation allseitig entwickelter Menschen. Über die Wahrnehmung ihrer Klassenzugehörigkeit werden die Subjekte der Arbeiterbewegung zur Klassenidentität erzogen, die sie in einem weiteren Erkenntnis- und Handlungsabschnitt aufheben müssen, um die Formierung einer »allgemein menschlichen Subjektivität« (Sesink 1990, 193) bewerkstelligen zu können.

### **Anleitung zur Selbstbildung:**

#### **Die »Ästhetik des Widerstands« als Modell unserer Bildungsgeschichte lesen**

Die *Ästhetik des Widerstands* ist ein eminent pädagogisches Buch. Diejenigen, die diesen Roman nicht nur technokratisch bearbeiten oder als abgeschlossene Schilderung einer historischen Epoche betrachten, werden als veränderte Subjekte aus der Konfrontation mit dem Hauptwerk von Peter Weiss hervorgehen. Drei Bildungsebenen überlagern sich hier. Der Roman bereitet ein Bildungsgeschehen auf und führt es konsequent durch. Die Leserinnen und Leser vollziehen in der Lektüre des Romans selbst einen Bildungsprozeß. Und nicht zuletzt provoziert die *Ästhetik des Widerstands* weitergehende Reflexionen im Sinne einer Vergewisserung der Lesenden über den Stand ihrer eigenen Entwicklungs- und Bildungsgeschichte in konkreten gesellschaftlichen Zusammenhängen. Daß nicht nur die äußere historische Entwicklung dargestellt wird, sondern die hierzu in Korrespondenz stehenden 'inneren' Bildungsgeschichten der Menschen, macht die eigentliche Qualität und Fruchtbarkeit der Auseinandersetzung mit dem Roman aus. Denn diese Bildungsgeschichten, die die Lesenden nachvollziehen sollen, fordern dazu heraus, sie als Muster der Aufarbeitung und Reflexion des eigenen Entwicklungsganges zu verstehen. Die Romantrilogie erhellt den Bewußtseinsbildungsprozeß von Menschen, die sich in oppositioneller Praxis zu den Machthabenden befinden, sie macht die Brüche, Ambivalenzen und Antinomien dieses Vorganges transparent. Sie verlangt die Formierung radikaler Selbstkritik, den Aufbau der Fähigkeit, sich der eigenen Verstrickungen in gesellschaftliche Atavismen und Knechtschaftsmechanismen bewußt zu werden. Und sie leitet zu neuen Formen des Lernens und der Bildung an.

Die *Ästhetik des Widerstands* bezieht sich auf unentdeckte Dimensionen der Unterbindung wie Freisetzung kollektiver Lern- und Bildungsprozesse. In ihrem Zentrum steht die Provokation und Entfaltung des Bildungspotentials der unterworfenen Subjekte. Von einem konkret-utopischen Modell her (Metscher 1984, 69ff.) – beispielhaft kann die Darstellung des gemeinsamen Bildungsprozesses von Heilmann, Coppi und der Ich-Figur oder aber der kollektive Vorgang geschichtlichen Lernens bei Brecht gelten – eröffnet Peter Weiss die Perspektive auf die brachliegenden, nur partiell entfalteten Bildungspotentiale der proletarischen Individuen. So wird die Diskrepanz zwischen konkret-utopischem



Bildungsmodell und realem Stand der Bildungsgeschichte manifest, die Kluft kann zum Gegenstand der Reflexion und Kritik werden. In diesem Sinne ist den bisher thematisierten Lesarten in der Rezeption der Romantrilogie eine weitere hinzuzufügen, die bislang zwar oftmals angedeutet, nicht aber grundsätzlich entfaltet wurde: Die *Ästhetik des Widerstands* als Beitrag zur Bildungsgeschichte der Widerstehenden zum Zwecke der Standortbestimmung und Reflexion unserer eigenen Bildungsgeschichte in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen. Weiss interessiert die Relevanz der damaligen Kämpfe für die heutigen gesellschaftlichen Konflikte und Antagonismen. Sein Romanwerk verklammert Geschichte, Gegenwart und Zukunft in bildungsgeschichtlicher Hinsicht. Es geht Weiss um den »ganzen Bewußtseinsprozeß ..., wie er sich heute weiterhin abspielt« (Weiss, zit. in: Wang 1982, 177). Weitab von postmoderner Willkür greift Weiss eine Grundfrage der Epoche auf: Wie können sich die Menschen in kollektiven politischen Vorgängen zu einer Assoziation mündiger Subjekte entwickeln, die aus den Fehlern der Vergangenheit Konsequenzen zieht, den Atavismus, der in der Praxis der Befreiungskräfte wirksam ist, auflösen und damit den emanzipatorischen Prozeß umfassend freisetzen? Der Roman setzt einer antiquarisch-musealen Behandlung seines Inhalts Widerstand entgegen, er provoziert unsere kreative Weiterarbeit am Gegenstand. Im Vordergrund steht das Weiterwirken dessen, was in der Vergangenheit die Selbstbewußtwerdung der niedergehaltenen Kräfte immer wieder blockiert hat. In der Bildungsgeschichte der Arbeiterbewegung werden die emanzipationsbezogenen Defizite aktueller gesellschaftlicher Oppositionsbewegungen transparent. Die *Ästhetik des Widerstands* macht das Angebot, sie zu erkennen und aufzuarbeiten, um die eigene Selbstentwicklung voranzutreiben.

## Anmerkungen

- 1 »Das *Ideal*, welches in dem deutschen Bürgertum erstorben ist, lebt in den Arbeitern.« (Liebknecht 1969, 52) Durch den gesamten Aufsatz hindurch zieht sich der Vergleich zwischen bürgerlichem Bildungsanspruch und realer Bildungspraxis, ohne daß Liebknecht bereits einen grundlegenden Wandel des Bildungsverständnisses auf der Basis einer neuen Trägerschaft anzudeuten in der Lage ist.
- 2 Siehe auch die Aussage Luxemburgs, 1982, 38: »Die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein, sagt das Kommunistische Manifest, und es versteht unter Arbeiterklasse nicht etwa einen sieben- oder auch zwölfköpfigen Parteivorstand, sondern die aufgeklärte *Masse* des Proletariats in eigener Person.« – In der *Ästhetik des Widerstands* formuliert der Vater diesen Anspruch: »In seiner Antwort verband mein Vater Luxemburgs Vorstellungen von einer Schule der freien Initiative, einer Erziehung zur schöpferischen Aktivität, mit Gramscis Verneinung der Mechanistik, des autoritären Lernens.« (ÄdW I, 188)
- 3 Mit dieser Formulierung knüpft Weiss an Brechts Überlegungen zu den »Kinder(n) eines wissenschaftlichen Zeitalters« an, vgl. Brecht 1967, 667ff.
- 4 Diese Passagen dokumentieren die Nähe des Weiss'schen Denkens zur Pädagogik Paulo Freires. Es geht in Freires Pädagogik um die Entbindung eines emanzipatorischen Bildungsprozesses aus der Situation des Unterdrücktseins heraus. Befreiung kann nicht über fremdgesteuerte Bildungsprozesse initiiert, sondern muß über die Entwicklungspotentiale der Unterdrückten selbst organisiert werden: »Im Kampf um ihre Erlösung müssen die Unterdrückten ihr eigenes Vorbild sein.« (Freire 1970, 51)

## Literaturverzeichnis

- Abendroth, Lisa, und Wolfgang Abendroth, 1985: Die »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss als authentischer Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung. In: Abendroth, Wolfgang: Die Aktualität der Arbeiterbewegung, Frankfurt/M., 125-136
- Arnold, Heinz Ludwig, 1983: »... ein ständiges Auseinandersetzen mit den Fehlern und Mißgriffen ...« Heinz Ludwig Arnold im Gespräch mit Peter Weiss (19. September 1981). In: Stephan, Alexander (Hrsg.): Peter Weiss. Die Ästhetik des Widerstands, Frankfurt/M., 11-58
- Benjamin, Walter, 1977: Gesammelte Schriften II. 2, Frankfurt/M.
- Bergh, Magnus, und Birgit Munkhammar, 1986: Mit der Hoffnung als Arbeitshypothese. Magnus Bergh und Birgit Munkhammar im Gespräch mit Peter Weiss über »Die Ästhetik des Widerstands«. In: Gerlach, Rainer, und Matthias Richter (Hrsg.): Peter Weiss im Gespräch, Frankfurt/M., 290-300
- Brecht, Bertolt, 1967: Gesammelte Werke Band 16, Frankfurt/M.
- Die Linie Luxemburg-Gramsci, 1989: Zur Aktualität und Historizität marxistischen Denkens, Berlin (AS 159)
- Dunz-Wolff, G., H. Goebel und J. Stüsser (Hrsg.), 1988: Lesergespräche. Erfahrungen mit Peter Weiss' Roman *Die Ästhetik des Widerstands*, Hamburg
- Freire, Paulo, 1970: Pädagogik der Unterdrückten, West-Berlin (AS 75)
- Gamm, Hans-Jochen, 1988: Über Dialektik als pädagogische Kategorie. In: Vorgänge, Jg.27, H.6, 29-37
- Götze, Karl-Heinz, und Klaus R. Scherpe (Hrsg.), 1981: Die »Ästhetik des Widerstands« lesen. Über Peter Weiss, West-Berlin (AS 75)
- Gramsci, Antonio, 1986: Gedanken zur Kultur, Frankfurt/M.
- Haiduk, Manfred, 1977: Der Dramatiker Peter Weiss, Berlin/DDR
- Heydorn, Heinz-Joachim, 1979: Über den Widerspruch von Bildung und Herrschaft. Bildungstheoretische Schriften. Bd.2, Frankfurt/M.
- ders., 1980: Zur bürgerlichen Bildung. Anspruch und Wirklichkeit. Bildungstheoretische Schriften. Bd.1, Frankfurt/M.
- ders., 1980a: Ungleichheit für alle. Zur Neufassung des Bildungsbegriffs. Bildungstheoretische Schriften. Bd.3. Frankfurt/M.
- Koneffke, Gernot, 1986: Bildung und Politik – Zur Aktualität H.J. Heydorns. In: Sozialistisches Büro – Arbeitsgemeinschaft zur Förderung der politischen Bildung e.V. (Hrsg.): Bildung im Wandel. Thesen und Materialien zum Bildungstag '86 in Frankfurt, Offenbach, 7-26
- Liebknicht, Wilhelm, 1969: Wissen ist Macht – Macht ist Wissen und andere bildungspolitische Aufsätze, Berlin/DDR
- Lindner, Burkhardt, 1986: Zwischen Pergamon und Plötzenssee oder Die andere Darstellung der Verläufe. Peter Weiss im Gespräch mit Burkhardt Lindner. In: Gerlach, Rainer, und Matthias Richter (Hrsg.): Peter Weiss im Gespräch, Frankfurt/M., 263-289
- Luxemburg, Rosa, 1982: Gesammelte Werke, Bd.3, Berlin/DDR
- MEW: Marx-Engels-Werke, Berlin/DDR
- Metscher, Thomas, 1984: Vortrag zur »Ästhetik des Widerstands«. In: Avantgarde – Arbeiterklasse – Erbe. In: Sinn und Form, H.1, 69ff.
- Raphael, Max, 1975: Arbeiter, Kunst und Künstler. Beiträge zu einer marxistischen Kunstwissenschaft, Frankfurt/M.
- Schmitt, Maria C., 1986: Peter Weiss, »Die Ästhetik des Widerstands«. Studien zu Kontext, Struktur und Kunstverständnis, St. Ingbert
- Sesink, Werner, 1990: Der Eigensinn des Lernens. Die Dialektik der menschlichen Natur und ihr Bildungsschicksal in Familie, Schule, Arbeit und Staat, Weinheim
- Wang, Andreas, 1982: »Die tatsächliche politische Wahrheit ist auch eine künstlerische Wahrheit.« Peter Weiss' »Ästhetik des Widerstands« – Ein radikales Kunstwerk. In: *Die Horen*, Jg.27, Ausgabe 125, 177-179
- Weiss, Peter, 1975 (I), 1978 (II), 1981 (III): Die Ästhetik des Widerstands. Roman. Frankfurt/M. (fortlaufend zitiert als AdW mit römischer Band- und arabischer Seitenangabe)
- ders., 1981: Notizbücher 1971-1980. 2 Bände, Frankfurt/M. (fortlaufend zitiert als N)
- ders., 1991: Rekonvaleszenz, Frankfurt/M.

Klaus Briegleb

## Widerstand als tätige Erinnerung

Uwe Johnson und Peter Weiss

Dieser Beitrag ist der überarbeitete Auszug aus einem noch nicht abgeschlossenen 'Deutschland'-Manuskript\*. Johnson und Weiss als 'Abschnitt' in der Literaturgeschichte – die von Briegleb gewählte Epochen-Perspektive rückt die *Ästhetik des Widerstands* und die *Jahrestage* (neben Ingeborg Bachmanns *Todesarten-Zyklus*) als die großen Projekte literarischer Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit selbst in eine historische Distanz. So wird erkennbar, was sie schon in ihren Anfängen verbindet: das Wissen, daß der politische Aufbruch, den beide mit dem neuen Sozialismus der späten Sechziger beginnen und dann scheitern sehen, ohne das Gedenken an die Verbrechen des NS-Faschismus und des Stalinismus geschichtslos bleibt, und daß umgekehrt die Erinnerungsarbeit zur leeren Formel verkommt, wo sie nicht gegen eine immer noch herrschende Politik des Beschweigens kämpft, bei der interessierte Verdrängung und ritualisierte Sprachlosigkeit Hand in Hand arbeiten. Mit diesem ästhetischen und politischen Einsatz aber sind die Geschichtskonstruktionen Johnsons und Weiss' aktuell geblieben: Widerstand als tätige Erinnerung. AH

### Epochenbild – Raumpiegelung

Im April 1967 beginnt für Uwe Johnson die Arbeit an den *Jahrestagen*. Auf den Straßen New Yorks begegnet er Gesine Cresspahl aus den *Mutmassungen über Jakob*. Sie ist mürrisch und mißtrauisch gegen ihren Autor; bemüht, die in Deutschland geschlagenen Wunden zu kurieren, sich selber ein Exil und ihrem Kind Marie eine Heimat einzurichten, macht sie dem »Genossen Schriftsteller« zu schaffen. Was motiviert noch zur großen reflexiven Epochendarstellung, da hier ein anderes Leben beginnen will? Mit »Übungsnotizen« wird der Arbeitszusammenhang *Jahrestage. Aus dem Leben der Gesine Cresspahl* eröffnet, Schreibbeginn ist der 29. Januar 1968. Der erste Band erscheint 1970; die 470 Seiten verschwinden in der Rezensionsroutine.<sup>1</sup> Auf den Gang der deutschen Literatur haben sie keinen Einfluß; eine *Debatte* über Johnsons Mühen um die Gedächtnis-Funktion Erinnerung, um ein Gedenken, das den Weg zurück in die Vergangenheit nicht einem deutschen Gedächtnis überläßt, in dem sich 'von selbst' nichts Belastendes mehr »meldet« (J 234), hätte dem bundesdeutschen Geistergespräch über 'Realismus' nach 1968 aber wohl zuviel zugemutet. Sie fand nicht statt.

Im Blick des Schriftstellers auf die Epoche liegt eine Haltung des Widerstands als tätiger Erinnerung, die *selber* Widerstände zu überwinden hat. Der US-Imperialismus in Viet Nam lenkt weite Teile der Neuen Linken kritisch ab von der Arbeit an einem umfassenden Erinnerungsblick in die Vergangenheit des NS-Faschismus und der politischen Nachgeschichte des Widerstands gegen ihn. Und von der Gewaltgeschichte des Stalinismus lenkt der Anti-Antikommunismus ab. Wird dieser aber von geschichtlich bewußten Personen eindringlich

\* Eine gekürzte Fassung erscheint in Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 12: Gegenwartsliteratur seit 1968. Hrsg. v. K. Briegleb u. S. Weigel. München, 1992.

differenziert, so wird der Gedanke, dem Sozialismus nach 1945 als Befreiungsversprechen ein Stück weit zu folgen, zu rechtfertigen sein. Zur selben Zeit aber schon machen NS-Kontinuum *und* Stalinismus als biographische Erfahrungen, nicht als falsche Theorie identischer Totalitarismen, ein Leben auf dem alten Kontinent unerträglich. *Trotz* Viet Nam und *im* US-Gewaltalltag wird das Recht auf 'Heimat' neu gesetzt in New York (für Marie). Nicht mehr in irgendeiner deutschen Provinz: die »gut erhaltenen Wunden« sind in Deutschland geschlagen (B 422).

Eine Denkfigur Spinozas, nämlich den Raum im Abschied zu denken und ihn in den Abschied mitzunehmen, prägt die Methode der Raumspiegelung in den *Jahrestagen*. »Vergessen« und »Behalten« sind in Gesines Gedenkarbeit paradox verbunden.

... ihr kam es an auf eine Funktion des Gedächtnisses, die Erinnerung, nicht auf den Speicher, auf die Wiedergabe, auf das Zurückgehen in die Vergangenheit, die Wiederholung des Gewesenen: darinnen noch einmal zu sein, dort noch einmal einzutreten. Das gibt es nicht (J 63).

Gesine nimmt die Lasten, die sich beim Erinnern türmen, und ihren US-Bank-Job als Neulast (am Tag ihrer Einstellung fallen die ersten Napalmbomben auf Viet Nam) mit auf den Weg nach Prag, wo sie im Auftrag ihrer Bank ein Investitionsgeschäft einleiten soll und damit »ihren letzten Versuch« verbinden will, »sich einzulassen mit der Alternative Sozialismus« (B422).

Die Vergangenheit ist offener, wenn sie nicht autobiographisch verengt wird; das Subjekt in den *Jahrestagen* ist »lediglich Medium der Arbeit«, es ist *drei Personen*. Das Alter des Kinds Marie ist dem des »Genossen Schriftstellers« zugeordnet; er war 1945, als der Sozialismus seine Befreiungschance hatte, so alt wie sie jetzt, da sie mit Hilfe von Gesines Erinnern und Johnsons Schreiben ihre Geschichts-Erkenntnis im Alltag New Yorks aufbaut. Johnson sorgt für ein Epochenbewußtsein »zumindest« bis 1920 zurück und von dort herauf. Sie läuft der Bewegung des Kalenders, die so entsteht, »in Richtung der Vergangenheit« entgegen. Er konstatiert an den Begegnungspunkten der gegenläufigen Erinnerungsstrahlen die Etappen der Raumspiegelung in der Epoche, die sich in Gesines Bewegung zu sich selbst zurückspannt: kein mythisches Tableau des Immergleichen, nicht 'Posthistoire', sondern paradoxe Dehnung des Gedenk- und Lebens-Standorts in einer offenen Gewaltgeschichte, deren Erzählungen Marie sich zuzuwenden lernt wie Benjamins Engel der Geschichte. Am Tag des Einmarsches der Truppen des Warschauer Pakts in Prag am 20. August 1968 ist ihr Gedächtnis 'fertig'.

Die Raumspiegelung geht ins absolute Detail. Tag für Tag, vom 21. August 1967 bis 20. August 1968 ist Zeit gegen Zeit gesetzt in einer Riesenlandschaft der Menschen und Menschenvernichtung, 'hier' um das Wunderkind des verlässlichen, weil fragenden Urteils, 'dort' um Heinrich Cresspahl, Gesines Vater, eine mecklenburgische Figur für die Weltliteratur. Das Verfahren beruht auf gründlicher Quellenarbeit, besonders für die Nachkriegszeit in der SBZ und DDR, und auf Gesines *New York Times*, geschnitten mit ihren Augen (B 413): 'Hier' in der Zeitung, die Menschlichkeiten um die Ecke und das Gewalt-Einerlei, als Spiegel für dasselbe 'dort'. Kann der Alltag des Miteinanderseins und Füreinandererzählens im Kreis der »guten Menschen« das alles tragen? – Ein Arbeitskontinuum

der 'langatmigen' Detailtreue und *ordinary history* baut postmoderner Abstraktionsneigung vor und auch dem intellektuellen Sprung aus der Geschichte hinaus.

Wie Menschen sich wehren gegen »eine Haltung, die längst auf den individuellen Protest verzichtet hat und damit auf eine grundlegende Veränderung der Verhältnisse« (J 340), das ist ein Leitmotiv bei der Beobachtung der Figuren im 'guten Kreis'. Lisbeth Cresspahl stirbt an ihrer Widerständigkeit, hat am Abend des 9. November 1938 den Ortsgruppenleiter »bei dem Unfall mit den Juden« ins Gesicht geschlagen und ist in derselben Nacht *im Feuer* umgekommen: Wer hat es gelegt? Hier hat die Traumatisierung der Tochter Gesine einen ihrer Brennpunkte, und die davon untrennbare Erinnerungsarbeit an der Epoche – an der Shoah und an der Schuld – eines ihrer eindrucksvollsten Beispiele. Für Marie aber wird dies eine Urszene im transgenerativen Bund nachverantwortlichen Erinnerens, in dem die Schuldfrage verknüpft ist mit der deutschen Sprache (J 738ff. und Kontext). Heinrich Cresspahls Charakter wiederum ist, bis in die Schreckenszeit im NKWD-Lager Fünfeichen, weniger durch seine Handlungen als durch sein Sprechen/Nichtsprechen gezeichnet, bis ins Verstummen; an ihn, der zum Gesamtbild einer Widerstandsfigur entfaltet wird, die deutsche Schuldfrage zu richten, ist auch und gerade *ihr* das Schwerste. Und weil Johnsons Schreiben, trotz der *Unmöglichkeit, wirklich im Vergangenen anzukommen*, dennoch als notwendig aufgeboten wird gegen die hegemoniale deutsche Nachkriegskultur des Vergessens und der schrecklichen Vereinfachungen, wird das Gedenken in deutscher Sprache dem Autor immer mehr zum psychischen Block. Die Arbeit an Cresspahls zweieinhalbjähriger Lagerzeit (J 1208-1516) und am *daran* Erwachsenwerden Maries – »Mach Cresspahl unschuldig, Gesine. Wenn du ein wenig lügen könntest«, sagt das Noch-Kind (J 1216) – scheint er gerade noch durchzustehen: wie sich der historisch- moralische Vergleich mit den NS-Lagern, denen Cresspahl 1933 keine weitere Bedeutung beigemessen hatte (J 391ff.), nun angesichts des geschundenen Leibs des Gefangenen unabwendbar aufdrängen will! Gesine will im Nachexil ganz heraus aus dem deutschen Wörterbuch (vgl. J 738ff.). Nur gebrochen und als Auslösung von Schmerz ist die Muttersprache ihr für die Erinnerungsarbeit verfügbar. Der »Genosse Schriftsteller« steckt nach der Fertigstellung des 1973 veröffentlichten dritten Bandes im Sommer 1975 endgültig in einer Schreibblockade fest – die *Ästhetik des Widerstands* beginnt zu erscheinen.

### Dialektische Bilder des Widerstands

Anders als Johnson ist Weiss auf die Revolte aktiv zugegangen, sprach auf dem Vietnam-Kongreß am 17. Februar 1968 an der Freien Universität Berlin, demonstrierte mit, saß in Arbeitsgruppen des SDS (N I, 567ff., 616ff. u.ö.); doch meist ist er sich in solchen Situationen selber fremd, hört sich sprechen wie »nicht zu mir gehörig«. Er merkt immer wieder, daß er »von ganz wo anders her« kommt: »Vielleicht dies alles nur Versuche, die Emigration zu überwinden. Verspätet, oder zu spät.« (N I, 607) Seit seinen parteilichen Bekenntnissen 1965/66 zu der Welthälfte, die den antiimperialistischen Kampf führt<sup>2</sup>, und seinem *Viet Nam*

*Diskurs* (1967) gilt er als guter Genosse. Seine folgenden Kunstbemühungen für das Theater aber provozieren den Gestus der Rebellen gegen den bürgerlichen Kunstbetrieb und münden im Fiasko: Sprengung der Generalprobe des *Trotzki* am 19. Januar 1970 durch Studierende in Düsseldorf und Hohngeschrei des bürgerlichen Feuilletons (vgl. N I, 694ff.). Der 'Fall Weiss', von den Sprechern der »Gruppe 47« und der Springerpresse, von Grass über Christian Ferber bis Matthias Walden geschürt, seit Weiss 1965 in Ermangelung einer westdeutschen Gelegenheit nach Weimar zur Feier der Befreiung vom Faschismus gefahren war und dort über die Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit im Westen gesprochen hatte, stand auf dem Höhepunkt und überforderte den Betroffenen (vgl. Kürbiskern 1, 1965, 95ff.; Briegleb 1992a).

Weiss beschreibt diese Überforderung in den Notizbüchern auch als leibliche Krankheit, mit zitternden Organen überlebend von Tag zu Tag (vgl. N I, 778ff. u. Re), aber sie ist 'historisch' gesehen ein 'privates' Symptom der *deutschen Misere* in der »Gruppe 47«, die mit ihren jüdischen Gästen, wenn sie aus der Unauffälligkeit des Gedecktheits im Literaturbetrieb hinaustraten, nachverfolgend umgegangen ist; Celan ist *ihr* Fall (vgl. Briegleb 1992b), so auch Weiss. Nach seinem Vortrag *I come out of my Hiding Place* 1966 am Rande der Gruppentagung in Princeton<sup>3</sup> fragte 'man' ihn, wo er (der Emigrant!) denn »während des Kriegs gewesen« sei (N I, 491f.). So ist es denn doch die unabhängige, mit der Revolte mitdenkende Kritik allein, die Weiss für diese Phase zu würdigen versteht. L. Baier beschreibt rückblickend 1979 in einer Reflexion zu *Meine Ortschaft* (1965) die Signalwirkung, die von Weiss um 1968 hat ausgehen können: Die Revolte habe gezeigt, daß die Realität doch veränderbar, Peter Weiss habe gezeigt, daß in dieser Sicht auch die Kunst aus der Deckung allzu eng gefaßter Autonomie hinauszuführen sei (Baier 1979, 103ff.).

Der *Trotzki*-Schock der verweigerten Auseinandersetzung in Ost (N I, 816ff.) und West (N I, 694-719) hatte Weiss vor die »Grenzlinie« (N I, 779) seines politischen Theaters geworfen und alte Bilder freigesetzt, die er in Überlegungen zur bisherigen Arbeitsweise und in Traumtexten bearbeitet, die den Grund seiner politischen Ästhetik freilegen. Im Juli/August 1970 schreibt er plötzlich im neuen Rhythmus der jetzt inkubierten *Ästhetik des Widerstands*. So schreibend führt er sich an den Ausgangspunkt der 68er Phase zurück: Ortstermin im Vernichtungslager, Auschwitz-Prozeß, *Ermittlung* 1965. Schon im Mai/Juni 1968 auf der Reise durch das bombardierte Viet Nam, wo Weiss »lernen will, was Widerstand ist«, hatte er zuerst gelernt, mit dem Zusammenschießen der Bilder im Innern fertigzuwerden: »erstarrt, hingeworfen, weggeschmissen dazuliegen unter dem irrsinnig rasenden Giganten, erloschen unter dem Gewicht der Todeszivilisation, die sich austobte über diesem Land« (N I, 803). In *Meine Ortschaft*, »für die ich bestimmt war und der ich entkam« (R I, 114), ist festgehalten, wie das Bewußtsein stillsteht, wenn die Bilder, die man seit 1945 kennt, an 'ihrem' Ort aufgesucht – *begraben* bleiben und in dieser *Unerreichbarkeit* dann das Bewußtsein in gegenwärtige, krisenhafte Bewegung setzen:

[Die Bilder] sind Teil seines Lebens, er trägt daran, doch fassen kann er nur, was ihm selbst widerfährt. Nur wenn er selbst von seinem Tisch gestoßen und gefesselt wird, wenn er getreten und gepeitscht wird, weiß er, was dies ist. Nur wenn es neben ihm geschieht, daß man sie

zusammentreibt, niederschlägt, in Fahren läßt, weiß er, wie dies ist. Jetzt steht er nur in einer untergegangenen Welt. Hier kann er nichts mehr tun. Eine Weile herrscht die äußerste Stille. Dann weiß er, es ist noch nicht zuende (R I, 124).

So war Weiss seit dem Viet Nam-Besuch an seinen »Arbeitsort«, »in das Abgelegte und Vergessene« (N I, 836), zurückgeholt worden, dem er durch Traumarbeit bei seinen Bemühungen um die Erfassung der »Außenwelt« stets verbunden geblieben war: »in mein Theater, in dieses Grotten-Theater, dieses Urwelt-Theater, in dem ich Regisseur und Schauspieler war« (N I, 824). Mit dem Anriß der Divina Commedia-Struktur, die seit der Jahreswende 1968/69 schon in die Prosa-Fassung drängte (N I, 617ff.), war die »Grundsituation für ein Buch« erreicht, das Deutschland zum alleinigen Thema haben mußte. Die Abwehrgefühle hätte es zu überwinden, die der Arbeit *dieses* Themas wegen, das »ständig nach der Anspannung eines großen Überblicks verlangte«, bisher zugesetzt hatten (N I, 778ff.; Re 7f.).

Am »Arbeitsort« des Blicks in den Abgrund der Shoah zeigten Johnsons und Weiss' Projektanfänge eine dramatische Nähe, aber zugleich ein Auseinanderstreben der Arbeitsziele. Johnson *übernimmt* die Last, die sich für den Deutschen noch weniger unmittelbar tragen läßt als für den Juden, in die Erzählarbeit in New York und *überträgt* die Alpträume, »die blinde, vergebliche Gegenwehr des Schlafenden im Kampf mit etwas, das in keinem Aufwachen ganz verschwinden wird« (J 235), auf sein alter ego Gesine. Er und sie, 'Vertragspartner' im Erinnern, haben bald nach den ersten Lager-Bildern aus Bergen-Belsen 1945 in ihrer neuen sozialistischen Erziehung viel vom Kapitalismus-Kontinuum gehört, das »diese [der Erzähler stockt; K.B.] ... diese Dinge erklärt«. Der Autor zwingt 'seine' Gesine jetzt noch einmal in eine Gegenwärtigkeit der Lagerbilder, deren Schockwirkungen nicht aufhören. Sie machen die Stärke eines inneren Widerstands in Deutschland 1933 bis 1961 an seiner eigenen Schwäche meßbar, jetzt im 'Nachexil', in der Nähe zu den hier Überlebenden.

Die Auswanderin Cresspahl trat vorsichtig und rasch weg und zurück aus einer Imbiß-Stube am Union Square in New York, als sie die Sprache der Wirtsleute erkannte als Jiddisch (J 232f.).

Gesines Verstörtheit macht es auch dem Genossen Schriftsteller nicht leicht, rational, wie er möchte, damit umzugehen, daß er zu einer nationalen Gruppe gehört, »die eine andere Gruppe abgeschlachtet hat«. <sup>4</sup>

Obwohl Weiss den Mordschauplatz Deutschland leibhaftiger und im Präsens eines traumatischen Bilderflutens erlebt, das ihn zu kritischen Eingriffen in die »Alltäglichkeit der Lüge«, die das Vergangene zudeckt, nur immer weiter hätte veranlassen können (N I, 787ff.; Re 20ff.), wendet er sich stofflich von der Jetztzeit ab. Die Politisierung seiner Kunstauffassung war in den wenigen Jahren der revolutionären Interventionen auf der Oberfläche so tief schon wieder unterhöhlt worden, daß er sie von Grund auf erst einmal historisch überprüfen wollte. Er teilt mit Johnson das Schockerlebnis Prag 20. August 1968 (vgl. N I, 598 u. 618), *subjektiviert* aber in der Folge stärker seine Ent-Täuschungs-Arbeit. Schon in Viet Nam Mai/Juni 68 war dieser 'Kern' ausgebildet – »das eigentliche Erlebnis« seines Besuches sei »die Erkenntnis seiner Gebrechlichkeit, seiner eigenen Begrenztheit, die unabweisbare Tatsache des Nichtweiterkommens« (N I, 795)

gewesen –, aus dem nun im August 1970 der Rückgang in die Epoche sich entwickelt. Die »Vorübungen« in den Arbeitsheften »erwarten« den Autor (N I, 779). Er schreibt Traum- und Suchtexte. »Ich suche mich zum Ausgangspunkt zurück« (15.2.1971; N I, 845).

Das Ineinandergreifen der zugleich in sich selber und in der Geschichte des antifaschistischen Widerstands 'suchenden' Erinnerungsarbeit bestimmt die Monate vor dem Schreibbeginn an der *Ästhetik des Widerstands* am 9. Juli 1972. Er wird erst möglich, als die Entwürfe des Quellenhorizonts (Geschichte der Arbeiterbewegung, ihre Kontroversen, ihre kulturelle Problematik in der Weimarer Republik und im NS-Untergrund bis zur Hinrichtung der Widerstandsgruppe Schulze-Boysen in Plötzensee) im Einfall zusammenschließen, die drei jungen Kommunisten Ich, Coppi und Heilmann zur Bildbetrachtung vor den Pergamon-Fries in Berlin am 22. September 1937 zusammenzuführen. Von den beiden Endpunkten des Scheiterns aus, dem »Bruch« des Schreibenden mit dem Realsozialismus 1968 (vgl. N I, 656) und seiner Reflexion des schrecklichen Erwachens der überlebenden Widerstandskämpfer 1945<sup>5</sup>, gewinnt der Besuch der Altarhalle in Ostberlin am 23. Juni 1972 die Bedeutung einer mächtigen Initialie im Projekt: »unser Lebensfries« (Heilmann in der Todeszelle, *ÄdW* III, 200).

die hallenden Stimmen der umhergehenden Menschen, ein Meer, ein einziges Klingen in dieser gewaltigen Schlacht –

ein Ertragen – der Schmerz zu umfassend, als daß er noch identifizierbar wäre – eine einzige Zusammenballung von Schmerz unter unmenschlicher Gewalt – doch kein Dulden, eine fortwährende Auflehnung, ein fortwährendes Widerstreben, eine fortwährende bis zum äußersten gespannte Wucht, ein Angreifen, in der Verteidigung, doch keine Entscheidung, *noch* keine Entscheidung – (N II, 105)

Die Perspektive des Noch-nicht ist an die Heldengestalt Herakles geknüpft, dessen Abbildung durch die Herrschenden die Freunde nicht hinnehmen wollen (*ÄdW* I, 317), und sie wird einbezogen auch in den Ich-Monolog, der im alltäglichen Bilder-, Wühl- und Gedankenstrom des Autors gründet und im Material schier unermesslicher Studien- und Gesprächsergebnisse seinen Raum gewinnt.<sup>6</sup> Weiss hat stets betont, daß dieses proletarische Ich, das ihm die bürgerliche Kritik nicht verzeihen konnte, auch seine eigene Identitätsentwicklung nachzeichnet, die sich in der Widersprüchlichkeit und Ausgesetztheit des »intellektuellen Proletariats« und einer noch 'unpolitischen' Emigration erfahren hatte (vgl. die Gespräche im 'Politisierungs'-Jahr 1965 in: Gerlach/Richter 1986, 61ff.).

Ganz anders als die *Jahrestage* löste *Die Ästhetik des Widerstands* eine oft bestaunte Vielfalt der Wirkung und Debatte aus, als der erste Band 1975 erschien. Stellen wir beiseite die Rezensionen im tonangebenden Feuilleton West, wo entweder der 'Fall Weiss' weiter gezogen oder die Abwehr der »Gruppe 47« etwa gegen Fichtes Unterklassen-Konstruktivismus auf Weiss übertragen wird<sup>7</sup>, auch die verordnete Nichtaufnahme in der DDR (zur späteren Entwicklung vgl. Scherpe 1988, 168ff.), so ist in der Tat die Breite der Rezeption in der BRD ein soziales Phänomen. Lesegruppen, die z.T. noch heute bestehen (und noch immer nicht bei Plötzensee angelangt sind), Lesungen und Streitgespräche in kleiner und großer Öffentlichkeit (Akademien, gewerkschaftliche Freizeit, Kirchen,



Buchhandlungen, alternative Kultur, Rundfunk, internationale Symposien, Fortbildungseinrichtungen und politische Publizistik) und ein 'Einbruch' in die Seminare der linken Germanistik kennzeichnen das Bild.

Ein auffallender Zug in der Rezeption der ersten Jahre ist die Ungenauigkeit in den Lektüren. War die Neue Linke ohne Zweifel ein für den Autor wichtiger Adressatenkreis, so fiel gerade in ihm auf, daß über den subjektiven Ausgangs- und Kernpunkt des Werkes hinweggelesen und -geredet wurde. Plötzlich schienen die alten Konzepte, die nach 1968 der Literatur nahegebracht, aber bis zur Hülsenhaftigkeit entleert worden waren, mit Blick auf Weiss wieder Substanz bekommen zu haben: Literatur als Widerspiegelung der Wirklichkeit und Einübung kollektiven Handelns.<sup>8</sup> Den antifaschistischen Utopismus, an dem das Realismus-Konzept nicht nur der organisierten Prosa über die NS-Zeit (z.B. AutorenEdition) laborierte, nun auf die *Ästhetik des Widerstands* zu übertragen, bedeutete, den Zentralmonolog und die Stimmen derer, die dort in der ständig bedrohlicher werdenden »Nähe einer tödlichen Gefahr« (ÄdW I, 27) als schon *Besiegte* 'mitten' im Dritten Reich um ihren utopischen Horizont zu kämpfen begannen, ästhetisch unsensibel kleinzupolitisieren. Es war, als hätte die dogmatische Linke in das Material, das der Autor für die Zeit vom inneren Widerstand über den Spanischen Bürgerkrieg bis in das Widerstands-Exil während des Krieges bearbeitet hatte, nur hineingegriffen, um sich eines rational-aufklärerischen Antifaschismus wiederzuversichern. Der aber war längst gescheitert, ja als Verdrängungsideologie erfahrbar geworden. Und der kunstgeschichtliche Aspekt: die Arbeit der Romanfiguren an der Geschichte der Unterdrückung und der Klassenkämpfe und an sich selber in Bildern, er diene einer Neurechtfertigung des Glaubens an den Transport »des kulturellen Erbes« für die Enterbten per Literatur. Allmählich dann, in den frühen achtziger Jahren, wurde die politische Bandbreite ergänzt und differenziert, die dogmatische Enge aufgesprengt; in den Lesegruppen, in Examensarbeiten, auch in der Fachliteratur (vgl. Schulz 1986).

Der Umschlag vom dominant politischen in ein dominant ästhetisches Interesse an Weiss in der *wissenschaftlichen* Literatur zu Beginn der achtziger Jahre hat aber auch Einäugigkeit hervorgebracht. Es wird weitgehend verdrängt, daß der Autor noch in den dichtesten rhythmischen Synthesen von Sprache und Bild *sein Thema*, das ihn seit dem Auschwitz-Prozeß bewegte, nicht ausgesperrt hat: das unversöhnte individuelle Sein im großen und subtilen Klassenkampf, die Konfrontation mit sich selbst im Stoff der Geschichte. Die Krisenzeit 1968-70 hat das Thema in eine Dynamik des Fragens, in die Schreibweise der *Ästhetik* hineingetrieben. Die Frage für die Schiffbrüchigen der antifaschistischen Kämpfe bleibt, wie sie aus der Vereinsamung ihrer geschichtlichen Lage tätig heraustreten und im »neuen, schwelenden Krieg« auch als Schreibende, um ihren Stil Besorgte *die Politik durchqueren* könnten, ohne in der Arbeit zu ermüden; wie es gelingen könnte, »von den künftigen Einsichten her das Frühere zu klären« und dem Sehenden, »dem, der sich besinnt«, dabei näher zu sein als dem »damaligen Ich«: »Denn dies ist ja das Wesen der Zeit, daß wir uns fortwährend entwerfen.« (ÄdW I, 314; III, 261f.)

## Der Weg in die absolute Prosa

Ein unbefangenes literarisches Operieren in der jüdisch-deutschen Beziehung ist, so sie den Schreibenden konkret bewußt ist, nicht möglich. Der deutsche Blick auf die Gefolterten der Shoah, auch wenn er kein nazistischer mehr ist, kommt aus dem Volk der Täter. Und wann immer deutsche Schrift am sich öffnenden Blick haftet, bleibt sie primär befangen in der Sprache, die an den »Tüchern« mit gewirkt hat, die ein ganzes Volk über seine Verantwortung für die Vernichtung der Juden gebreitet hat (vgl. Pausch 1980, Schlußpassage). Diesem Blickwinkel öffnet sich der kulturelle Raum der »Negativen Symbiose« (Diner 1986, 9ff.). Am Ausgangspunkt besteht eine Proportionalität zwischen Schreiben in der Verantwortung und Befangenheit, und vice versa zwischen Unbefangenheit und Selbsttäuschung im Kollektiv. Eine kulturelle Selbstwahrnehmung im Gedenken an die Shoah beginnt damit, sich als Opposition zur Allgemeinheit der zugleich immer bequemer werdenden Artikulationen von 'Verantwortung' zu entdecken. In dieser Stellung wird eine neue Intensität gegen die Versöhnungs- und Normalisierungsideologie aufgeboten. Paradoxerweise nun stellt sich für ein Schreiben in der Negativen Symbiose die Aufgabe, die Unbefangenheit einer unmittelbaren Vorstellung der Vernichtung nicht zu scheuen, sofern denn eine stilistische Annäherung an sie proportional zur Genauigkeit des Blicks auf die Gefolterten sich nicht 'abwerben' läßt von den Mustern der Verschiebung und Ästhetisierung.

Dem Weg, den eine solche stilistische Annäherung an jene vorgestellten Urszenen geht, hatten die *Jahrestage* in den ersten drei Bänden ein gutes Stück vorgearbeitet, ehe den Autor die Erzählblockade ereilte. Die wesentlichen 'Motive' eines neuen, späten Schreibens nach Auschwitz tauchen in der Raumpiegelung New York–Jerichow schon auf; so wird die Unmittelbarkeit zur Shoah indirekt gerade dadurch hergestellt, daß der Lager-Vergleich nicht beschönigt, daß aber einer Verwechslung der Shoah mit der stalinistischen Verfolgung entgegengewirkt wird durch die quellenkritisch präzise Rahmung der Qualen Cresspahls; auch sind die jüdisch-deutschen Dialoge in New York in ungekünstelter Alltagsunbefangenheit moderiert. Doch der Augenaufschlag vor den Bildern der Gefolterten ist vermieden. Letztlich wird die Mühe um *Darstellbarkeit* einer Raumpiegelung zwischen damals und heute ohne Annäherung an jene Urszenen, wohl aber in ihrem Bewußtsein, literarästhetisch favorisiert. Dies geschieht mit großer Wahrhaftigkeit durch die Aufsplitterung des Subjekts beim Erzählen: Im Bündnis »Genosse Schriftsteller«–Gesine, wobei Johnson eher der Kritisierte als der Honorierte ist, ist das Problem der Unbefangenheit wohl figurenpsychologisch erfaßt, nicht aber sprachlich durchgearbeitet. Gesine reagiert panisch auf überlebende Juden und mit kühler Distanz auf den Versuch des Autors im Januar 1967, vor dem Jewish American Congress in voller situativer Befangenheit als deutscher Intellektueller zu bestehen und sein Land zwischen Vergeßlichkeit und neonazistischen Wahlerfolgen der Jahre 1965/66 zu erklären. Gesine:

Ihm war nicht zuzutrauen, daß er selber das Land verstand, geschweige denn erklären konnte, für dessen Erklärung er sich hatte haftbar machen lassen; er hatte noch nicht begriffen, daß

Zeit und Adresse ihm die Schuldlosigkeit des Fremdenführers aus den Händen genommen hatten und ihm jedes analytische Wort im Munde umdrehen zu einem defensiven. (J 255)

Der von Gesine und den Juden Geschuriegelte begreift dann seine Partnerin aber schnell im gemeinsamen Gehäuse der Reflexionsstrenge, und mit der Kälte der nachfingierten Annäherung an seine Zuhörer, die ihm nicht zugehört hatten, beendet er den Bericht:

Dann wurde der Schriftsteller im Strom der Welt gebildet, Hausdiener des Hotels stellten im Mittelgang des Ballsaals zwei Stative mit Mikrofonen auf, und hinter jedem warteten zehn und elf Menschen auf ihr Wort zu den Darlegungen, Überlegungen, Offenlegungen Johnsons. Und sie sagten: Meine Mutter. Theresienstadt. Meine ganze Familie. Treblinka. Meine Kinder. Birkenau. Mein Leben. Auschwitz. Meine Schwester. Bergen-Belsen. Mit siebenundneunzig Jahren. Mauthausen. Im Alter von zwei, vier und fünf Jahren. Maidanek.

- Er hat es nicht getan: sagte der Rabbi.
- Er gehört zu ihnen: sagten sie.
- Ihr sollt ihm nicht vergeben: sagte der Rabbi.
- Wir werden ihm nicht vergeben: sagten sie.
- Ihr sollt mit ihm sprechen: sagte der Rabbi.
- Sprich du mit uns, Rabbi: sagten sie.

Deutlicher und menschlich überzeugender kann ein persönliches Wegstück vor dem Übergang zur paradoxen Unbefangenheit des deutsch-reflexiven Blicks auf die Gemarteten nicht ins Bild kommen. Als Johnson 1979 wieder an die Arbeit geht, gewinnt seine Prosa jedoch keinen neuen Boden unter den Füßen, sie bleibt vor dem Übergang blockiert. Die Themenliste zwar, die die radikaler werdende Erinnerungskultur in Westdeutschland nun ins Bewußtsein gestellt hat, taucht im vierten Band der *Jahrestage* flüchtig auf; so wird das Schwerste in der 'geschiedenen Gemeinsamkeit' (Scholem 1970, 20ff.; dazu Briegleb/Weigel 1992), worüber man sich im jüdisch-deutschen Gespräch zu sprechen anschickt, einzitiert: die Sonderkommandos in den Vernichtungslagern. Aber solches Sich-Hineinwagen in die 'negative Kommunikation' nach Auschwitz bleibt dem Schreiben nun oft äußerlich: es dient der kompositorischen Beendigung einer New Yorker jiddischen Begleitgeschichte der Marie-Beheimatung (Ferwaller-Biographie, J 1785ff.), kommt aber einer deutsch-sprachlichen Annäherung an die Shoah in literarischer Introspektion nicht zugute.

In der Tat läßt die Epochenspiegelung des vierten Bandes die Shoah-Beziehung des Genossen Schriftstellers ohne Bild, führt detailliert und differenziert die Auseinandersetzung mit dem Sozialismus-Versprechen zuende und schließt stilistisch mit dem Entwurf (vgl. B 422 u.ö.) und den früheren Bänden kurz. Die Spannung des Schreibenden am Anfang der *Jahrestage* ist, bestenfalls, nicht durchgehalten; als seien die Mühen der Wahrnehmung, die ins Große einer Gesamterinnerung gehen, streckenweise zusammengebrochen. Die partielle Montagetechnik sticht eckig verselbständigt hervor; Widerstandserzählungen aus der Frühzeit der DDR verlieren ihren epochalen Konnex mit der Figur des Inneren Widerstands, mit Cresspahl; der Heimatton gerät ins Pathetische; und schließlich kann der Kreis der guten Menschen in wunderbaren Idyllen und am tiefmenschlichen Finale nicht das Nachdenken blockieren, ob die Grenzen künstlerischer *Geschichtsbindung* nicht vielleicht deshalb erreicht seien, weil an

der prinzipiellen *Erzählbarkeit* der jüngsten deutschen Geschichte festgehalten ist.

Zweifellos ist *Die Ästhetik des Widerstands* geeigneter, den Weg der NS-reflexiven Literatur hin zu einem Schreiben jenseits von Gattungsdisziplin und literarischer Institutionalisierung zu verstehen, zu einer absoluten Prosa, die das Erzählen zum Stillstand bringt. Der Ursprung des Epochenromans vor dem Pergamon-Fries am 23. Juni 1972 hält als politische, in die Traumsprache fallengelassene Bildraumerfahrung ein 'schönes' Erzählen schon im Ansatz nieder: »Viel wäre zu erzählen gewesen« (ÄdW I, 133). Zwar hat im Monologkopf, der uns über knapp 1000 absatzlose Folioseiten seine Geschichte aufzwingt, ähnlich wie in den *Jahrestagen* eine große Zahl 'erzählter' Menschenmonaden Platz und lädt uns gemäß der ältesten Gattungsregel der Eposkultur in ein Einvernehmen mit der Menschengeschichte. Aber zu einem Binnenkreis »guter Menschen« wie bei Johnson, auf denen der Blick mit Wohlgefallen ruhen bleibt über die Schnitte von Tötung und Trauer hinweg, kann dieses Schreiben nicht verhelfen.<sup>9</sup> Es endet (und beginnt wieder) beim Adresse-Sein des Schreibenden, der für jegliche gesellschaftliche Fahndung 'unbekannt' bleiben soll, wenn der liebste Genosse (Heilmann) aus der Isolation vor dem Hinrichtungstod (Plötzensee) zu ihm spricht. Es endet (und beginnt) in der Kette der Traumsprache.

Im Traum war ich ein Körper, der sich abquälte, das Denken zu lernen ... Wenn man lange für sich allein gewesen ist, überwiegt in einem die Sprache, die nicht mehr nach einer Verständigung mit anderen sucht, und Schwindel überfällt mich, da ich mich nun dem zuwende, was außerhalb meiner selbst ist und was ich nie wiedersehen werde ... O Herakles. Das Licht ist fahl, der Bleistift stumpf. Ich hätte alles anders schreiben wollen. Doch die Zeit zu kurz. Und das Papier zu Ende. (ÄdW III, 199-210)

Im dritten Band der *Ästhetik* ist, aus dem Nullpunkt der Trostlosigkeit und Lähmung heraus, eine Gegenbewegung zum vierten der *Jahrestage* zu beobachten, der am Konzept der relativen Erzählbarkeit ('Flüssigkeit') der Epoche des NS-Faschismus festhält und am Ende *sich mit ihr* verabschiedet. Als sei mit dem Zerfall des Sozialismus-Versprechens auch die Oppositionsstellung des Schreibens in *dieser* Epoche beendet. Anders in der *Ästhetik*. Sie hält die Epoche in Bildern fest und schreibt *vor den Bildern* und in sie hinein. Auch dann, wenn die »Hand auf dem Papier« erlahmt, bezeugt sie noch ihre Kenntlichkeit als oppositioneller Kunstort. Vor den Bildern sein: Es ist diese Topographie der künstlerischen Zeugenschaft seit 1933, der das Absolutwerden der Prosa gemäß ist. Der geschichtliche Kern, aus dem sie sich entfaltet, ist eine unmittelbare Nähe von Ohnmacht und Widerstand, die vor dem Fries des Gigantenkampfes erfahren worden ist und die als die dauerhafte aktive Wahrnehmungsweise die NS-Reflexion bis ins Schlußbild trägt.

Die absolute Prosa reagiert nicht auf Themenlisten der Bewußtseinsgeschichte nach Auschwitz. Sie operiert nicht am Abgrund des Wissens, indem sie 'dorthin' blickend die Nüchternheit der Überlieferung sucht und das eine und andere dokumentarische Stück integriert. Auch hat sie sich aus dem Zirkel einer Aufklärung, die die Marter verdrängt, indem sie über das Material den endlichen Diskurs legt, konsequent verabschiedet. Sie individuiert das Wissen. Im »Ent-

setzen« über die Niederlage des Widerstands treten keine neuen Kämpfercharaktere aus den Bildern der Kämpfe hervor. Der Zeuge des illegalen Kollektivs erhebt die Stimme der Ent-Täuschung.

Was folgte, würde im Rückblick zusammenschrumpfen, von unsern zersplitterten, von Illusionen und Beängstigungen durchsetzten Tagen würde nur das Gefühl des stockenden Atems, der Machtlosigkeit übrigbleiben. Alles würde unter andre Vorzeichen geraten. (...) Durch das Zerbrechen der Front, die Teilung Europas und Deutschlands würde erst die Möglichkeit entstehen, etwas vom Ansinnen des langen Kampfs zu verwirklichen. Und zugleich auch würde die Spaltung, den einen zum Aufstieg, den andern zum Niedergang, den Grund zu dem Unheil legen, von dem auf Jahrzehnte hin unser Leben überschattet wäre. (ÄdW III, 262f.)

Im Nachkrieg, in dem die sozialistischen Parteien und der Sowjet-Mythos, gemessen an ihren Ursprüngen und der in Teilen Europas nun doch endlich möglich gewordenen Utopie subjektiv-selbstbestimmter Entfaltung, ihre Kenntlichkeit endgültig verloren haben, ist Schreiben die Tätigkeit im Überleben geworden, die alles im Widerstand Erfahrene in ein Danach der »Besinnung« zu retten sich anschickt. Wie weit entfernt die *Ästhetik des Widerstands* vom Geist einer politischen Textaneignung ist, die hier das sozialistische Erbe kritisch in das ausgehöhlte Kontinuum des Erbegedankens zurückgeholt glaubte, ist nur einem Blick klar, der auf die Bilderarbeit der *Ästhetik*-Schrift gerichtet ist. Lotte Bischoff als *Rahel im Exil* ist nach der »Mutter« das letzte Figurenbild, dem gegenüber die Schrift erarbeitet werden kann. Es ist zuletzt unmittelbar herangeführt an die Leerstelle im Fries, an den fehlenden Herakles der kommenden Kämpfe, ein Bild, das nicht aufgeht im letzten Verschmelzungspunkt des Romans, als der trauernde, überlebende, übriggebliebene Freund vor den Pergamon-Altar tritt.

Das Exil war zu Ende, und jetzt war es, als habe es uns doch einen Halt gegeben, und als ginge uns der Boden erst verloren, als es darauf ankam, irgendwo Fuß zu fassen. (ÄdW III, 261)

Es ist Bischoff, die in das 1945 erst real bestätigte, endgültige Exil mitgegangen ist, das Überleben heißt: Sie, die 'Heldin' des Untergrunds, die die kritische Sonde in der Schrift des männlichen Widerstands war und für die das Risiko, zurück in die Hölle in Deutschland an die Seite der Kerngruppe um Schulze-Boysen zu gehen, nach Ansicht des deutschen Leitungskaders in Schweden nicht zu groß war, sie war als Kommunistin dem fiktiven Ich im Exil am nächsten. Sie war nur Gast in der Widerstandsschrift. Nicht wie die meisten anderen Parteimitglieder muß sie »schattenhaft« in ihr ausharren, um in dieser ästhetischen Verhüllung »zum Sprechen« erst gebracht werden zu können. Jetzt, 1945, wird ihr die Rolle zugerufen, die von der Schreibtätigkeit her profiliert ist: Sprechende dem künftig Zuhörenden, Schreibenden. Eine Trauernde, »die noch lange Zeit den Schmerz über den Verlust von so vielen mit sich tragen müßte«: »unbemerkte Wanderin ... auf den neu erbauten, lärmenden Straßen« (ÄdW III, 267). Ein Figurenbild als Partnerin am Ort absoluter Prosa. Hier hat die Lektüre ihre unauffällige Spur, die Weiss in seine politische Zeiterfahrung seit 1965 gelegt hat: die Symbiose eines personell bis ins Äußerste beglaubigten Widerstands gegen den NS-Faschismus mit dem Tod in der Shoah! Eine verrätselte und unbemerkte Spur; kaum wahrnehmbar, weil jeglicher Hilfe durch den Diskurs der Schuld-moral überhoben, zeigt sie die Haftung für die Shoah eben auch im Herzen des deutschen Widerstands. Denn es hätten aus dem überlebenden

Widerstand wenigstens jetzt, nach den unabweisbaren Informationen, die Anstöße zu allgemeiner Wachheit, Aufklärung, Sühne und deutschem Selbstwissen kommen und aufgenommen werden müssen, woraus eine Konstellation des Zusammenlebens nach Auschwitz gegen Täuschung und Vergessen hätte entstehen können. Doch weder der konservative, noch der sozialistische Widerstand hat diese kulturelle Aufgabe nach dem »Zivilisationsbruch« übernommen. Die Prosa der *Ästhetik* macht einen späten und einzigartigen Korrektur-Versuch.

Der III. Band ist entworfen, schon aus der antifaschistischen Illegalität heraus den Hades als Schreibender zu durchqueren (vgl. zum folgenden N II, 781ff.). Das Roman-Ich will aus dem schwedischen Exil nach Berlin gehen, in die »Totenstadt Dis« (N II, 875) aus Dantes Inferno VIII, den fünften Kreis der Hölle. Hier wurde die Massenvernichtung der Juden geplant und organisiert, hier ist das Ortsbild, an das der Roman als »Epitaph« zurückgegeben werden soll (N II, 867ff.). *Die Ästhetik des Widerstands* hat hier ihre der Geschichte des sekundären Entsetzens gemäße Quelle: Kunde, nicht die Anschauung der Vernichtung selbst (ÄdW III, 115f.). In Berlin, in einem Lokal, das an die konspirativen Treffs des Volksfrontpolitikers Münzenberg vor 1933 erinnert (vgl. Gross 1968, 292ff.), bricht es im Spätherbst 1941 aus einem abtrünnigen deutschen Offizier heraus, was er von den Vorbereitungen zur fabrikmäßigen Herstellung von Leichen weiß, und er vertraut es einem schwedischen Chemie-Ingenieur an, der die Kunde an das 'Familienzentrum' des Romans, Vater-Mutter-Ich, weitergibt. Aber dem jungen Schriftsteller, der ihr auf den Grund gehen möchte, verweigern die Parteiführer den Auftrag zur Reise; Lotte Bischoff wird geschickt, mit anderem Auftrag. Der Erinnerungs-Logik gemäß, die die Offenbarung des Unfaßlichen hemmt und am Noch-nicht-Glaubenkönnen haftet, tritt die unbestechliche Genossin, die Lebendigste im Parteikreis des Romans, zuerst an die Seite der nicht-jüdischen Geschundenen in Deutschland und gibt von *ihnen* Kunde; von Heilmann, Coppi und den anderen um Schulze-Boysen, die alle ihrem Ende in Plötzensee entgegengehen. Die Kadergenossen, die die Shoah-Erkundung durch den Noch-nicht-Schriftsteller unterbanden, weil sie den übermittelten Informationen keinen Glauben schenkten (»von der Partei waren noch keine Hinweise gekommen auf Tötungen solchen Umfangs«), stehen historisch in Analogie zu den Regierungen des Westens, die, eingebettet in die allgemeine Kriegsberichterstattung der öffentlichen Medien, trotz der konkretesten Verifikationen des Ungeheuerlichen im ersten Halbjahr 1942 die Nachrichten aus Sobibor, Chelmino, Auschwitz nicht an sich herankommen ließen (ÄdW III, 119-122).

Bei diesem historischen Gesichtspunkt der Retrospektion hält sich der Roman nicht auf. Weiss geht es um die vollständige Konstruktion des *genetischen deutschen* Aspekts der Negativen Symbiose und ihrer ästhetisch-politischen Bewältigung: Rekonstruktion des Kundigwerdens. Dabei geht er an die Grenze individueller Wissenskraft und Schriftfähigkeit. Im Roman hat die Mutter die Rolle, das Wissen der Shoah zu 'individuieren' (ÄdW III, 7ff., 123ff.). Sie ist die Person, die *mit den Juden* 1939/40 nach Osten mitgeht und diese Primärerfahrung des *Anfangs* der Deportationen und Massaker visionär als die geplante Ausrottung erkennt, und sie durch Verstummen und Verlöschen *verkörpert*. Wie eine

Prophetin des Entsetzens – mit einer Gebärde, »als wolle sie etwas Nahendem Einhalt gebieten« – hält sie ihren Ausdruck allem anderen Sprechen entgegen. Es ist der Anfang des schichtweisen Ablegens von Sprache überhaupt. Ausgehend von ihrer Selbsterklärung zur Jüdin, als »Ich« in den Spanischen Bürgerkrieg aufbrach (ÄdW I, 189), hatte sie die Hadeswanderung 1939 auf einem Fluchtweg begonnen, der kein 'Erzählweg' mehr ist: »schlürfend« die Gangart, wie sie später von den Lager-Häftlingen erinnert wird, »durch die blühenden Landschaften«, welche Metapher Rudolf Höß in seiner Auschwitz-Erzählung dann nicht außer acht lassen wird (vgl. Höß 1958, 125), »schon einer Maschinerie entgegen ... als eine Herde, die auf billigste Art abgeschlachtet werden sollte« (ÄdW I, 11).

Die 'Mutterlinie' im III. Band ist der Etappenweg einer »Erleuchteten«, die »mehr, weiter, tiefer geblickt als wir« (N II, 782), und die Informationen von den tatsächlich in Gang gekommenen Vernichtungsplanungen nur noch als Bestätigung hört, die sie erneut und endgültig in Erstarrung versetzen (ÄdW III, 116ff.). Sie war immer »mitgegangen«, der Weg, über den sie sich noch geäußert hatte, war an den Orten vorübergegangen, wo 1941 die ersten 'Experimente' mit der Vergasungstechnik beginnen würden. Was der schwedische Ingenieur vom deutschen Zeugen wußte, der durch das »Guckloch« der ersten Gaskammern gesehen hatte, zerfetzte Tücher, zuckende Arme und Beine (ÄdW III, 7ff.; 124ff.), sie erlebte es voraus, in der »Grube«, unter den Leibern der Opfer deutscher Erschießungskommandos. Weiss konstruiert den Urschock, der die Visionen der Mutter ausgelöst hat, nicht nur im präzisen aus den Quellen datierten Bezug zum Bericht des Zeugen über die Todesfabriken (»Noch nicht lange hatten sie sich miteinander unterhalten, als der Graf unvermittelt von Ausrottung sprach«; ÄdW III, 119), sondern auch im Kontrast zu der Form, wie der Vater die auf dem Fluchtweg gemachten Erfahrungen dem Sohn vermittelt: per Kapitalismus-Analyse, die an Weiss' doktrinären Überbau in der Sprache seiner *Ermittlung* (1965) erinnert. »In seinem Anspruch auf Eindeutigkeit, auf Unwiderlegbarkeit trieb er die Erfahrungen, die meine Mutter gemacht hat, in ein noch größeres Dunkel.« Nun, als die Analyse, die aus der Kraft der Arbeiterkämpfe gespeist war, »in einer letzten Auflehnung« herausgerufen ist, bricht die Mutter, die mehr weiß als alle Vernunft, alles Sprechen ab, schon bis »über die Hüften« steht sie im Schatten der ärmlichen Küche des Exils, ihr Verstummen verbindet nun diese Familie. Auch der Vater wird »empfänglich für Bilder...« (ÄdW III, 124ff.), durch die die Mutter »getrieben« (ÄdW III, 15) worden war. »Ein Herauskommen gab es nicht.«

Wie in diesem »Epilog des Widerstands« (vgl. N II, 78) an dem historisch-fiktiven Komplex gearbeitet wird, der ein gerechtes Schreiben über die Figurenbilder (Epitaphe) im ideologischen Streit, einen Diskurs über die Grenzen der Politik in der Kultur und das Zeugnis von der absoluten Negation einer jüdisch-deutschen Symbiose im »Zivilisationsbruch« miteinander verwebt, das übersteigt eine allein literarhistorische Relevanz des Romans und der Neuartigkeit seines dritten Bandes. Zu Händen einer politischen Kultur in der Gegenwart überhaupt hat Weiss dem verbreiteten Mißverständnis entgegengewirkt, ein verantwortliches Nicht-Vergessen des größten Verbrechens in der deutschen Geschichte sei zu dosieren wie ein Kirchgang, in den Alltag zu integrieren wie ein Gewissensbiß und als Besonderes gebührend anzueignen im institutionalisierten Gedenken.

## Anmerkungen

- 1 Ausnahme ist die Blockrezension von Margret Boveri. Rolf Michaelis und Karl Heinz Bohrer in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, 22.9.1970.
- 2 10 Arbeitspunkte eines Autors in der geteilten Welt. Seit der Erstveröffentlichung im Dagens Nyheter, Stockholm am 1.9.1965, vielfach nachgedruckt und beliebig verfälscht zitiert. Am leichtesten zugänglich ist der Text in R. II. Zu Weiss' Rückblick auf seine Parteinarbeit aus dem Krisenjahr 1970 vgl. Re. Aufzeichnungen vom 12.12., 18.8., 8.11. 1970 u. 1.1.1971.
- 3 Siehe N I, 489ff. Die englischsprachige Rede erstveröffentlicht in: The Nation, 30.5.1966; während die Rede in deutschsprachigen Raum erst 1970 (in: Canaris, Hrsg.) zugänglich war, wurde die zugleich gehaltene Schmährede von Günter Grass (1966) gegen Weiss sofort verbreitet. Konsensbewilligen hat dann Kuttenkeuler (1973) die Angriffsrede nicht in den Debattenkontext gestellt, neben die Rede des Angegriffenen, sondern mit dem schon zureichend öffentlich denunzierten Programmtext der »10 Arbeitspunkte« (in R II) zum Schulgebrauch zusammengefügt.
- 4 Das Grundwort »schlachten« zieht sich durch alle 'wirkliche' Gedenkliteratur nach 1968, von Ingeborg Bachmann oder Hilsenrath über Guntram Vesper und Gert Hofmann bis Anne Duden (vgl. Briegleb/Weigel 1992).
- 5 Zusammen mit dem Beginn der Divina-Commedia-Prosaarbeit im August 1969 erste Beschäftigung mit Max Hodann! (N I, 665)
- 6 Zur Raum- und 'Wühl'-Vorstellung in der AdW I siehe 135ff. oder 151ff; vgl. auch das besonders ergiebige unter den Weiss-Gesprächen: mit Burkhardt Lindner (1981).
- 7 Zu Hubert Fichte und die »Gruppe 47« bei Lesung aus seiner 'Palette' vgl. Nettelbeck 1965. Zur Rezeption der AdW in Rezensionen vgl. die gründliche Durcharbeitung bei Vogt 1982, 68ff.
- 8 Beispiele dafür sind u.a. die Arbeiten von Haiduk 1981 und Metscher 1984, 165ff.
- 9 In Band 4 wird darüber hinaus der 'gute Kreis' befestigt und gegen die »bösen Menschen« profiliert (vgl. J 1488, 1510f., 1590, 1598ff., 1749-1755, 1850f., 1874, 1883 oder 1889).

## Literaturverzeichnis

Für die zitierten (alle bei Suhrkamp, Frankfurt/M., erschienen) Schriften von Uwe Johnson und Peter Weiss stehen folgende Abkürzungen:

- B = Begleitumstände, Frankfurter Vorlesungen, 1980.  
 J = Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl, 4 Bde., 1970ff. (durchgehend paginiert)  
 AdW = Die Ästhetik des Widerstands. Roman. 1975 (I), 1978 (II), 1981 (III). Römische Band- und arabische Seitenangabe.  
 N I = Notizbücher 1960-1971, 1982.  
 N II = Notizbücher 1971-1980, 1981.  
 R I = Rapporte, 21981.  
 R II = Rapporte 2, 1971.  
 Re = Rekonvaleszenz, 1991.

Baier, L., 1979: Blick zurück nach vorn ... In: Freibeuter 1

Briegleb, K., 1992a: '1968'. Literatur in der antiautoritären Bewegung. Frankfurt/M.

Ders., 1992b: Über die Nicht-Rezeption der deutschen Exil-Literatur nach 1933 in der westdeutschen Gegenwartsliteratur. In: Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokyo 1990. Begegnung mit dem 'Fremden'. Bd. 8. Hg. v. Ejijiro Iwasaki. München, 51ff.

Briegleb, K., S. Weigel (Hrsg.), 1992: Gegenwartsliteratur seit 1968. Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Bd. 12. München

Canaris, V. (Hrsg.), 1970: Über Peter Weiss. Frankfurt/M.

Diner, D., 1986: Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz. In: Babylon. Beiträge zur jüdischen Gegenwart. H.1: erw. Fassung in: Ders. (Hrsg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit. Frankfurt/M., 1987, 185ff.

Gerlach, R., und M. Richter (Hrsg.), 1986: Peter Weiss im Gespräch. Frankfurt/M.

Götze, K.-H., und K.R. Scherpe (Hrsg.) 1981: Die 'Ästhetik des Widerstands' lesen. West-Berlin (AS 75)

Grass, G., 1966: Vom mangelnden Selbstvertrauen der schreibenden Hofnarren unter Berücksichtigung nicht vorhandener Höfe. In: Akzente 3, 194ff.

Gross, B., 21968: Willi Münzenberg. Eine politische Biographie. Stuttgart

Haiduk, M., 1981: Summa. Zur Stellung der 'Ästhetik des Widerstands' im Werk von Peter Weiss. In: Götze u.a. HöB, R., 1958: Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen. Stuttgart

Kuttenkeuler, W. (Hrsg.), 1973: Poesie und Politik. Zur Situation der Literatur in Deutschland. Stuttgart

Lindner, B., 1981: Zwischen Pergamon und Plötzenssee oder die andere Darstellung der Verläufe. In: Götze u.a.

Metscher, Th., 1984: Der Friedensgedanke in der europäischen Literatur. Fischerhude

Nettelbeck, U., 1965: Es war in jeder Weise ein gemischtes Vergnügen. Die Tagung der Gruppe 47 im Rundfunk. In: Die Zeit, 3.12.

Pausch, B., 1980: Das Bildnis der Jakobina Völker. Düsseldorf

Scherpe, K.R., 1988: 10 Arbeitspunkte beim Lesen der 'Ästhetik des Widerstands'. In: G. Dunz-Wolff u.a. (Hrsg.): Lesergespräche. Erfahrungen mit Peter Weiss' Roman Die Ästhetik des Widerstands. Hamburg

Scholem, G., 1970: Judaica 2, Frankfurt/M.

Schulz, G., 1986: 'Die Ästhetik des Widerstands'. Versionen des Indirekten in Peter Weiss' Roman. Stuttgart

Vogt, J., 21982: »Wie könnte dies alles geschildert werden?« Versuch, die 'Ästhetik des Widerstands' mit Hilfe einiger Vorurteile ihrer Kritiker zu verstehen. In: Text und Kritik 37. München



Norbert Mecklenburg

## »Märchen vom unfremden Leben«

### Uwe Johnson und der Sozialismus

Kein Werk eines nicht zur DDR-Literatur gerechneten Autors wird von dem Ende kommunistischer Herrschaft in Osteuropa und -deutschland so sehr in seiner Substanz betroffen wie dasjenige Uwe Johnsons. Seine Bücher, endlich und zu spät auch Lesern in dem Land zugänglich, aus dem er kam und dem er den größten Teil seiner schriftstellerischen Arbeit gewidmet hat, lassen sich lesen und studieren als literarische Archäologie jenes deutschen Teilstaates, der mit den neunziger Jahren der Geschichte angehört. Das macht diese Bücher aktuell. Doch mit dem Anschluß der DDR an Westdeutschland im Zeichen eines triumphierenden Konsumkapitalismus drohen die Erfahrung der Differenz und die Idee der Alternative verlorenzugehen, die sich durch die Werke Johnsons hindurchziehen. Das macht sie befremdlich und befragenswert. Muß nicht Johnsons Werk zusammen mit dem Sozialismus altern und an Geltung verlieren, mit dessen Wirklichkeit und Idee es so unauflöslich verflochten ist? Bewährt sich seine überragende Erzählkunst nicht gerade im Gegenzug zum Geltungsschwund des ihr eingelagerten sozialistischen Diskurses? Hat dieser gegenwärtig womöglich am ehesten eine Überlebenschance in Gestalt solcher epischen Trauer- und Erinnerungsarbeit? Aber tangiert sein Zerfall nicht auch ein literarisches Werk wie das Johnsons, das diesem Zerfall verzweifelt entgegenarbeitet, gerade indem es unbestechlich illusionslos die Tatsachen registriert, die ihn belegen?

Die Pendelausschläge früherer Johnson-Rezeption, die ihn als schlecht getarnten Kommunisten oder als dummen Antikommunisten anzeigten, werden heute von einer neutralisierenden Lektüre abgelöst, die den Sozialismus-Komplex bei Johnson nicht wahrnimmt oder ihm ausweicht. Literarische Gemeindebildung und philologisches Spezialistentum – mit den entsprechenden verehrungsvollen Blindheiten gegenüber Werk und Autor – können diese Neutralisierung nicht brechen. Kritische Aneignung dagegen hieße, in Johnsons Erzählwerk nicht nur die kompromißlose literarische Abrechnung mit dem in der DDR realisierten Sozialismus zu sehen, sondern auch Johnsons ebenso unerbittliche epische Kritik der kapitalistischen Welt, und zwar nicht etwa von einem neutralen, un- oder überparteilichen Standpunkt aus, vielmehr von einem ebenso prekären und aporetischen wie klar umreißbaren sozialistischen. Wieweit diese Positionsnahme, die der Autor Johnson niemals revidiert hat, Leistung und Grenze seiner Erzählkunst mitbestimmt, wird eine Frage künftiger kritischer Lektüre sein müssen. Im folgenden werden für solch eine Lektüre Materialien zusammengestellt, die von der gegenwärtigen verdrängt zu werden drohen.

Das erste wäre Johnsons sozialistische Sozialisation. Johnson war ein begabter, intelligenter und erfolgreicher Schüler und Student. Gewiß hatte sich bei ihm schon früh eine Fähigkeit zu innerer Distanz und Kritik ausgebildet, verursacht durch die Kindheitserfahrungen unter dem Nationalsozialismus. Doch die

Ablösung der einen durch die andere totalitäre Ideologie nach 1945, der faschistischen durch die stalinistische, verstärkte nicht nur diese Fähigkeit zu Kritik daran, »wie man Sprache falsch benutzen kann, sogar mit dem Vorsatz zu betrügen« (B 54). Von der zunächst kindlichen, gefühlsmäßigen Zustimmung zu einem System, das immerhin die Befreiung von der mörderischen Nazi Herrschaft gebracht hatte, blieb, bei aller Kritik im einzelnen, bei dem jugendlichen Uwe Johnson eine prinzipielle Loyalität gegenüber der neuen sozialistischen Gesellschaftsordnung. Der Schüler und Student war – so dürfen wir nach den bisher bekannten Indizien annehmen – ein kritischer, selbständig denkender, nötigenfalls mutig Widerspruch anmeldender, gelegentlich als 'bürgerlich' verdächtigter, aber doch im ganzen überzeugter Kommunist. Würden wir unter einem solchen nicht einen Funktionär oder Parteigänger kommunistischer Herrschaftsapparate verstehen, sondern einen Menschen, der im Sinne des marxistischen Emanzipationskonzepts eine sozialistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung gegenüber der kapitalistischen für die bessere Alternative hält, dann wäre Uwe Johnson wahrscheinlich sogar zeitlebens – in genau *diesem* Sinne – Kommunist geblieben.

Was seine sozialistische Ausbildung in Schule und Universität betrifft, so hat er im Rückblick das Ideologische, Lügenhafte von dem geschieden, was er als wertvolle intellektuelle Ausstattung und Orientierung betrachtete. Materialistisch denken und sozialistisch urteilen wurde für ihn zu einer bleibenden Kompetenz, die er mit dem Schwimmenkönnen verglich. Von da aus gesehen wäre es nicht müßig, zu fragen, was alles zu dieser sozialistischen Grundausstattung Johnsons gehörte, die er als Schüler und Student erwarb, als FDJ-Mitglied mit Abzeichen »Für Gutes Wissen«, als Organisationsleiter der ZSGL, der Zentralen Schulgruppenleitung (B 51), als Student mit einer Eins für »Grundlagen des Marxismus-Leninismus« in der Zwischenprüfung (B 61), als Funktionär für wissenschaftliche Arbeit und Leiter eines Seminars über Stalins 'Vermächtnisschrift' »Ökonomische Probleme des Sozialismus in der UdSSR« (B 73).

Wenn wir außer den direkt autobiographischen Zeugnissen auch das literarische Frühwerk heranziehen, also den Roman *Ingrid Babendererde* mit seinen verschiedenen Fassungen, so sehen wir, daß die identifikatorische Sympathie des Erzählers nicht den christlichen Dissidenten gilt, sondern, innerhalb des zentralen Figurendreiecks, den beiden ungleichen Rivalen um die Gunst der blonden Ingrid in gleichem Maße, also nicht weniger als dem eigensinnigen Jungintellektuellen Klaus dem kritisch-loyalen Jungkommunisten Jürgen. Und wenn wir außerdem noch das Haupt- und Spätwerk *Jahrestage* und dessen vermutliche Vorstufe, den *Versuch, einen Vater zu finden*, hinzunehmen, so begegnen wir darin einer Gesine, die bei allen feinen Unterschieden zwischen ihr und ihrem Autor mit ihm auch dieses gemeinsam hat, daß sie ihre sozialistische Ausbildung, so viel sie an ihr im einzelnen zu kritisieren und in Frage zu stellen hat, im ganzen doch nicht missen möchte: Es war unter den Sowjets, trotz allem, eine »gute Schule« (J 1001).

Der zweite Komplex, den es genauer zu untersuchen gälte, wäre Johnsons Leipziger Zeit, eine kurze Spanne, die aber für seine geistige und literarische Entwicklung von entscheidender Bedeutung gewesen sein dürfte. Dieser

Lebensabschnitt steht, wenn wir alles, was wir bisher darüber wissen, zusammennehmen, im Zeichen einer sozialistischen Auseinandersetzung mit dem Sozialismus. Ernst Bloch führte ihm ein marxistisches und materialistisches Philosophieren von hoher intellektueller Anregungskraft und sprachlicher Brillanz vor, das bei aller Parteilichkeit für den Kommunismus gerade damals immer deutlicher auf kritische Distanz zur parteioffiziellen stalinistischen Ideologie ging. Den Nachklängen Blochschen Denkens in Johnsons Werk wäre genauer nachzuhorchen. Zweifellos hat Blochs Heimatkonzept mit seiner komplexen Spannung von arkadischer Wunschlandschaft – Mörikes »Orplid«, von Bloch wie von Johnson in diesem Sinne zitiert<sup>1</sup> – und humanistisch-sozialistischer Utopie auf den jungen Autor, der einen sehr jugendlichen und sehr kritischen Heimatroman bereits geschrieben hatte, nachhaltig Eindruck gemacht, bis hin zum großen Heimat- und Entfremdungsepos *Jahrestage*, das an einer Stelle festhält, was die *New York Times* von Blochs Trierer Rede 1968 über Marx berichtete (J 1120).<sup>2</sup> Zu den eher gestushaften Spuren Blochs möchte ich auch Passagen aus den »Mutmassungen über Jakob« wie die folgende zählen:

»'Freiheit' ist eher ein Mangelbegriff, insofern: sie kommt nicht vor. Wer auf die Welt kommt redet sich an mit Ich, das ist das Wichtigste für ihn, aber er findet sich mit mehreren vor zusammen, und muss sich einrichten mit seiner Wichtigkeit; niemand kann so frei sein etwa aus der Physik auszutreten für seine Person.« (M 135)

Ebenso freilich, wie Johnson derart spruchhaft-humoristisch zugespitzten Bloch-Ton in seinen eigenen Stil aufgenommen haben dürfte, wird er zeitlebens auch Distanz gehalten haben zu der großmächtigen, die banale Wirklichkeit überfliegenden rhetorischen Gebärde des Meisters, zu dem, was Adorno treffend die »große Blochmusik« genannt hat.

Neben den überragenden akademischen Lehrern Hans Mayer und Ernst Bloch haben in und nach Leipzig auch Freundschaften und Gruppenbildungen Johnsons kritisch-sozialistisches Bewußtsein geprägt. Da wurden dann die Marxschen Frühschriften, besonders die berühmten Pariser Manuskripte, die bis 1955 in der DDR ungedruckt geblieben waren, weil sie mit ihrem kritisch-emanzipatorischen Potential der offiziellen Staatsideologie so wenig konform waren, gewiß nicht nur gelesen – Johnson selbst besaß den Text –, sondern auch diskutiert. Da traten gleichzeitig Denker eines nicht-orthodoxen, eines 'westlichen' Marxismus in den Horizont ein, Benjamin, Adorno, Sartre. Benjamins materialistische literarische Intelligenz hat derjenigen Uwe Johnsons bis ins Spätwerk hinein wichtige Impulse gegeben. Und in jedem Falle war Bertolt Brecht die große Bezugsfigur, nicht nur auf Grund seiner Gegenposition zu Lukács in der Literaturdebatte um die Moderne, sondern auch mit seiner Kritik an der »pfäffischen Kamarilla« im stalinistischen System.

Schließlich kann Johnson auch von der 1956/57 dramatisch zugespitzten ideologisch-politischen Entwicklung in der DDR hinsichtlich seines Sozialismus-Verständnisses nicht unberührt geblieben sein. Er hat diese Vorgänge damals teilweise aus unmittelbarer Nähe miterlebt und später genau nachrecherchiert (B 91), er selbst war involviert. In seinem erstveröffentlichten Roman *Mutmassungen über Jakob* hat er die Vorgänge und Debatten in literarischer Verfremdung dargestellt. Dieses 1959 unmittelbar nach Johnsons Umzug nach West-

berlin bei Suhrkamp erschienene Buch ist dennoch in vieler Hinsicht ein DDR-Roman, nicht zuletzt in der, daß in ihm durch alle Verfremdungen hindurch eine sozialistische Kritik am Sozialismus enthalten ist. Die Technik der Verfremdung in diesem Frühwerk sollte übrigens nicht nur unter dem – gewiß treffenden – Gesichtspunkt eines ‘anti-aristotelischen’ Romans im Sinne Brechts, einer materialistischen ‘Umfunktionierung’ von literarischen Techniken der Moderne (Faulkner)<sup>3</sup> gesehen werden. Im Übermaß der Aussparungen, Anspielungen und Verschlüsselungen der *Mutmassungen* schwingt, neben avantgardistischem Experimentier-Ehrgeiz, die Bindung an einen Kontext mit, der von Zensurverhältnissen und allen möglichen Formen von »Sklavensprache« geprägt war. Die Verfremdungstechnik der *Mutmassungen* wäre nicht nur von der ‘Brecht-Lukács-Debatte’ und von dem ‘Faulkner-Erlebnis’ des jungen Autors, sondern ebenso von der Romantheorie Bachtins aus zu interpretieren, die das kritische, antidogmatische, subversive Potential des ‘polyphonen’ Romans in der Art sieht, wie er mit der gesellschaftlichen ‘Redevielfalt’, mit den ideologischen Debatten zitierend, parodierend, verfremdend umgeht.

Eine systematische Erschließung solcher Echo-Effekte in *Mutmassungen über Jakob* ist noch nicht unternommen worden. Einzelne mehr oder weniger verschlüsselte Anspielungen hat man aufgedeckt.<sup>4</sup> Ich vermute, daß auch der romanimmanente philosophische Diskurs über Freiheit – als »Mangelbegriff« (M 135), Freiheit und »Finalität« (136), »Anderskönnen« und »Andersmüssen« (194), »Materialität und Subjektivität des Bewußtseins« (180), Person und Lebensumstände (96f.) usw. –, so fragmentiert und verfremdet er sich darbietet, in echo-, vielleicht zitathafter Dialogizität steht zu dem realen diskursiven Feld in der damaligen DDR.<sup>5</sup> Johnsons eigene Haltung, soweit man sie nicht, wofür vieles spricht, mit der des kritisch-zweifelrischen reformkommunistischen Intellektuellen Jonas Blach identifizieren kann, kommt indirekt darin zum Ausdruck, daß alle drei Figuren, denen er Anteile seines eigenen Bewußtseins verliehen haben dürfte, Jonas, Jakob und Gesine, bei noch so großer Differenz im einzelnen darin übereinstimmen, daß sie sozialistisch denken. Selbst die NATO-Angestellte Gesine, der die »Zuversicht des Zukünftigen« angesichts der Unterdrückung des ungarischen Aufstandes abhanden kommt (274), bleibt, wenn sie im Westen Obdachlose wahrnimmt, der »Kritik der sozialreformistischen Theorie« (209) eingedenk, während sie in einem Luxushotel übernachtet – ein für sie typischer Widerspruch.

Die Widersprüche, mit denen Johnson selbst nach 1956 in der DDR, nach 1959 im Westen zu leben hatte, waren nicht so kraß wie die, welche er seiner Gesine zumutete, aber doch auch beträchtlich. In der DDR zwar nicht politisch verfolgt, aber doch an einer lebenssichernden Berufsausübung gehindert, schritt Johnson, nachdem er seinem Herkunftsland den Rücken gekehrt und in Westdeutschland als Schriftsteller Erfolg hatte, keineswegs zu einer Abrechnung mit der DDR oder einer Abwendung vom Sozialismus. Er kritisierte die DDR weiterhin, wie im Jakob-Roman, von sozialistischem Standpunkt aus, z.B. das Erziehungssystem als »Vulgärmarxismus« (BS 49). Den Bau der Mauer 1961 kommentierte er riskant gegen den Strom der westdeutschen veröffentlichten Meinung.<sup>6</sup> Den auf den Mauerbau folgenden antikommunistischen Aktionen leistete er aktiven

publizistischen Widerstand.<sup>7</sup> Johnsons Ziel bei diesen Aktionen war es, anti-kommunistische Ressentiments aufzulösen durch genauere Kenntnisnahme der Wirklichkeit des Landes östlich der deutsch-deutschen Grenze.

Das gleiche Ziel prägt auch die literarischen Arbeiten jener Jahre, *Das dritte Buch über Achim*, *Eine Reise wegwohin*, *1960 Zwei Ansichten* und *Eine Kneipe geht verloren*. Wenn man diese Texte genauer ansieht, wird man feststellen, daß das Ziel einer nüchternen Bestandsaufnahme deutsch-deutscher Realitäten in Johnsons Erzähltexten keinesfalls im Sinne einer distanziert-überparteilichen 'Ausgewogenheit' angegangen wird, die man von einem »Dichter der beiden Deutschland« erwartete. Das im Achim-Roman vermittelte Bild deutscher Geschichte vor und nach 1945 ist bei aller Dialogisierung und Reflexivierung eindeutig ein historisch-materialistisch geprägtes.<sup>8</sup>

Daß der Kapitalismus – trotz der in ihm geltenden »Verabredungen der bürgerlichen Demokratie« (D 280) – die falsche und der Sozialismus – trotz seines stalinistischen Mißratens – die richtige Gesellschaftsordnung sei, diese Überzeugung hat Johnson selbst immer wieder hartnäckig zum Ausdruck gebracht. Immer wieder hat er von der »Alternative« gesprochen, und zwar derjenigen, die der Sozialismus gegenüber dem Kapitalismus darstelle (G 181, 189; vgl. Mecklenburg 1991, 2), keineswegs etwa umgekehrt. Die Teilung Deutschlands sei beispielhaft zu nehmen für die Teilung der Welt, für die Konfrontation zweier Lebensweisen, Kulturen, Wirtschafts- und Regierungsformen (G 181). Die Wahl zwischen ihnen sei dringlich und notwendig, doch eine »vernünftige Entscheidung« – darin kommt Johnsons aporetische politische Position bereits 1961 zum Ausdruck – sei »nicht möglich« (B 218). Unterm real bestehenden Sozialismus kann nicht menschenwürdig, aber unterm Kapitalismus kann nur falsch gelebt werden – das ist Johnsons zeitlebens festgehaltene trostlose Bilanz.

Sozialismus als Alternative – daran hielt Johnson auch fest, nachdem er das Land verlassen hatte, das er »wie ein Eigentum« erworben zu haben meinte, von dem er geglaubt hatte, es werde sich verändern (B 152): »Weil das Wertgesetz stimmt, und weil der Sozialismus nicht bleibt wie er ist.« (M 271) Die Idee des Sozialismus als Alternative bedeutete für Johnson zum einen, gegen die Realität der kommunistischen Staaten gewendet, Einlösung aller demokratischen Postulate, zum anderen, gegen den Kapitalismus gerichtet, Kampf gegen die »ungerechte Verteilung des Nutzens und des Profits« (T 12). An dieser Idee orientierte sich seine überaus negative Einschätzung der Bundesrepublik, seine Kritik an den Protestbewegungen von 1967/68, seine Bilanz der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und ihrer Parteien, die im historisch-politischen Diskurs seines Hauptwerks *Jahrestage* ein Leitmotiv abgibt.

Heinrich Cresspahl, geboren 1888, trug, wie seine Tochter Gesine vermutet, schon 1910 eine sozialdemokratische Mitgliedskarte in der Tasche, »einer zugeknöpften allerdings«, aber auch sein Sündenregister der SPD fängt an mit dem Parteitag von 1910, »da hatte eine Frau namens Luxemburg nicht ausreden dürfen« (VM 28f.). Es geht weiter mit 1914: Über die Bewilligung der Kriegskredite durch die Sozialdemokraten läßt sich Cresspahl ähnlich vernehmen wie Gesines kommunistische Schule (V 36). Als Mitglied eines Arbeiterrats beteiligt an der Niederschlagung des Kapp-Putsches 1920, stimmt er bei den Wahlen 1921 »noch

einmal für die Sozialdemokraten, eher weil es seine Partei war, als dass er mit dem Vorstand glaubte, Deutschland sei nunmehr 'zum freiesten Staat der Welt' geworden (Weimarer Parteitag, 1919)« (54). Bereits 1922 verläßt er die SPD (J 375); sein lakonisches Urteil über sie: »oben hui unten pfui« (V 56).<sup>9</sup>

Diese historische SPD-Kritik, die Gesine ihrem Vater zuschreibt, führt sie selbst fort mit ihrer kritischen Bilanzierung der Rolle der SPD in Westdeutschland nach 1945. Wie bei Heinrich schon 1922, so war auch bei Gesine, die gerade in den Westen gegangen war, bereits 1954, als die SPD, wenn auch unter Bedingungen, einer westdeutschen Remilitarisierung zustimmte, in Hinblick auf diese Partei »der Ofen aus« (J 1863). Heinrich Cresspahls, Gesines und Johnsons gemeinschaftliche SPD-Kritik erfolgt von einem konsequent antimilitaristischen, antifaschistischen und antikapitalistischen Blickpunkt aus und läuft oft mit der kommunistischen Kritik an der Konkurrenzpartei gleich. Das Sündenregister indessen, das sie der KPD selbst vorhalten, ist noch beträchtlich umfangreicher. Johnsons gesamtes literarisches Werk ist dieser Kritik gewidmet, von dem stalinistischen Kirchenkampf in *Ingrid Babendererde* bis zur Niederschlagung des 'Prager Frühlings', der großen Leerstelle am Ende der *Jahrestage*.<sup>10</sup>

Johnsons Gesamtbilanz ist desaströs: Die beiden Parteien der deutschen Arbeiterbewegung sind mitschuldig an der Heraufkunft des Faschismus, und nach 1945 hat die eine geholfen, den Sozialismus zu einem totalitären Regime in Ostdeutschland zu machen, die andere an der Restaurierung des Kapitalismus mitgewirkt. Keiner von beiden ist ein Beitrag zur Realisierung der Idee eines demokratischen Sozialismus zuzutrauen.<sup>11</sup>

Doch auch von der 'Neuen Linken' der sechziger Jahre, der z.T. von Ideen des 'westlichen Marxismus' inspirierten Protest-, Studenten- und Anti-Vietnamkriegs-Bewegung hat Johnson einen solchen Beitrag nicht erwartet. So intensiv in *Jahrestage* der Vietnamkrieg, so marginal ist der Mai 1968 thematisiert. Hoffnungsträger – mit dem zwangsläufigen Vorauswissen des Scheiterns dieser Hoffnung am 21. August 1968 – ist weder Berkeley noch Paris noch Berlin, sondern allein das Prag des Reformkommunismus, des 'Sozialismus mit menschlichem Antlitz'. Ebenso sarkastisch und abweisend, wie Gesine den Bürgerinitiativen-Aktivismus ihrer New Yorker Nachbarin Ginny Carpenter (J 1424f.) kommentiert, so spitzfindig, wie sie Teilnahme an politischen Demonstrationen für Ziele, die sie begrüßt, dennoch verweigert, so besserwisserisch und zugleich resignativ sie sich mit Freundin Anita über die Berliner Studentenrebellion zu verständigen sucht, ebenso hat auch Johnson selbst Stellung genommen. »Was man so links nennt« – schrieb er 1970 –, »das hatte sich den Sozialismus weg-machen lassen. Die revolutionären Gesten der 'Außer-Parlamentarischen Opposition' erregen Amusement« bei einem, der weiß, »was man so zu einer Revolution nimmt« (BS 61; vgl. J 988). »Da ist kaum Ansatz«. Die Studentenproteste denunzierte er als naiven, des sozialistischen Realitätssinns entbehrenden, letztlich bürgerlichen Illusionismus: »hinter Werbetafeln / Studenten marschieren gegen Kriege überhaupt Macht überhaupt Ehen überhaupt Verkehrsampeln überhaupt« (BS 100) – nicht aber gegen den Kapitalismus, so wäre zu ergänzen, und gegen den hilft kein Demonstrieren.

Auf dieser Linie liegt auch Johnsons Kritik an Hans Magnus Enzensberger, zunächst als bissig-grober Kurzkommentar »Über eine Haltung des Protestierens« in dessen *Kursbuch* 9, dann auch in beträchtlicher episch-satirischer Breite in *Jahrestage* veröffentlicht (BS 95f.; J 794-803). An dieser Kritik, die verschiedene Dimensionen hat, politische, moralische, private, literarische, und zu der sich Seitenhiebe auf andere engagierte Autoren wie Norman Mailer (J 208) oder Jean-Paul Sartre (397) hinzugesellen, möchte ich in diesem Zusammenhang nur hervorheben, daß sie einen Kernpunkt enthält, der sich auch in Johnsons Kritik der Studentenbewegung findet. In auffälligem Kontrast dazu, daß sozialistische und materialistische Ideen, vor allem in der vielfältigen Gestalt des westlichen Neomarxismus, bei den protestierenden Studenten und Intellektuellen eine dominierende Rolle spielten, unterstellte Johnson ihnen, sie hätten sich den Sozialismus »wegmachen lassen«, denn sie wollen nur »einen guten Kapitalismus«, doch »was sie nicht wollen, ist der Kommunismus« (BS 95). »Und Kommunismus ist auch nicht, was aus Herrn Enzensbergers Analyse spricht. Er hat keinen Grund, diese bejahrte Verdächtigung zu fürchten.« (J 797)

Ich glaube, es gibt keine andere Möglichkeit, als diese Stellen so zu lesen, daß Johnson hier, um seine eigene Position auf dem sozialistischen Diskursfeld zu markieren, sich nicht scheut, das Wort Kommunismus in Anspruch zu nehmen, dabei die »bejahrte Verdächtigung«, die an diesem Wort hängt, ebenso in Kauf nehmend wie auf Thomas Manns berühmten Ausspruch sich berufend, nach welchem der Schrecken vor dem Wort 'Kommunismus' die »Grundtorheit unserer Epoche« sei (G 77). Auf direkte Fragen nach seiner politischen Position hat Johnson meistens zurückhaltend oder ausweichend geantwortet. Den Marxismus bezeichnete er ebenso vorsichtig wie deutlich als Bereicherung unserer »Denkmöglichkeiten« – ein Lob, das er, soweit ich sehe, keiner anderen Denkrichtung gezollt hat. Abgesehen von jener Kontroverse mit Hermann Kesten, in der Johnson, in die Enge getrieben, sich nicht *von anderen* zum Kommunisten abstempeln lassen wollte, hat er für sich einen legitimen Kommunismus schon dadurch in Anspruch genommen, daß er kritisierte, was er für falsche, illegitime Inanspruchnahmen des Namens 'Kommunismus' hielt: den Stalinismus (ES 807) ebenso wie den Salon-Kommunismus eines »Anselm Kristlein« (IM 86). Eine ebenso bezeichnende wie befremdliche Antwort gab Uwe Johnson einmal auf die Frage, warum Gesine in New York sich politisch so abstinent verhalte: weil »die Kommunistische Partei der USA nicht stattfindet« (T 4).

Uwe Johnsons Sozialismus – so läßt sich nach allem bisher Angeführten folgern – war ein marxistisch-materialistisch orientierter, also *ökonomiekritisch* definierter demokratischer Sozialismus, politisch heimatlos, irgendwo zwischen 'Reformkommunismus' und 'westlichem Marxismus' anzusiedeln. Die Probe auf diese Bestimmung läßt sich machen, indem man Johnsons Kritik des Kapitalismus betrachtet: seine Kritik des kapitalistischen Gesellschaftssystems überhaupt, der Bundesrepublik und der Vereinigten Staaten im besonderen, der Kulturindustrie als einer für diese Länder charakteristischen Erscheinung.

Kritik des Kapitalismus heißt, diesen als den »schlechten Entwurf des Lebens« (E 21) zu durchschauen. Er ist schlecht, weil in ihm der Mehrwert ungerecht verteilt wird. Gewiß, die Wirtschaft der freien Konkurrenz genießt zu Zeiten eine

Hochkonjunktur, aber ob das auf die Dauer so bleiben kann, ist fraglich. Es gibt, wenn auch uneins vorgetragen, Theorien über Krisenzyklen. Und vor allem: die wirtschaftliche Leistung eines Staatswesens ist noch kein Beweis für seine »gerechte Einrichtung« (BS 17). Man sieht, Johnson bewegt sich in den Bahnen marxistischer Kapitalismuskritik.

Manchmal fällt seine antikapitalistische Sentenzkunst, die auch sein gesamtes episches Werk durchzieht, bis in die bevorzugten Metaphernfelder, recht holzschnitthaft aus, etwa wenn er Schulen im Kapitalismus als »Zulieferindustrie der Industrie« bezeichnet (G 61) oder wenn er Gesine von der »Folklore des kapitalistischen Parlamentarismus« sprechen läßt (J 1128). Manchmal äußert er sich, ohne die marxistische Sicht preiszugeben, ein wenig differenzierter, z.B. über das Verhältnis von Kapitalismus und Faschismus: das Kapital bot den Nationalsozialisten »die Hand und zog sie nicht ab von ihnen« (D 47), diese stellten entsprechend nach Abschluß dessen, was sie Revolution nannten, »die Ordnung des Besitzes« wieder her (J 400). Das ist die bekannte marxistische Sicht, die Johnson dann auch mit den gleichfalls bekannten Details auffüllt (V 84, 92), dabei immerhin sarkastisch anmerkend, die Herren von der Industrie, als sie dem Geschrei des böhmischen Gefreiten »mit ihren à conto-Zahlungen nachhalfen, sie meinten wohl rechnen zu können, bloss mit dem Lesen seiner Absichten haperte es bei ihnen« (75).

Genauer nachzugehen wäre an dieser Stelle auch der Frage, welche Bedeutung Johnson dem Marxschen Zentralbegriff der Arbeit und dem ihm zugeordneten der Entfremdung beigemessen hat. »Abwesenheit in Arbeit« (J 127) ist Gesines wiederholt gebrauchte Formel für Entfremdung, die deutlich an entsprechende Formulierungen des frühen Marx erinnert. Nur fragt es sich, ob der Erzähler Johnson, wenn er Menschen bei der Arbeit zeigt, den Kunsttischlermeister Cresspahl, den Reichsbahninspektor Jakob Abs, die Bankangestellte Gesine, dabei so lehrbuchgemäß eine materialistische Sozialpsychologie episiert hat, wie es einige Interpretieren wollen. Gewiß dachte Johnson darin materialistischer als diese, daß er als Erzähler einen nicht gar so großen Unterschied an Entfremdung machte zwischen der kapitalistischen Angestellten Gesine und dem sozialistischen Angestellten Jakob. Ihm verkommt der Arbeitstag, der, gemäß einem versteckten Brecht-Zitat, auch »Vergnügungen« bieten soll<sup>12</sup>, zu einem bloßen Fahrplan (M 20). Andererseits weiß man nicht recht, ob man es für stramm Gelerntes aus ihrem Kurs über Kommunismus oder für jugendlichen Überschwang halten soll, wenn Marie ihre Mutter Gesine als Exempel dafür hinstellt, »wie jemand kaputtgeht, der für den Kapitalismus arbeiten muß« (IM 78).

»Ich anerkenne die kapitalistische Gesellschaftsform der Bundesrepublik Deutschland.« (Schwarz 1973, 91) Dieser Satz Johnsons klingt weniger positiv, wenn man mitklingen läßt, wie Karsch in der Erzählung *Eine Reise wegwohin* das Wort 'Anerkennung' – dort auf die DDR bezogen – verwendet, nämlich in einem »erkenntniskritischen Sinn« (K 74). Anerkennung heißt dann in diesem Satz, die Gesellschaftsform der BRD als eine kapitalistische erkennen: »Man hat weder die Konzerne zerschlagen noch eine Bodenreform durchgeführt; der Krieg hat weder zu einer Neuordnung der Vermögenslage geführt noch einen wirklichen, wirksamen Antifaschismus hervorgebracht.« (Schwarz 1973,92)



Uwe Johnsons Sicht auf die westdeutsche Republik war und blieb im ganzen äußerst negativ. In seinem erzählerischen Werk kommt die BRD immer nur am Rande vor, und auch dann mit überdeutlichem Durchschlagen des negativen Gesamtbildes auf die epische Detailmodellierung. Unter seinen vielen Kritikpunkten zur Bundesrepublik nannte Johnson als ersten bezeichnenderweise die »Verteilung des Nationaleinkommens« (G 121). In ihr »gewinnen Wenige an der Arbeit Vieler« (BS 108). Die westdeutsche war für Johnson eine »restaurierte kapitalistische Gesellschaft« (T 6). Die »westdeutsche Alternative« war »verkrüppelt« nicht nur durch »politische und Kriegs-Verbrecher in der Regierung und Armee von Bonn«, sondern auch und vor allem durch »Fortführung des diskreditierten wirtschaftlichen Systems« (BS 54). Zwar funktionierte der Kapitalismus in ihr anders, als in den Lehrbüchern aus der DDR beschrieben, aber was an ihnen zu berichtigen war, bezog sich lediglich auf den »Augenschein« der alltäglichen Wirklichkeit. Die Herrschafts- und Produktionsverhältnisse waren hinter solcher Fassade zwar schwierig, aber letztlich doch eindeutig zu erkennen: als kapitalistische (59f.).

Die politische Kultur der Bundesrepublik verfällt, unter Johnsons »moralischen Voraussetzungen des Antifaschismus und Antikapitalismus« (55), unerbittlicher Kritik. Adenauer, Heuß, Lübke, Kiesinger, Strauß werden als symptomatische Figuren scharf beleuchtet. Von Kiesinger z. B. heißt es lakonisch: »Kanzler Westdeutschlands, Mitglied der Nazipartei, Handlanger der Judenmörder« (J 257). Die Karriere des Franz Josef Strauß rekapituliert Gesine als ein einziges politisches Sündenregister bis 1968 (1872ff.). Das Parteienspektrum der BRD bietet in Johnsons Sicht an keiner Stelle »richtige Lösungen« an (G 217) und wird von ihm als belanglose Wahl-Folklore denunziert: »Ob Sie nun CDU wählen oder FDP oder SPD, Sie wählen doch in jedem Fall die Firma. Man darf es umkehren: dieser Firma ist gleich, wer regiert.« (114) Strauß, Barzel, Brandt, von Guttenberg (BS 109) – diese satirische Namenreihung billigt der SPD keine systemkritische Position zu. Willy Brandt, dessen Entspannungspolitik Johnson 1972 immerhin begrüßt und öffentlich unterstützt (G 137f.), mit Kiesinger 1967 als Koalitionspartner auf *einem* Bild – das ist für Gesine entlarvend genug (J 173). Herbert Wehner, seine SPD und auch der westdeutsche Gewerkschaftsbund haben die antikommunistischen Boykott-Aktionen in Berlin mitbetrieben (BS 27f., 3f.; 5.K).

Ein einziges Mal, wenn ich richtig sehe, hat Johnson eine gewisse »Loyalität zur Bundesrepublik« bekundet, eine solche jedoch, »die sich eine bessere Bundesrepublik wünscht«, und zwar als »Verwirklichung auch von Erwartungen, die die DDR enttäuscht hat« (61). Doch am liebsten hätte er, der an eine Wiedervereinigung, nachdem die Adenauer-Regierung deren frühe Chance absichtlich ungenutzt gelassen hatte, nicht mehr glaubte, Westberlin als größeren Teil der Hauptstadt der DDR (109), einer gesamten Deutschen Demokratischen Republik (J 1861), gesehen, die auf friedliche und demokratische Weise hergestellt worden wäre.

Die weitgehende Aussparung Westdeutschlands in seinem Hauptwerk *Jahrestage* hat Johnson einmal damit begründet, daß dafür die USA dargestellt würden, und was dort Gegenwart sei, stehe uns in Deutschland als »politische Zukunft«

bevor (T 5). Nun ist die breite und detailreiche Darstellung amerikanischer Wirklichkeit bei Johnson von demselben Konzept geleitet wie die karge Darstellung der westdeutschen: von seiner Kapitalismuskritik. In den USA – so darf man Johnsons und Gesines Sicht zusammenfassen – tritt uns der Kapitalismus in seiner modernsten Gestalt und in seiner ganzen Destruktivität entgegen: mit Verelendung, Rassismus, Zerstörung der Lebensgebiete, privaten und öffentlichen Verbrechen, Krieg.

Eine amerikanische Freiheit, nämlich »die Begabung, die Arbeit anderer zu benutzen«, exemplarisch darstellbar an Henry John Kaiser (J 25; ES 803), führt in der Phase des Monopolkapitalismus zur »Unterdrückung der Arbeitenden wie der Arbeitslosen durch die Bedürfnisse des Großen Kapitals« (R 70). Die gegenwärtige amerikanische Gesellschaft ist zwar ebensowenig wie die westdeutsche als faschistisch zu bezeichnen – das hält Johnson wiederholt vorschneller linker Verdächtigung entgegen –, doch sie »zeichnet sich durch die Bereitschaft der Privilegierten aus, die Besitzlosen mit Terror in einer Phase der Angst zu halten« (G 248). Der kapitalistische Imperialismus der USA hat eine lange Vorgeschichte – Gesine weiß ihre Bankkollegen mit entsprechendem Wissen zu beeindrucken (J 1467ff.). Dazu gehört auch die Korruption der amerikanischen Arbeiterbewegung (ES 802). Vom Kapitalismus verursacht sind die Slums in New York, ist dessen ganze Stadtlandschaft mit ihren »verschorften Narben industrieller Ausbeutung und Bodenspekulation« (J 79). Der Vietnamkrieg dient in erster Linie den amerikanischen Militärs und der Rüstungsindustrie (G 249) – so Johnsons Applikation des marxistischen Grundansatzes, Kriege aus Kapitalinteressen zu erklären, wobei freilich jeweils, wie in *Jahrestage*, zu fragen ist, ob der konkrete Kriegsverlauf sich nützlich oder schädlich für die Geschäfte gestaltet (Alber 1990, 191ff.).

Gesine bezieht sich gelegentlich zitierend auf ein Standardwerk über die amerikanische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung (J 207). Gewiß, sie hat eine Bankerausbildung und ein beruflich bedingtes Interesse daran, zu erkennen, »wie das alles funktioniert« (Osterle 1985, 154) – so begründete Johnson diese Lektürewahl Gesines. Was er dabei verschwieg: Barans und Sweezys Buch *Monopoly Capital* von 1966 war damals *das* marxistische Standardwerk über die USA, das auf Grund seines unorthodoxen neomarxistischen Ansatzes bei der westlichen Linken weit verbreitet war. Auch Enzensberger hat es empfohlen, und das registrieren Gesine/Johnson ausnahmsweise mit Zustimmung (J 796). Johnson selbst hat zweifellos der in diesem Werk angewandten Methode der Politischen Ökonomie zugestimmt und vielleicht dessen kritische Darlegungen aufmerksam studiert: über Militarismus und Imperialismus, über Monopolkapitalismus und Rassenbeziehungen, über Folgeprobleme der Wirtschaftsweise in der Alltagswelt, über Armut, Wohnverhältnisse, Verkehr, Bildung, Konsum- und Freizeitsphäre, zwischenmenschliche Beziehungen. Die New York- und USA-Darstellung in *Jahrestage* liest sich jedenfalls wie ein episches Seitenstück zu Baran/Sweezys marxistischer Studie über das »Monopolkapital«.

Schließlich gehört zu Johnsons Kapitalismuskritik – das kann hier nur gestreift werden – die vielfältig über sein Werk verstreute Kritik der kapitalistischen Kulturindustrie, der »unterhaltenden Industrie« (J 82), z.B. »Hollywoods und der

mit ihm verbündeten Industrie« (G 51), vor allem aber der Informations- und Meinungsindustrie, der Massenmedien. Johnsons materialistische Medienkritik gilt der Deformation von Nachrichten durch ihren Warencharakter. Sie reicht von der epischen Darstellung von Sensations-Journalismus in *Zwei Ansichten* (Z 140f.) und *Eine Kneipe geht verloren* (BS 87f.) über das 'soziologische Experiment' seiner DDR-Fernsehkritik zur Aufhebung des Informationsboykotts durch die Springer- und ihr folgende Presse (5.K) bis hin zu der einzigartig reichhaltig ausgestalteten Pressekritik der *Jahrestage* in bester Karl-Kraus-Nachfolge (vgl. Alber 1990). Johnsons am Primat der Ökonomie traditionell-marxistisch festhaltende Kapitalismuskritik, wie sie dem epischen Werk eingewoben ist, seine erinnernde Abarbeitung an Schwäche und Scheitern der Arbeiterbewegung angesichts von Nationalsozialismus, Stalinismus und modernisiertem Kapitalismus – exemplarische literarische Trauerarbeit wie bei Peter Weiss in der *Ästhetik des Widerstands* –, seine skeptische Haltung gegenüber eingreifendem Denken und organisiertem Handeln in der Gegenwart – all das prägt Leistung wie Grenzen seiner erzählerischen Produktion mit.

Man kann diejenigen Aspekte von Uwe Johnsons Erzählkunst, die mit seinem Sozialismus besonders eng zusammenhängen, als epischen Materialismus bezeichnen. Ich meine das zunächst in einem weiten, elementaren, vorideologischen Sinn. Solcher Materialismus geht davon aus, daß es die »Verfassung und Befindlichkeit« des Menschen ist, nicht irgendwo 'freischwebend', sondern »baben der Erde«, auf der Erde, zu existieren (B 98), daß der Tod ihn endgültig unter dieselbe bringt, daß irdisch-menschliches Dasein immer mehr Sein als Bewußtsein ist und daß es entsprechend an diesem Dasein einiges zu beklagen gibt. Solcher Materialismus mißtraut den Tröstungen, die jene »Beratungsfirmen«, die sich Kirche nennen, anzubieten haben (BS 44-51), wie auch allen anderen Ideologielieferanten. Er stellt unbestechlich die Wahrheit her, wo gelogen, verschwiegen, interessiert vergessen, wo illusionshaft verharmlosend oder mit dem Brustton der Ideologie geredet wird.

Solch ein Materialismus ist konkret. Er erkennt das »wirtschaftliche Gesetz« ebenso wie im »Aussehen der Straßen« (D 23), Orte und Landschaften in dem der Menschen, ihrer Körperlichkeit und Physiognomie. Jerichow: »eine von der Macht des Wirtschaftsadels kaputtgemachte Stadt« (T 14); auch »die Wälder des Winkels hatte der Adel abgefressen in Jahrhunderten« (V 119). Cresspahls Mutter, die vierzig Jahre auf einem adligen Gut gearbeitet hat: eine Alte mit »verzogenen Schultern«, einem »verarbeiteten, überanstrengten Körper« (J 113). Solch ein epischer Materialismus macht sich die Funde »moderner Philosophie« – gemeint ist die materialistische – zunutze, indem er die Arbeit einer Person als einen Teil von ihr zeigt und dem »Umstand, daß die meisten von uns die lebendigsten Stunden ihrer Tage an Arbeit wenden müssen«, künstlerisch Rechnung trägt; indem er jenem Vorgang erzählerisch nachspürt, »in dem der einzelne von Kindheit an zu- und abgerichtet wird von den anderen einzelnen um ihn herum und der Gesellschaft, die sie sich gefallen lassen« (VP 32). Denn eine Person enthält erstaunlich viel »an Geschichte der gesellschaftlichen Verhältnisse« (K 45). Noch »jede Handlung, jeder Zustand eines Menschen« ist »bedingt durch das gesellschaftliche System, in dem er sich einrichten muß« (G 73).<sup>13</sup>

Der materialistische Erzähler, der überzeugt ist, daß »die 'einfachen Leute' das erheblichere Beispiel abgeben für Lebensverhältnisse in unserer Zeit« (G 88), und den darum eine kritisch-solidarische Sicht 'von unten' auszeichnet, aus der Perspektive der »Überzahl«, der Opfer der Politik und Geschichte – er geht den Folgen solcher »Verabredung« besonders bei den »kleinen Leuten« nach, an denen »verschiedene gesellschaftliche Systeme sich abgemüht haben, sie für ihre Zwecke zu verändern, zu verunstalten und sie zu gebrauchen oder (zu) mißbrauchen« (T 2). Das Faszinierende an Johnsons Erzählkunst beruht zum guten Teil auf einer Spannung zwischen dem Reichtum, der Genauigkeit, Suggestivität und physiognomischen Treffsicherheit des episch Konkreten einerseits, der durchgehend an ihm geltend gemachten streng materialistischen Optik andererseits, einem gesellschaftskritischen Denkprogramm, das den Erzähler Johnson dazu tendieren läßt, in seiner epischen Komposition, im Gegenzug zum Prinzip des Parataktischen, der »Auflehnung wider die Synthesis« (Adorno), keine 'freie Note' zuzulassen.

Poetik, sei es eine materialistische, hält solch ein Erzähler für etwas von oben Ausgedachtes, schlecht Abstraktes. Erzählen hat für ihn mit Zählen zu tun. Er kultiviert eine »Vorliebe für das Konkrete«, eine »geradezu partiische Aufmerksamkeit für das, was man vorzeigen, nachweisen, erzählen kann« (B 23). Auch wenn er immer nur Ansichten anbieten kann, hofft er durch diese hindurch doch die Wahrheit, nicht bloße Meinung zu vermitteln. Sein dokumentarischer Realismus läßt die Fakten in die Fiktionen hineinragen, weil er der Selbstherrlichkeit poetischen Fabulierens mißtraut. Seine polyphone Regie epischer Stimmen öffnet den Romandiskurs für die gesellschaftliche Redevielfalt. Solch eine materialistische Erzählkunst versagt es sich, »die Geschichte mit Vorwürfen zu bedenken« (B 215). Der Erzähler Johnson sieht Leben im Kapitalismus unter der Signatur der Entfremdung, aber er hütet sich, die Entwürfe ihrer Aufhebung für mehr zu halten als »Märchen vom unfremden Leben« (J 1543). An der Utopie hält er fest, gerade indem er die Tatsachen aufhäuft, die ihr entgegenstehen.

Aus den Spannungen von Materialismus und Utopie, Mimesis und Konstruktion gewinnt die Erzählkunst Uwe Johnsons ihr Gewicht und ihre Haltbarkeit. Es mindert seine Leistung nicht, wenn sich gerade an dieser Spannung auch Widersprüche und Grenzen seines Erzählwerkes zeigen. Johnsons *poetologische* Theoriefeindlichkeit scheidet ihn nicht nur von seinen Anregern wie Brecht oder Benjamin, sondern paßt eigentlich auch nicht ganz zu seinem ungebrochenen Vertrauen in die Leistungskraft materialistischer *Gesellschaftstheorie*. Seine erklärte Vorliebe für das Konkrete und das Gegebene enthält *auch* Momente eines empiristischen Denkens, welches sich schlecht mit dem dialektischen vereinbaren läßt, das Johnson zu seiner intellektuellen Ausstattung zählte. Und mit der vom Autor behaupteten didaktisch-moralischen Enthaltbarkeit ist es auch eine zweifelhafte Sache, ist doch Johnsons Erzählkunst wie die kaum eines anderen modernen Autors zuinnerst von moralisch-didaktischen Impulsen gespeist. Nicht das jedoch markiert eine ihrer Grenzen, vielmehr eine gewisse Erstarrung des ihr zugrunde liegenden Geschichts- und Gesellschaftsdenkens. Grundkonzepte des Historischen Materialismus werden, bei aller Skepsis und Kritik im einzelnen, im ganzen nicht in Frage gestellt. Nennenswerten Kontakt zum

theoretischen und politischen Sozialismus-Diskurs der sechziger und siebziger Jahre scheint Johnson nicht gehabt zu haben. Sein kritisch-moralisches Engagement bleibt eigentümlich rückwärtsgerichtet. Der Vorwurf, »mental stehen geblieben« zu sein, den Gesine ihrem in der DDR gebliebenen Freund Jonas Blach macht (Fahlke 1982, 237), fällt in gewisser Weise auf sie selbst und ihren »Genossen Schriftsteller« zurück.

Die wiederholten Argumente Johnsons und Gesines gegen politisches Handeln, so illusionslos sie sich geben, haben etwas Sophistisches. Hier scheint der »Genosse Schriftsteller« eigene Lebens- und Arbeitsbedingungen allzu unkontrolliert auf die seiner Figur übertragen zu haben. Warum politisches Engagement zur »passiven Verarbeitung von Politik« verkümmern müsse, zum bloßen Genuß von Meinungs- und Informationsfreiheit (BS 61f.), das wird von Johnson nicht plausibel begründet. Zu vermuten ist, daß diese Politikverweigerung mit den dogmatischen, rigoristischen Elementen von Johnsons Sozialismusverständnis zusammenhängt, aus dem z.B. die deutsche und internationale Sozialdemokratie vollständig exkommuniziert ist. So unentbehrlich gerade heute die diagnostische Kraft materialistischer Gesellschaftskritik ist, deren epischer Umsetzung Johnsons Werk seine bleibende Gegenwärtigkeit mitverdanken wird, so prekär bleibt es, theoretisch wie poetisch, daß diese Umsetzung den Dimensionen des Politischen nur in äußerster Reduktion Raum gewährt.

## Anmerkungen

- 1 Die »anmutig schwingende Landschaft«, die Jakob und Gesine nächtlich durchwandern, hat eine utopische Aura. in Rohlf's Kommentar: sie sind »auf der Suche nach einem Land, das ferne leuchtet wie man hört«. (M 185f.) Das ist ein verstecktes Zitat aus Mörikes Gedicht *Gesang Weylas*. Das darin enthaltene »Orplid«-Thema kommentiert Bloch wiederholt (1967, 107f., 197).
- 2 Andernorts stellt Johnson mit einem rätselhaften »Bloch'schen Ei am Bahnhof« intime Eingeweihtheit zur Schau (V 61; vgl. Bloch 1959, 164).
- 3 In diesem Sinne interpretiert Neumann (1978, 5-93) Johnsons erstveröffentlichten Roman, mit einigen Verzerrungen, besonders was die Jakob-Figur betrifft, im ganzen jedoch mit für unser Thema unverzichtbaren Einsichten.
- 4 Die bisher genauesten und wichtigsten Nachweise finden sich bei Fahlke (1982).
- 5 1954 hatte Bloch einen großen Essay »Über Freiheit und objektive Gesetzmäßigkeit« veröffentlicht. Im Frühjahr 1956 hatte er zu einer Konferenz über »Die Freiheit im Lichte des Marxismus-Leninismus« eingeladen. (Zudeick 1987, 356; Jänicke 1964, 118) Die Frontenbildung bei dieser Konferenz zwischen Dogmatikern und Kritikern entzündete sich bezeichnenderweise an dem gleichen Ideologem wie die dramatische Debatte im Hause Cresspahl (M 222, vgl. 123): Freiheit als »Einsicht in die Notwendigkeit«. Die Konferenzbeiträge wurden veröffentlicht unter dem Titel »Das Problem der Freiheit im Lichte des wissenschaftlichen Sozialismus«, aber die Publikation wurde sogleich wieder aus dem Verkehr gezogen. Auch wenn sich kein direktes Zitat aus den Konferenzbeiträgen bei Johnson nachweisen läßt, gibt es gewiß noch manche intertextuellen und interdiskursiven Elemente in *Mutmassungen* nachzuweisen. So klingt z.B. die Verwarnung an Wissenschaftler und Studenten (M 100) sehr nach einem dokumentarischen Zitat.
- 6 Die ostdeutsche Regierung habe »die Wirtschaft ihres Landes durch Eigensinn und Irrtum schwer beschädigt«, daher die Flüchtlingsströme. Die Regierung habe dadurch »lebensgefährlich viele ihrer Arbeitskräfte« verloren, die Zeit einer »völligen Ausblutung Ostdeutschlands« habe sich vorausberechnen lassen. (BS 24f.) In Mailand äußerte sich Johnson noch riskanter, indem er, ohne freilich den Gewaltcharakter des Ulbricht-Regimes zu leugnen, von dem Mauerbau als einer Maßnahme der »Notwehr« der ostdeutschen Kommunisten sprach, die die Menschenrechte verletze, »wie sie in einer westlichen Konvention festgelegt sind, die von dem

- Ostblock nicht anerkannt wird« (B 216f.). Kein Wunder, wenn Johnson sich mit diesen – vorsichtig gesagt – nicht sehr geschickten Äußerungen den Vorwurf, ein Kommunist zu sein, einhandelte, den er dann auf eine Weise zurückweisen mußte, die verriet, daß man ihn in die Enge getrieben hatte: er werde sich nicht – so erwiderte er trotz seinem Kontrahenten Hermann Kesten – gegen seinen Willen zum Kommunisten machen lassen (B 220). Schwerer als Hermann Kestens Unterstellungen wiegt immer noch, was damals Wolfdietrich Schnurre in einem Aufsatz »Der Schriftsteller und die Mauer« gegen Johnsons Äußerungen zu bedenken gab (Schnurre 1964, 90f.).
- 7 Er entlarvte den Boykott der Berliner Stadtbahn als vernunftwidrig und verlogen und plädierte für ein »unbefangenes, nüchternes Erkennen der vorhandenen Lage, dem Zahlen nicht zu unfein sind« (BS 41). Er schrieb als Fernsehkritiker ein halbes Jahr lang gegen den von der Springer-Presse angezettelten Boykott des DDR-Programm-Abdrucks an, bis dieser Boykott tatsächlich aufgegeben wurde. Die Kritiken liegen heute unter dem Titel *Der 5. Kanal* gesammelt vor.
  - 8 Wenn der westdeutsche Journalist Karsch deutsche Geschichte rekapituliert, so hegt er dabei zwar manche Zweifel, nämlich ob sie sich in die von ihm geplante Sportler-Biographie würde integrieren lassen, aber das von ihm skizzierte Geschichtsbild selbst – und das ist ein ausgesprochen marxistisches – zieht er keineswegs in Zweifel (D 47ff.). Genau dieses marxistische Geschichtsbild prägt aber auch den Abriß west- und ostdeutscher Nachkriegspolitik, der in dem großen Streitgespräch zwischen Karsch und Achim in vertrackter, letztlich nicht wirklich dialogischer Dialogisierung entworfen wird (277-287).
  - 9 Als weitere Kritikpunkte werden u.a. registriert: Parteitage der zwanziger Jahre, in Kassel, Gölitz und Kiel (J Bd.2, Anhang S. XII); eine halbherzige und zweideutige Haltung der SPD bei der Remilitarisierung (V 67, 74); ihre Parole von 1930 »Republik ist nicht viel, Sozialismus ist das Ziel« (76); nach der Machtübernahme der Nazis Billigung von deren Außenpolitik (J 351).
  - 10 Hier sei nur stichwortartig angeführt, was in *Versuch, einen Vater zu finden* in historischer Folge registriert ist: Trotzki's Kronstadt-Massaker von 1921 (V 54). Thälmanns Barmbeker Terroraktion von 1923 (55). Schachtly-Prozeß 1928 (74), Stalins Kulakenverfolgung und -vernichtung, die Sozialfaschismus-Doktrin (75), Gemeinschaftsaktionen von KPD und NSDAP (75,78, 87f.), bis hin zum Hitler-Stalin-Pakt (116, 118), zu Katyn und zum Stillhalten der Roten Armee bei der Niederschlagung des Warschauer Aufstandes (102, 106, 118, 123, B 69).
  - 11 Johnsons Einschätzung des KPD/SPD-Vereinigungs-Parteitages vom 21.4.1946 – »Du kamst von links, Genosse, und ich kam von rechts« (V/B 77) –, der in *Jahrestage* geradestaus ostentativ übergangen wird, dürfte sehr von der seines Lehrers Hans Mayer abweichen, der im Rückblick auf die verhängnisvolle Zwietracht der beiden deutschen Arbeiterparteien wie auf das Ende der DDR trotz allem eine positive, hoffnungweckende Dimension an diesem Ereignis glaubt festhalten zu sollen, zumindest aus der Sicht damals beteiligter Antifaschisten und Sozialisten (Mayer 1991).
  - 12 Jakob nahm »von dem berühmten Wechsel der Jahreszeiten nur die unterschiedliche Helligkeit wahr, am Ende machten die Minuten keinen Tag aus sondern einen Fahrplan« (M 20). Das ist wörtliche Anspielung auf Brechts spätes Gedicht *Vergnügungen*, das 1957 in *Sinn und Form* erstveröffentlicht wurde.
  - 13 Eine markante Selbstaussage Gesines in diesem Sinne steht in J 914.

## Literaturverzeichnis

Für die zitierten – sämtlich bei Suhrkamp in Frankfurt/M. erschienenen – Schriften Uwe Johnsons stehen die folgenden Abkürzungen:

- B = Begleitumstände. Frankfurter Vorlesungen, 1980  
 BS = Berliner Sachen. Aufsätze, 1975  
 D = Das dritte Buch über Achim. Roman, 1961  
 E = Einführung in die »Jahrestage«. In: Bengel (1985)  
 ES = Ein Schiff. In: J. Habermas (Hrsg.): Stichworte zur »Geistigen Situation der Zeit«, 1979, Bd. 2  
 ET = Ein Teil von New York. In: Bengel 1985

- G = Eberhard Fahlke (Hrsg.): »Ich überlege mir die Geschichte«. Uwe Johnson im Gespräch, 1988
- H = Über eine Haltung des Protestierens. Zuerst in: Kursbuch 9, 1967. Abgedr. in BS
- IM = Interview mit Marie H. Cresspahl 2./3. Januar 1972. In: Bengel 1985
- J = Jahrestage. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl, Bd. 1, 1970, Bd. 2, 1971, Bd. 3, 1973, Bd. 4, 1983
- K = Karsch, und andere Prosa, Neuausg. 1990
- 5.K = Der 5. Kanal, 1987
- M = Mutmassungen über Jakob. Roman, 1959
- R = Rede anlässlich der Entgegennahme des Georg-Büchner-Preises 1971. In: Bengel 1985
- T = unveröffentlichtes Tonbandprotokoll von Michael Bengel über eine Lesung und Diskussion in Köln am 1.3.1974 (Ms.)
- V = (Versuch, einen Vater zu finden) Unveröffentlichtes Manuskript von 1975 im Uwe-Johnson-Archiv; V/B = Vorstufe des Textes, gleichfalls aus dem Jahre 1975, doch vermutlich auf frühere Stufen zurückgehend (vgl. Mecklenburg 1989)
- VM = Versuch, einen Vater zu finden/Marthas Ferien, 1988
- VP = Vorschläge zur Prüfung eines Romans. In: Rainer Gerlach/Matthias Richter (Hrsg.): Uwe Johnson, 1984
- Z = Zwei Ansichten, 1965

- Alber, Martin, 1990: Gesine Cresspahl und die New York Times. Zeitungstexte in Uwe Johnsons Roman *Jahrestage*. Diss. Münster
- Baran, Paul A., und Paul M. Sweezy, 1966: Monopoly Capital (dt.: Monopolkapital. Ein Essay über die amerikanische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung). Frankfurt/M.
- Bengel, Michael (Hrsg.), 1985: Johnsons *Jahrestage*. Frankfurt/M.
- Bloch, Ernst, 1959: Spuren. Frankfurt/M.
- ders., 1967: Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt/M.
- Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1956: [Das] Problem der Freiheit im Lichte des wissenschaftlichen Sozialismus. Protokoll. Berlin/DDR
- Fahlke, Eberhard, 1982: Die Wirklichkeit der Mutmaßungen: eine politische Lesart der »Mutmassungen über Jakob« von Uwe Johnson. Bern
- Gerlach, Ingeborg, 1984: Über die politische Verbindlichkeit von Literatur. Die Kontroverse zwischen Weiss, Enzensberger und Johnson, und was daraus wurde. In: Diskussion Deutsch 15
- Jänicke, Martin, 1964: Der dritte Weg. Die antistalinistische Opposition gegen Ulbricht seit 1953. Köln
- Mayer, Hans, 1991: Der Turm von Babel. Erinnerungen an eine deutsche demokratische Republik. Frankfurt/M.
- Mecklenburg, Norbert, 1986: Die grünen Inseln. Zur Kritik des literarischen Heimatkomplexes. München
- ders., 1989: Ergänzung, Variante, Vorstufe? In: Manfred Jurgensen (Hrsg.): Johnson. Ansichten – Einsichten – Aussichten. Bern
- ders., 1991: Uwe Johnson als Autor einiger deutscher Literaturen. In: Literatur für Leser 14
- Neumann, Bernd, 1978: Utopie und Mimesis. Kronberg/Ts.
- Osterle, Heinz.D., 1985: Todesgedanken? (Gespräch mit Uwe Johnson über *Jahrestage*). In: The German Quarterly 58
- Schnurre, Wolfdiétrich, 1964: Schreibtisch unter freiem Himmel. Olten
- Schwarz, Wilhelm Johannes, 1973: Der Erzähler Uwe Johnson. Bern
- Zudeick, Peter, 1987: Der Hintern des Teufels. Bühl-Moos

## Materialien zur Kritik der Realität im Kapitalismus



Redaktion diskus (Hg.)

### **Küss den Boden der Freiheit**

Texte der Neuen Linken

460 Seiten, 29,80 DM

ISBN: 3-89408-017-5

Ein Theorie-Lesebuch mit Texten aus vier Jahrzehnten kritischer Intelligenz zu den Themen:

Freiheit und Revolte · Antiimperialismus & Internationalismus · Militante Politik & bewaffneter Kampf · Rechtsstaat und Repression · Klasse und Emanzipation

Der Band liefert einen Einblick in die Kritik der Neuen Linken an:

Stalinismus & Spätkapitalismus · Notstandsgesetzen & Kriminalisierung der Opposition · Legalismus und Stadtguerilla · Universalität und Wissenschaft · Restauration & Nationalsozialismus

Mit Texten u.a. von: *Max Horkheimer, Karl Riha, Ulrich Sonnemann, Johannes Agnoli, Eva Braun, Herbert Marcuse, Elisabeth Lenk, Paul Mattick, Brigitte Heinrich, Detlev Claussen, Peter Mosler, Rossana Rossanda, Rudi Dutschke, Hans-Jürgen Krahl, Rote Armee Fraktion, Revolutionärer Kampf (Frankfurt), Frauen-Kollektiv, Heinz Brandt, Imanuel Geiss, Karl-Heinz Roth, Peter Brückner, Sebastian Cobler, Ingeborg Maus, Moishe Postone*

Eingeleitet und kommentiert von der Redaktion der Frankfurter StudentInnenzeitung diskus

Im Buchhandel oder direkt (+3,- DM Versand) bei: **Edition ID-Archiv**  
c/o AurorA Verlagsauslieferung, Knobelsdorffstr. 8, 1000 Berlin 19  
Tel.: 030/322 7117, Fax: 030/321 5549



Pablo González Casanova

## An Kuba denken

Ich befinde mich in Havanna und denke nach, was in der Welt geschehen wird und in diesem Land. Natürlich ist das, was mich am meisten beschäftigt, Kuba. Aber wie dies trennen von dem, was künftig in der Welt passiert?

Die Regierung der USA hat eine vor dreißig Jahren getroffene Entscheidung erneuert: Kuba zurückzuerobern. Ihr Entschluß ist mit ihrer Macht bestärkt worden. Jetzt, da es die Sowjetunion und die von ihr beherrschten Länder nicht mehr gibt, wollen die USA, daß die ganze Welt ihre Politik übernimmt.

Die Blockade Kubas durch die Nordamerikaner ist ein Wahnsinn. Könnte man sich vorstellen, daß sie dreißig Jahre Belgien blockiert hätten? Keiner käme auf eine so entsetzliche Idee. Schon der Gedanke zeigt, wie ungerecht die nordamerikanische Politik gegenüber Kuba ist. Trotzdem hat sich das Land bemerkenswert entwickelt. Es ist nicht übertrieben, zu sagen, daß Kuba in der Dritten Welt das entwickeltste Land ist. Die Industrialisierung, die neuen Technologien in manchen Bereichen, der Lebensstandard der Bevölkerung, vor allem aber die völlige Beseitigung der Armut und der äußersten Not sind nicht zu bestreitende Indikatoren; hinzu kommt eine Politik der Beschäftigung aller und der Gesundheitsversorgung für alle und eine Ausbildung, die im Durchschnitt zwölf Jahre oder länger dauert. Allerdings hat Kuba in der Wissenschaft, der Energieversorgung und der Industrie nicht dieselbe Autarkie erreicht wie die entwickelten kapitalistischen Industrieländer. Aber welches Land hätte so lange und unter so harten Bedingungen überleben können? Mit allen Mitteln werden heute die europäischen Länder und Japan genötigt, sich der Blockade anzuschließen.

Wenn man durch die Straßen von Havanna geht oder durch Kuba fährt, erinnert nichts an die Vorstellung, die uns große Teile der internationalen Medien vermitteln wollen, wenn sie das Bild eines Landes zeichnen, das sich auflöst. Das Leben verläuft mehr oder weniger so wie immer, obwohl es gewiß mit den größeren Einschränkungen auch einige neue Erscheinungen gibt, wie die Fahrräder, die von Monat zu Monat mehr werden, und es ist auch eine gewisse Sorge da, wie die Insel die neue Herausforderung bestehen wird.

Die kubanische Revolution vollzog sich in mehreren Etappen. Die erste wurde von einer nationalen und demokratischen Bewegung getragen, die sich liberale und sozialistische Gedanken und die Ideen von José Martí zu eigen machte und ihre Macht auf die Mehrheit des arbeitenden Volkes stützen konnte. Auf diese erste Etappe folgte eine andere, in der die Unterstützung durch den von der Sowjetunion geführten Block entscheidend war; in ihr verband die kubanische Revolution – wie viele andere – ihre Entwicklung mehr und mehr mit der Entwicklung der Sowjetunion und der anderen Länder Osteuropas.

Die gegenwärtige Etappe begann mit dem Zerfall der Sowjetunion und dem Zusammenbruch des leninistischen Projekts. Sie ist so schwierig wie die früheren oder noch kritischer, und sie hat große Ähnlichkeit mit der ersten, weil sie dazu zwingt, das Projekt der Befreiung, der sozialen Gerechtigkeit und der

Demokratie von Grund auf neu zu denken. Das Problem stellt sich nicht nur in Kuba, China oder Vietnam, es stellt sich für alle unterentwickelten Völker und ebenso für die entwickelten und halb entwickelten Länder, wenn sie den enormen Ungleichheiten, die der Weltmarkt hervorbringt, entgegenzutreten wollen und vor allem die Ausbeutung von Mensch und Natur begrenzen wollen, die nach allem, was die Experten in Oslo, Paris, Washington sagen, das Überleben der Menschheit in Frage stellt. Was bedeutet also Kuba für die Welt, und wie kann Kuba sein Lebensrecht verteidigen?

Ich will diese Fragen sehr vorläufig beantworten und weiß, daß die Tatsachen meine Hypothese bestätigen müssen. Mir scheint, als habe die Insel in der aktuellen Weltlage verschiedene Strategien entworfen, die ihr Überleben und eine eigenständige friedliche Entwicklung sichern sollen. Ich möchte auf drei eingehen: auf die Außenpolitik, die Wirtschaftspolitik und die Demokratisierung.

In der Außenpolitik scheint Kuba von zwei Seiten Unterstützung zu erfahren, von den Staaten der Weltgemeinschaft und von denen Lateinamerikas. Die einen wie die anderen halten es für notwendig, im Rahmen der »Neuen Weltordnung« das, was die UN-Charta und das Völkerrecht als das Recht der Nichteinmischung und der freien Selbstbestimmung bezeichnen, zu präzisieren und zu stärken. Der Golfkrieg hat eine Führungsrolle der Vereinigten Staaten demonstriert, die für Europa und Japan gefährlich sein kann, erst recht für die Länder kolonialen Ursprungs in Afrika, Asien und Lateinamerika. Der Zerfall der östlichen Nationen, von denen manche Atomwaffen und Armeen haben, die nicht weniger unberechenbar sind als die von Saddam Hussein, macht die Gefahr einer neuen Intervention vorstellbar, die der Willkür der nordamerikanischen Regierung unterliegt und erneut alle Druckmittel einsetzt, mit denen Europa und Japan zur Teilnahme und Finanzierung des Golfkriegs bewegt wurden. Ganze Regionen, die wie Lateinamerika mitten in einem ökonomischen Integrationsprozeß sind, der Asymmetrien, Ungleichheiten und Abhängigkeiten ganz unverhüllt hervorbringt, sehen ihrerseits eine noch größere Gefahr darin, daß die USA sich ihnen gegenüber ein Interventionsrecht vorbehalten, je nachdem, ob die US-Regierung meint, dieses oder jenes Land mißachte die Menschenrechte, sei vom Drogenhandel verseucht oder nicht demokratisch. Solche Begründungen sind weniger von einer konsequenten Logik als von der »nationalen Sicherheit« bestimmt, wie sie nordamerikanische Regierungskreise verstehen. Der Widerstand gegen eine willkürliche neue Weltordnung stellt die Regierungen in aller Welt vor grundlegende Probleme. Doch betonen sie alle von London bis Paris, von Bonn, Tokio und Madrid bis nach Mexiko, Caracas und Rio, das Prinzip der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten der Nationen und Staaten müsse als eine minimale politische Logik theoretisch und praktisch gewahrt bleiben. Kuba verfolgt also eine Richtung, die weltweit wachsende Anerkennung finden muß, wenn die Menschheit überleben will. Kuba kämpft heute vorrangig darum, die US-Blockade gegen die kleine Insel zu brechen, und es ist nicht auszuschließen, daß dieser Kampf eines Tages auch ein Kampf innerhalb der USA sein wird.

Wirtschaftlich hat sich Kuba in eine Richtung bewegt, die als Abweichung von den sozialistischen Lehren erscheinen würde, hätte es in deren Vergangenheit

nicht auch eine Politik wie die der NÖP gegeben und würden die wichtigsten Führer unserer Zeit nicht erkennen, daß es weniger darauf ankommt, der Lehre gerecht zu werden, als diese den Tatsachen und Entwicklungen anzupassen. Gegenwärtig zieht Kuba nicht nur Kapital aus Europa, sondern auch aus Japan, Mexiko, Venezuela und anderen Ländern an, die an der Aufbauphase einer gemischten Ökonomie teilhaben wollen. Ohne das sozialistische Projekt dabei aufzugeben, muß es doch historisch und auf Weltebene neu definiert werden, auch was das Verhältnis von Staat und Zivilgesellschaft, von Öffentlichkeit, Privatheit und Eigentum betrifft. Vorderhand geht Kuba in einer historischen Etappe – der heutigen – und auf einer Insel mit weniger als zehn Millionen Einwohnern das schöpferische Wagnis ein, einen Sozialismus mit staatlichen *und* privaten Unternehmen zu errichten. Die Möglichkeiten Kubas sind durch die Entdeckung bedeutender Erdölvorkommen größer geworden, erst recht mit dem außerordentlich hohen Bildungsstand seiner Kopf- und Handarbeiter und durch eine Infrastruktur, die jedem »südlichen« Land weit überlegen und in manchen Bereichen der wissenschaftlichen und technologischen Forschung sogar vergleichbar mit den entwickeltsten Ländern ist.

Auf dem Feld der Demokratie geht es darum, eine mechanistische Vorstellung von der Volksmacht als Transmissionsriemen zwischen Regierung und Volk (und umgekehrt) zu überwinden. Die partizipative Demokratie, die Kuba aufbaut, muß dazu führen, daß aus dem Staat eine *Mitwirkungsstruktur* des Volkes wird. Dazu muß das Volk eigene *Entscheidungszentren* in der gesamten Ökonomie, der Territorialverwaltung und der Regierung erhalten: wirtschaftliche, kulturelle, politische und soziale Entscheidungszentren, in denen die »oberen Klassen«, die *mafias*, die *burócratas* und *feudos* nicht dominieren und die gewählten Repräsentanten allen, die auf gleich welcher Ebene der Macht und des Staates mitwirken, *in vollem Umfang* Rechenschaft ablegen müssen.

Das Problem der Demokratie stellt sich auf der Grundlage von älteren Erfahrungen, wie sie die Befreiungsbewegungen und speziell die des kubanischen Volkes selbst charakterisieren. Zugleich hat es seine festen – realen und begrifflichen – Grundlagen in Kubas Stellung in der Welt, wie sie sich aus dem Zusammenbruch des Kommunismus und der Verschärfung der nordamerikanischen Belagerung ergibt. Diese Situation erforderte neuartige Überlegungen, die, wie schon in anderen Phasen der Revolution, nicht theoretisch systematisiert wurden. Sie scheinen aber einer logisch-politischen Argumentation zu gehorchen, in der verschiedene Thesen (manche explizit, andere implizit) gleichzeitig erkennbar sind: 1. Der Kampf findet nicht nur zwischen Autoritarismus und Demokratie, sondern zwischen Kapitalismus und Sozialismus statt. Das verlangt den gleichzeitigen Kampf für Sozialismus *und* Demokratie und nicht nur gegen den bürokratischen Autoritarismus. 2. Jeder Demokratisierungsprozeß muß sich den Fragen der Sicherheit des Staates und der Regierungsfähigkeit stellen, d.h. keine Demokratisierungsmaßnahme darf die Gefahren der Destabilisierung und die Umstände der nordamerikanischen Blockade außer acht lassen. Das Ringen um Demokratie findet mitten in der Blockade statt. 3. Vorschläge für eine Demokratisierung können nicht allein das politische System, sondern müssen auch den Staat betreffen. Am sichersten ist es, mit der Demokratisierung des Staates zu

beginnen. Ausgehend von einer demokratischen Volksmacht, die den Staat kontrolliert, muß über die Veränderungen im politischen System entschieden werden. 4. Wenn, wie die Geschichte zeigt, die Aufhebung aller Widersprüche in einer Einheit unannehmbar ist, so besteht doch kein Zweifel, daß ohne das Zusammenwirken der popularen Organisationen in einer Partei oder Koalition kein Sieg möglich ist. Unter diesen Bedingungen wird die Stärkung der einheitlichen Volkspartei gegenüber dem Mehrparteiensystem zu einer revolutionären Position, die in Anbetracht der Weltlage unumgänglich und unverzichtbar ist. 5. Die Antwort auf die Ideologie des politischen Pluralismus besteht darin, die interne Diskussion in allen Volksorganisationen anzuspornen. Dazu gehören auch solche Maßnahmen wie die Aufhebung des alleinigen Vorschlagsrecht der Partei für die Wahllisten: Das Volk muß seine Kandidaten selbst aufstellen. Weil Kuba das Land mit den meisten Massenorganisationen der Welt ist, hat die Forderung, »alles zu diskutieren« und der Basis über alles »Rechenschaft abzulegen«, eine praktische Bedeutung, die es in anderen Demokratien nicht gibt. 6. Auf jeden Fall ist es im Kampf für die Demokratie erforderlich, moralischen und geistigen Werten zum Durchbruch zu verhelfen und das Vertrauen auf den möglichen Erfolg des globalen Projekts für Befreiung, Sozialismus und Demokratie nicht zu verlieren. Die Notwendigkeit, *sich neuen Ideen zu öffnen und nicht dogmatisch zu sein*, nimmt im expliziten Diskurs des kollektiven Willens nur bescheidenen Raum ein. Aber sie zeigt sich in den Reflexionen, die mit dem »Scheitern des sozialistischen Lagers« begonnen werden und deren Hauptgedanke es ist, den Kampf wieder *von vorn* zu beginnen, ohne die Unterstützung des »sozialistischen Lagers«, aber dafür mit sehr viel mehr Kraft. 7. Jeder demokratische Entwurf sieht ein Recht der Opposition vor, sich legal zu äußern und zu organisieren. Wie tritt dieses Recht auf Kuba in Erscheinung? Nur unter ungeheuren Widerständen; wer dort lebt, weiß das. Die – allerdings sehr oberflächlich – organisierte Opposition beschränkt sich zur Zeit auf kleinste Gruppen, die von der US-Regierung unterstützt werden und sich der Blockade Kubas daher auch nicht widersetzen. Es gibt aber eine viel stärkere illegale Opposition: die Korruption, die vom Lebensmodell der Konsumgesellschaft mehr oder weniger fasziniert ist. Auch wenn sie in Kuba stärker kontrolliert wird als im ehemals sowjetischen Block, in China, Vietnam oder den populistischen Staaten von Afrika, Asien und Lateinamerika, so ist die Korruption nichtsdestoweniger für Kuba die bedrohlichste *strukturelle Opposition* – wie sie es in jedem linken oder fortschrittlichen System war, wo im Schatten der »proletarischen« Macht oder derjenigen »des Volkes« die Akkumulation privaten Kapitals betrieben wurde.

Der Kampf gegen interventionistische Grüppchen und restaurative Korruption erscheint als ein Kampf gegen die grundsätzliche Opposition – und gegen eine illegale Opposition. Währenddessen geht die Demokratisierung des Staates und des politischen Systems mit einer zunehmenden kulturellen und ideologischen Öffnung einher. Es bleibt zu hoffen, daß der Demokratisierungsprozeß weitergeht. Nicht zu akzeptieren ist indessen, daß die Linke Kuba wegen fehlender Demokratisierung kritisiert. Kuba wird demokratischer. Allerdings braucht es eine Demokratie ohne »Destabilisierung«, die »regierbar« sein wird ...

*Aus dem Spanischen von Nora Rätzel*

Eva Kaufmann

## Zur Verleihung des Feuchtwanger-Preises an Brigitte Struzyk\*

Eine Preisverleihung legt nahe, zu loben, zu rühmen, zu preisen. Derlei Begriffe passen nach meinem Empfinden nicht recht zu Brigitte Struzyks Texten, scheinen sie doch jede Behandlung mit erhobener Stimme abzuweisen. Das betrifft sowohl das Prosabuch »Caroline unterm Freiheitsbaum« als auch die Gedichtbände »Leben auf der Kippe« und »Der wildgewordene Tag«.

Der Bezug zum alltäglichen Leben ist ständig präsent, auf den ersten Blick schon durch moderne umgangssprachliche Signale. Immer spricht ein Ich, das akzeptiert, sein Wohl und Wehe in Lebensverhältnissen suchen zu müssen und zu wollen, die schwer lebbar sind. Das Fehlen des Wortes Sehnsucht ist dafür ein Indiz. Diese Haltung bedeutet nicht, sich auf das Gegebene resignativ und leidend einzurichten. Das mehrfach eingesetzte Motiv des Flügels oder Fliegens spricht von der Erfahrung, sich zumindest zeitweise vom Druck freimachen zu können.

So stark sich die Art des lyrischen Sprechens im Laufe der Jahre, von den ersten Gedichten um 1970 bis zu denen von 1989/90 (NDL 6/91), wandelt, als Grundgestus fällt immer die Selbstbehauptung eines starken Ich auf, das mit Wendungen auftrumpft wie »... und zeige lachend meine Zähne« (II, 107) oder »Ich geh nicht in die Knie ...« (II, 130). Solche und ähnliche Formulierungen können nicht als Sprüche einer Ahnungslosen abgetan werden. Dieses Ich sieht sich Lebensumständen ausgesetzt, die durchaus in die Knie zwingen, allerdings auch Widerstandskräfte mobilisieren können. Einmal nennt Brigitte Struzyk die Geduld »Tochter des Sisyphos« (Spiegelscherbe, I, 105) und gibt ihr triste Kennzeichen: Sie schminke sich grau und ginge in Bleischuhen. Geduld ist, das artikulieren mehrere Gedichte, allenthalben erforderlich, einmal wegen handfester Alltagsnöte, die wie eh und je vor allem das weibliche Ich betreffen. Im Gedicht »Die Tochter des Sisyphos berichtet dem Vater« (II, 88) erscheinen die vergeblichen Mühen des Väterchens im Vergleich zur zermürbenden Gewalt ewig nachwachsender Wäscheberge beinahe harmlos. Prosaische Nöte wie Kohlen schleppen (I, 74) und bezahlen zu müssen, lasten auf weiblichen Existenzen. »Arm am Beutel, Kind am Herzen« (I, 92) steht dafür mehr sarkastisch als klagend. Die materiellen Sorgen, die direkt beim Namen genannt werden, sind jedoch nur die eine Seite. Vom Druck, der von politischen Drangsalen ausgeht, ist zwischen den Zeilen die Rede, zunehmend mit souveränem hintergründigem Lachen.

Das Gedicht »Caroline unterm Freiheitsbaum« von 1977 ist ein Gedicht über und auf die Geduld. Caroline Schellings Geschick und Haltung werden gänzlich unter diese eine Eigenschaft subsumiert. Im Zentrum steht das Bild vom langen Faden, der gesponnen werden müsse, wenn sich im Gang der Historie der Wind

\* Am 19. September 1991 durch die Akademie der Künste zu Berlin-»Ost«. – Wie es hieß, handelte es sich bei dieser Preisverleihung im Rahmen allgemeiner Abwicklung um die letzte ihrer Art.

dreht. Gegenwart und Vergangenheit fließen zusammen in dem sprechenden Wir, das mit denen polemisiert, die da klagen »Aus der Traum«. Charakter und Lebensgang Carolines faszinierten offensichtlich so stark, daß Brigitte Struzyk nicht müde wurde, an diesem Stoff geduldig zu arbeiten, bis das Prosabuch schließlich 1988 im Druck vorlag. Es ist selbst ein Produkt der Geduld, seine Anfänge liegen um 1972/73. Damit ist von dem Text die Rede, der im engeren Sinne dem Feuchtwangerpreis-Statut entspricht: Es verlangt historische, will sagen, vergangenheitsgeschichtliche Thematik. Vermutlich hat die lange Entstehungszeit auch damit zu tun, daß Brigitte Struzyk eine Erzählweise suchte, die erlaubte, das historische Material ohne historisierende Distanz und maximal verdichtet vorzuführen. Es ging nicht um eine Parabel. Sie habe, wie sie sagt, weder auf eine Biographie noch auf einen historischen Roman hinausgewollt. Selbst der Begriff Roman scheint ihr fehl am Platz. Indem sie als Untertitel das Wort »Ansichtssachen« wählte, betonte sie unmißverständlich den Anspruch auf eine bewußt subjektive und aus heutiger Perspektive genommene Sicht der authentischen Caroline Schelling. In diesem Punkt berührt sie sich durchaus mit Lion Feuchtwanger, von dessen Erzählstil sich der ihre, der wesentlich von ihren Erfahrungen als Lyrikerin geprägt ist, grundsätzlich unterscheidet.

Energisch wird eine thematische Linie verfolgt: die Behauptung einer sich selbst bestimmenden weiblichen Individualität, mit allem, was dabei an Glückseligkeit gewonnen wird und an Leiden durchzustehen ist. Die diesem Versuch zugrunde liegenden wirklichen historischen Voraussetzungen sind zeitweise außerordentlich günstig. Alles vollzieht sich im Zeichen des Freiheitsbaums, zu einem beträchtlichen Teil allerdings in der Phase, da *liberté, égalité* und *fraternité* (7), zu Grabe getragen werden. In diesem Sinne heißt es – ähnlich wie im Gedicht von 1977 – zu Beginn des Prosabuches: »Caroline sitzt als Geisel auf der Feste Königsstein und strickt vom Geduldsfaden Kinderhemdchen.« (Ebd.) Von diesem Auftakt an spannt sich der Lebensbogen Carolines von der Kindheit bis in die letzten Lebensjahre mit vielen jähren Umschwüngen. Am Ende dieses mit »freiem Mut« (177) gelebten Lebens steht neben der Erfüllung, einer Erfüllung durch Liebe, die Vision des Todes. Das letzte Wort gilt den »Fäden der Geduld«.¹ Dieser Ausklang ist von gegensätzlichen Emotionen bestimmt; Ergriffenheit und illusionslose Nüchternheit stehen sich nicht im Wege. Das Buch ist reich an Aktualitätsmomenten, an Unerledigtem.

Struzyk verzichtet auf penibles Historisieren, vor allem in der Sprachgebung. Sie reproduziert eben nicht den aus Brief- und anderen -dokumenten bekannten zeitgenössischen Sprachstil. Auf Patina legt sie keinen Wert. Ihre Sprache ist sowohl knapp und direkt als auch spielerisch und assoziativ. Sie ist sinnlich. Und dies wiederum zeigt, wie unlösbar sich in diesem Text Thematisches und Formales durchdringen. Die Sinnlichkeit der Darstellung ist Ausdruck des emanzipatorischen Grundgedankens, der – im Speziellen Frauen – dazu ermuntert, in sich alle Kräfte, gerade auch die des Verstandes, wachsen zu lassen und in jeder Hinsicht mit offenen Sinnen zu leben. Der Liebesanspruch der als »Dame Luzifer« verketteten Caroline ist in Struzyks Sicht deshalb so außergewöhnlich und utopisch (?), weil darin Sex, Herz und ästhetisches Begehren zur Dreieinigkeit verschmolzen sind. *Offen* ist ein Schlüsselwort, das dieses Buch – ähnlich wie die

Lyrik – auf der gedanklichen und auf der strukturellen Ebene kennzeichnet. Es gewann – in Anlehnung an Hölderlins »Komm ins Offene, Freund«<sup>2</sup> programmatische Bedeutung. Grunderfahrung dabei ist: wer offen lebt, ist gefährdet, lebt »auf der Kippe«. Aber allein das eröffnet die Chance für Lebendigkeit. »Offen« steht als Alternative zu allem, was in der untergegangenen Gesellschaft einengte und bremste, was abschnitt von der Fülle des Lebens. So stellt Brigitte Struzyk gern Situationen dar, in denen Figuren enthusiastisch äußern: »Ach, welche Lust zu leben ohne Vorurteile.« (135)

Um 1800 war Carolines Wagnis möglich, weil sie mit anderen im Zusammenhang, mit Frauen und Männern lebte, die mit sich auf Neues hinauswollten. Mit anderen im Zusammenhang arbeiten, war für die Autorin selbst – wie sie Anfang 1991 betonte –, eine überaus kostbare Erfahrung der siebziger und achtziger Jahre. Ob und wie diese in den neunziger Jahren lebendig gehalten werden kann, muß sich zeigen.

In den achtziger Jahren formulierte sie im Gedicht »Wandlung«: »Die Knie beginnen / gehn einfach los auf das Dasein ...« (II, 11). Nun leben wir gewiß nicht in Zeiten, wo – nach Morgner – »das Wünschen noch geholfen hat«<sup>3</sup> (II, 107). Ich wünsche dennoch, es möge dabei bleiben, daß die Kraft nicht nachläßt, loszugehn, einfach loszugehen auf das Dasein.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Elke Erbs Gedichtband *Der Faden der Geduld*, 1978.
- 2 Anfang der Elegie »Der Gang aufs Land« in: F. Hölderlin, 1959: *Sämtliche Werke*, Bd.2, 88f.
- 3 Bei Irmaud Morgner lautet der erste Satz des ersten Kapitels von *Amanda*: »In alten Zeiten, als das Wünschen noch geholfen hat, gab es überhaupt keine halbierten Frauen« (I. Morgner, 1983: *Amanda*, Berlin/DDR und Weimar, 19).

## Literaturverzeichnis

- Struzyk, Brigitte, 1984: *Leben auf der Kippe*. Gedichte. Berlin/DDR  
dies., 1988: *Caroline unterm Freiheitsbaum*. Ansichtssachen. Berlin/DDR  
dies., 1989: *Der wildgewordene Tag*. Gedichte. Berlin  
dies., 1991: »Gang durch den Tunnel gegen die Zeiten«. In: *Neue Deutsche Literatur*, 6, 83-90

# Neue Bücher



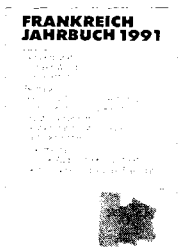
Heidrun Abromeit  
**Der verkappte  
 Einheitsstaat**  
 1992. 136 Seiten  
 Kart. 24,80 DM  
 ISBN 3-8100-0956-3

Die Bundesrepublik war nie ein „echter“ Bundesstaat, da die Länder weder von der Kompetenz- noch von der finanziellen Seite über Autonomie verfügen. Was bedeutet die deutsche Vereinigung für diesen Pseudo-Föderalismus?



Ursula Münch  
**Asylpolitik  
 in der  
 Bundesrepublik**  
 Entwicklung und Alternativen  
 1992. 240 Seiten.  
 Kart. 24,80 DM  
 ISBN: 3-8100-0955-5

Eine Studie zur bundesdeutschen Asylgewährung. Hier wird ein Raster entwickelt, mit dessen Hilfe auch künftige Auseinandersetzungen über den Umgang mit Asylanten erklärt und analysiert werden können.



**FRANKREICH  
 JAHRBUCH 1991**  
 Politik. Wirtschaft. Gesellschaft. Geschichte. Kultur. Hrsgg. v. Deutsch-franz. Institut und L. Albertin, M. Christadler, G. Kiersch, A. Kimmel, I. Kolboom, R. Picht  
 1992. Ca. 200 Seiten.  
 Kart. Ca. 29,-DM  
 ISBN 3-8100-0929-6

Das Frankreich-Jahrbuch dokumentiert den neuesten Stand gesellschaftswissenschaftlicher Frankreich-Kennntnis — jetzt in 4. Folge.  
 „... ein Jahrbuch, das nicht nur in jede Bibliothek gehört.“  
*Die Zeit*



Bernhard Muszynski  
 (Hrsg.)  
**Deutsche Vereinigung**  
 Probleme der Integration und der Identifikation  
 Gegenwartskunde-Sonderheft 7  
 1991. 216 Seiten.  
 Kart. 22,80DM  
 ISBN 3-8100-0935-0

Autoren aus Ost- und Westdeutschland erarbeiten zu wichtigen Problembereichen in der Folge der deutschen Vereinigung Materialien, Diagnosen und Standpunkte.



Manuela L. Hrdlicka  
**Alltag im KZ**  
 Das Lager Sachsenhausen bei Berlin  
 1992. 160 Seiten mit zahlreichen Fotodokumenten und Abbildungen.  
 Kart. 22,80 DM  
 ISBN 3-8100-0847-8

Eine exemplarische Beschreibung eines nationalsozialistischen Konzentrationslagers und der Menschen darin. Nicht das Besondere an Sachsenhausen steht im Vordergrund, sondern das für alle KZ Typische und Charakteristische.



Wolfgang Schwieger-Rohmeis/  
 Klaus Segbers (Hrsg.)  
**Perestrojka passé?**  
 Eine Zwischenbilanz der Reformpolitik in der Sowjetunion  
 1992. Ca. 240 Seiten.  
 Kart. Ca. 19,80 DM  
 ISBN 3-8100-0941-5

Dieses Buch informiert umfassend über Ursachen, Hintergründe und Ergebnisse der sowjetischen Reformpolitik, die mit Gorbatschow begann und in die „Gemeinschaft unabhängiger Staaten“ führte.

## Leske + Budrich

5090 Leverkusen 3



Kornelia Hauser

## DDR-Wirklichkeit als Arbeit am Gedächtnis

»Es ist immer wieder wieder von irgend jemandem versucht worden, sein eigenes Leben zu beschreiben. Ich halte das Unterfangen für unmöglich, wenn auch verständlich. Je älter man wird, desto stärker der Wunsch, Bilanz zu ziehen. Der Tod rückt näher, das Leben verflüchtigt sich. Indem es sich verflüchtigt, will man es gestalten; indem man es gestaltet, verfälscht man es: So kommen die falschen Bilanzen zustande, die wir Lebensbeschreibungen nennen, manchmal große Dichtungen – die Weltliteratur beweist es –, leider oft für bare statt für kostbare Münze genommen.« (Friedrich Dürrenmatt)

In Biographien wird das Spannungsverhältnis von Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft verdichtet. Sie können viele Ziele haben: sich selbst oder Geschichte erklären, Annäherungen an eine Systemverarbeitung versuchen, Selbstbestimmung in Fremdbestimmung vorführen, den »stummen Zwang der Verhältnisse« deutlich machen oder Verknüpfungen von all diesen Dimensionen erarbeiten. Biographie heißt, »das Leben schreiben«, d. h. wohl auch, die Gewichtungen zeigen, die man vorgenommen hat. Der Markt für DDR-Biographien ist da; und er füllt sich – durch das sozialistische Patriarchat systembedingt – mit Männern.

Biographien lassen sich nicht nacherzählen noch kann/darf die Rezensentin das Leben eines anderen bewerten, und häufig genug ist sie auch zum Schweigen verurteilt, wenn der Bericht von erlittenem Unrecht und Gewaltverhältnissen spricht. Was kann sie also? Zum Beispiel die Art der Wahrheitsfindung oder Geschichtsschreibung untersuchen, sie kann das Wissen um Geschichte aus anderen Quellen einfließen lassen, die Weise, wie das Subjekt sich selbst konstruiert, die Betrachtung und Vorführung anderer Personen herausarbeiten.

Es sollen aus zwei unterschiedlichen gesellschaftlichen Sphären Männer beim Wort genommen werden: ein zwangsgewendeter Macher (Politbüro), ein Opfer (Kultur).

### Zusammenfassung eines Bürokraten: Günter Schabowski

Schabowski war politischer Schaltstellen-Inhaber: geschult an der Moskauer Parteihochschule, Chefredakteur des »Neuen Deutschland«, ab 1981 Mitglied des ZK, 1985 Erster Sekretär der Berliner SED und Mitglied des Politbüros. Anfang 1990 wurde er aus der Partei ausgeschlossen.

Das Kapitel über die »Politische Tätowierung« ist sein Gesellenstück: sorgfältig gearbeitet. Die Entdeckung der Geschichte setzt er ins Verhältnis zur Entdeckung seines »ich selbst« im Alter von zwölf oder dreizehn. Das eine war ohne das andere nicht möglich. Schabowskis Politisierung war ein Prozeß der persönlichen Überzeugung. Kommunisten standen mit ihrer individuellen Geschichte für die Richtigkeit ihrer Botschaften ein. Diese hießen: »Kommunismus ist vernünftig, wie Bewässerung, wenn du die Wüste fruchtbar machen willst. Wie kann ein Mensch für Ausbeutung sein, wie kann er einverstanden sein, ausgebeutet zu werden?« (79) Die Seite der Gegner half bei der Überzeugungsarbeit

mit: »Der sich verschärfende kalte Krieg, ein haßvoller Stammtischantikommunismus erzeugten in uns ein trotziges Underdog-Gefühl. Wir empfanden Stolz über die scheinbar geschlossene Rationalität der neu gewonnenen Weltanschauung.« (81) Es waren nicht die ML-Kurse, die zu Einsichten verhalfen, sondern es war die horizontale Überzeugungsarbeit der Antifaschisten im Betrieb. Im Nachhinein verknüpft sich die Einsicht in das Verhältnis von Individuum und Geschichte für Schabowski zur Kritik: »Das Demokratie-Defizit, das wir unbebunden aus der Vergangenheit in den Sozialismus mit hinübernahmen, war dem Wesen nach Mißachtung des Individuums, seiner Selbstbestimmung.« (80)

### *Nichtwissen als Lüge*

Schabowskis Name ist in neueren Zeiten verbunden mit dem »Sturz« von Honecker und mit der Presse-Erklärung zur Öffnung der Mauer (9. November 1989). Nach der Lektüre des Buches bin ich nicht schlauer, für was Honecker gehen mußte, noch warum die Grenzen geöffnet wurden; das liegt daran, daß Schabowski vorführt, daß das Politbüro auch nichts wußte. Zusammengefaßt handeln die 332 Seiten von der Unwissenheit der Partei-Aktiven, und wie sie daraus ihr Handeln ableiteten. Da der Autor unentwegt seine Mit-Schuld am System der DDR gesteht, ja eindringlich beschwört, wäre es angenehm gewesen, das Wissen nachgereicht zu bekommen, das zu konkreten Handlungen bei Schabowski führte. Also konkrete »Schuld«, besser Nicht-Handlungen, oder Fehler. Zum Beispiel die Verhaftungen und Mißhandlungen bei den Demonstrationen am 7. und 8. Oktober 1989. Schabowski schreibt, daß er erst am späten Abend des 8. Oktober vom »Ausmaß der Verhaftungen« (249f.) erfahren habe und entsetzt war. Der »Report der Untersuchungskommission zu den Ereignissen vom 7. und 8. Oktober 1989 in Berlin« (BasisDruck 1991) veröffentlichte einen Brief von Schabowski vom 8. Oktober an Honecker; darin ist die genaue Anzahl der Verhafteten genauso benannt, wie die namentliche Nennung von Schriftstellern, die Demokratisierungsforderungen stellten. Weitere Aktivitäten von KünstlerInnen – fordert er – seien »von vornherein zu unterbinden«. Die Demonstrierenden werden als »Gegner« bezeichnet und Schabowski gibt Honecker den Rat: »In den taktischen Konzeptionen der Sicherheitsorgane sollten Festlegungen enthalten sein, die ein frühzeitiges Eingreifen mit Zwangsmitteln vorsehen.« Kein Wort davon in seinen Erinnerungen; statt dessen: »Wir wußten nicht, daß es wenig später ... zu schlimmen Gewaltausbrüchen kommen sollte.« (244) Schabowski hat gelogen zuerst vor der Untersuchungskommission, dann in seinem Buch. Das schmeckt bitter auf dem Hintergrund seiner demonstrierten politischen Verantwortung. Aber vielleicht ist – neben all den persönlich männlichen Eitelkeiten – auch das Lügen systembedingt. Geprüft sei es an der Bedeutung der »Massen«, des »Volkes« im Politbüro und an der Spaltung des SED-internen Widerstandes.

### *Politik ist: die Regelung des Politbüros*

Das Politbüro blieb mit seinen – wie Schabowski es nennt – konspirativen Tätigkeiten bis fast zum Schluß ganz unter sich. Nichts scheint – auch nach dem 7. Oktober – zu drängen; langsam wird von Krenz und Schabowski ein Teil des

Politbüros für eine Veränderung in der Spitze angeworben. Hager, Stoph, Mielke, Neumann, Krolokowski sollten »nein« zu Honecker sagen. Richtig gelesen: während auf den Transparenten draußen auf den Straßen schon zu lesen war, daß die Stasi endlich arbeiten solle – in der Produktion –, war Mielke noch als Veränderer gefragt. Seitenweise wird von diesen Aktivitäten berichtet, kein Wort jedoch zu den Forderungen der Demonstrierenden. Leipzig taucht allein als Gewalt- und Sicherheitsproblem auf. Das Zentrum bleibt Honecker, der von allen möglichen Wirklichkeits-Einsichten in bekannter paternalistischer Manier ferngehalten wird: Er will einen Betrieb besuchen? Schabowski rät ihm ab: »Erich, ich glaube, es hat keinen Sinn, dort hinzugehen. Bei der vorherrschenden Stimmung würdest du nur in eine schlechte Lage kommen.« (265) Die Familie hält zusammen – auch in schlechten Tagen. Desgleichen bei Krenz; er soll nicht am 4. November sprechen, »(d)er Generalsekretär soll keinen Unberechenbarkeiten ausgesetzt werden.« (281) Die Aktivitäten der Konspirateure sind Reaktionen auf sich selbst. Das Interesse an der »Außenwelt« geht nur soweit, wie diese stört. Die Partei selbst wird von ihren Führern als Gemeinwesen verkannt: »Um in dieser komplizierten Situation zu bestehen, müsse und werde in der Partei ein grundlegender Prozeß der gesellschaftlichen Erneuerung eingeleitet werden.« (264) Und in der Gesellschaft?

Die Spaltung des Politbüros in ein familiäres Innen und geschlossenes Außen bleibt bis zum Schluß erhalten. Der erste Fernsehauftritt des neuen Generalsekretärs wird so von Schabowski kommentiert: »Es wäre besser gewesen, Krenz hätte sich in einem Interview vorgestellt, unbefangen, menschlich. Wir hatten noch die Maske der biedereren Perfektion, ohne es zu merken.« (273) Das Außenproblem ist ein äußerliches: Was Krenz an »Menschlichkeit« hätte zeigen können oder gar an »Unbefangenheit«, welche Inhalte er hätte weitergeben sollen, bleibt unklar. Schabowski versteckt, daß Krenz nichts zu sagen hatte, sondern damit beschäftigt war, die Machtriege beisammen zu halten. Die Bekanntgabe der Reisefreiheit wurde ein Flop; Krenz: »Gib das bekannt, das wird ein Knüller für uns.« (306) Schabowski: »Das wird eine große Sache für uns werden.« (309), Krenz: »Mensch, wir hätten uns gleich in das Getümmel stürzen sollen. Die hätten uns als Mauerstürmer gefeiert.« (307) Das Politbüro verkauft sich als Markenartikel und hat die Werbung nicht gelernt. Seine Mitglieder stehen im Zentrum, die waren nicht neugierig, was passieren wird, wenn »alles offen« ist und wurden dann erstaunt und blieben weiter egozentrisch: die Menschen rannten, fuhren nicht an die Grenzen, um »rüber« zu gehen, sondern »um unsere Glaubwürdigkeit zu testen« (307). Sowenig wie für das Politbüro die Bevölkerung im Zentrum stand, so sehr ging es davon aus, daß es selbst das Zentrum war. Das »Volk« lebte, arbeitete, atmete, liebte für die Parteiführung. Und Mielke? Niemals taucht er auf als Informierter; seine hunderttausenden Ohren und Augen – wo waren sie?

Honecker und Mielke – ist überall zu lesen und zu hören – waren ein einsames Gespann. Niemand wußte, was sie wußten. Was wußte Krenz, als er der Neue wurde? Hat er Mielke nicht gefragt? Schabowski stößt nur negativ auf, daß Krenz »dem neuen Politbüro vorenthielt, daß er und der Ministerpräsident über beträchtliche Sonderkonten verfügten, die im Schalck-Bereich erwirtschaftet

waren« (323). Eine Information, die er erst 1990 erhielt. Im Kontrollstaat kam niemand auf die Idee, daß der Gegenstand der Kontrolle wechseln müsse. Der Austausch der Personen war nur eben dies, die Arbeits- und Geheimhaltungsteilungen blieben unberührt. Ja, das Geheimhalten war weiterhin geheimzuhalten.

Der Selbstpreisgabe des Politbüros unterlag noch ein anderer Mechanismus: Hatte es zuvor nur auf den »Krach« der Bevölkerung gehört, ohne sie ansonsten für kompetent zu halten, und versucht, dagegen Maßnahmen zu setzen, wird gegen Ende der SED-Herrschaft derselben Bevölkerung die Fähigkeit zur Selbstbestimmung aufgedrängt: »Ich frage mich, wie man heute noch in der Anmaßung leben kann, zu befinden, was gut ist für das Volk, den großen Lümmel, wofür es reif ist und wofür nicht.« (311) Erstaunlich daran ist, daß die »Reife« des Volkes in der SED-Geschichtsschreibung bisher nur negativ vorkam, aber selbst in den sich überschlagenden Zeiten des Oktober/November/Dezember 89 die Fähigkeiten zur Selbst-Organisation, der Ruf nach Partizipation an der politischen Regelung der Demonstrierenden als Unreife erkannt waren und mit dem Verschwinden des Politbüros eben diese auch verschwand – im Kopf der Funktionäre, wiederum unabhängig von aller Wirklichkeit. Die Abwesenheit von eingreifender Politik wird dem Volk übertragen wenn nichts mehr geht, sich aber irgendwas bewegt.

### *Die »Feinde« der Veränderer*

Hinterher wird abgerechnet – auch Schabowski spielt den Wirt. Feinde hatten die »Konspirateure« in der SED, als da herausragend waren: Modrow, Berghofer und Markus Wolf. Letzterer hatte – in Schabowskis Sicht – aus purer Eitelkeit dem alten/neuen Politbüro die Führungslegitimation abgesprochen und sie den jungen Wissenschaftlern und Studenten »verliehen«. »Das Minenlegen gegen die erste Schicht der 'Erneuerer' betrieb er entschlossen weiter.« (286) Modrow habe die Taktik verfolgt, »uns 'abwirtschaften' zu lassen ... Dabei mußten die Mitglieder des alten Politbüros, die Honecker gefällt hatten, endlich auch durchs Sieb purzeln.« (321f.) Es gab keine Absprachen zwischen den »Fraktionen«; da es immer darum ging, die Personen auszutauschen, war jede weitere Person bloße Konkurrenz. Keineswegs konkurrierten Konzepte, Vorschläge; anwesend waren ausschließlich Männer, die sich selbst im Macht-Zentrum hatten.

Schabowski dazu: »Es ging nicht nur um die eigene Bestandssicherung, um den Machterhalt, wie die Opposition unser Strampeln deutete. Es ging um die Menschen und eines ihrer elementaren Rechte.« (303)

Das Lügen und mehr noch die Selbststilisierung zum Opfer der Machtverhältnisse bei allen Politikern und hohen Offizieren vor dem Untersuchungsausschuß zum 7./8. Oktober hat einen systemischen Ursprung in der allseits akzeptierten Arbeitsteilung, deren Endprodukt verselbständigt und ohne Kontrolle wohl auch von einem Honecker nicht begriffen wurde. Der Generalsekretär als letzte Instanz des aufeinander gehäuften Wissens war eine organisierende Imagination. Honecker als allwissender Vater; die Kinder sehen weg, sie können es nicht ertragen, daß er doch nicht alles weiß. Sie wollen selbst mal Vater werden.

Leider beschreibt Schabowski nicht, daß der Nachfolger Krenz eine Bedrohung gewesen sein muß für die Konstruktion des Ganzen. Jemand, der seine Macht nicht benutzte, der sich lächerlich machte mit seinen geliehenen Gesten, mußte doch deutlich machen, daß die Unterwerfung der Mitglieder des Politbüros immer schon dem Amt gegolten hatte und nicht seinem Inhaber. Aber eine Entleerung des Amtes von Macht-Repräsentation und Auffüllung mit Kompetenz war keine Handlung des Politbüros. Unterwerfung und Anbetung waren nicht zu unterbrechen. Die Personifizierung des »Übels« im Generalsekretär entlastet ganz offenbar die Erinnerung. Der Schreiber Schabowski schreibt mehr als er wissen will. Zum Beispiel wußten die Mitglieder des Politbüros, daß sie abgehört wurden und daß es »saubere« Telefone gab. Das Gute aber steckte im Bösen. Wenn sie bewiesen, daß sie auf Linie waren, war die Kontrolle durch die Stasi die beste Selbstkontrolle. Auch das Sich-Opfern ist eine Tat und kein Schicksal. Das Politbüro opferte sich seinem eigenen Gewaltapparat. Aber für sich selbst: die Belohnungsformen der Machtvollen, aber Entmündigten, war ihre mögliche Erwählung in höhere Ämter. Sie passivierten sich, damit besser über sie verfügt werden konnte, das nützte ihnen. Einer weiteren Erinnerungs»arbeit« ist es geschuldet, daß niemand etwas wußte und niemand etwas tat. Der vorhergegangenen Entmachtung geht die Selbstentmachtung hinterher. Die Lüge, die jetzt nicht mehr funktional scheint, wird als sozialpsychologische Begleiterscheinung vorläufig bleiben. Das poststalinistische Zeitalter kommt erst nach den Stalinisten.

Schabowski wagt eine Prognose, die – ganz im alten Tonfall – wieder einmal Menschen und Wirklichkeit ausblendet: »Der Nutzen unseres Scheiterns sollte nicht übersehen werden. Das Beste daran ist, daß Sozialismus wieder Utopie sein kann.« (332)

### **Abrechnung eines Kommunisten: Walter Janka**

Jankas gelebte Biographie würde sich einer kritischen Auseinandersetzung widersetzen, da er zu den Erniedrigten und Beleidigten gehört, zu denen, die mit eingesperrter Lebenszeit eine unverlangte Partei-Rechnung bezahlten. Zu seiner geschriebenen Biographie muß man sich dennoch verhalten dürfen, gerade auch weil sie sich so authentisch gibt, als wäre sie die einzig mögliche Wahrheit. Gerade auch, weil seine – in der ehemaligen DDR auch als Hörstück verarbeiteten – »Schwierigkeiten mit der Wahrheit« ein so beschämtes und heftiges Echo hervorgerufen haben (Nach langem Schweigen endlich Sprechen. Briefe an Walter Janka. Quadriga Verlag, Berlin, Weinheim 1990). Janka schreibt in der direkten Rede. Er vermittelt den Eindruck, daß alles genau so war, wie er es erinnernd niedergeschrieben hat. Es findet sich – ungewöhnlich für die Form der Biographie – kein einziger Konjunktiv, keine Zeichen, die die Arbeit des Erinnerns und die Subjektivität des Erinnernten auch nur andeuten. Das gilt für jeden Lebensabschnitt: Kindheit, Konzentrationslager Sachsenburg, Exil in Prag, Bürgerkrieg in Spanien, Exil in Mexiko, DDR (und darin der Prozeß gegen ihn und die Haftzeit).

Janka wurde bereits früh mit kommunistischen Ausgrenzungs- und Vernichtungspraxen konfrontiert: Im Spanischen Bürgerkrieg entging er knapp dem Lager in Valencia, der »Sektion zur Bekämpfung verdächtiger Elemente«, in dem

die als Troztkisten, Anarchisten oder unsicher gewordene Kommunisten Bezeichneten kaserniert und oft auch umgebracht wurden. Der Vorgesetzte, der so verfügen wollte, hieß Mielke. Später waren es drei Jahre Lageraufenthalt in Frankreich – verordnet von den Genossen der Kommunistischen Partei als Resultat des deutsch-sowjetischen Vertrages, der u.a. vorsah, daß die deutschen Genossen nicht gegen Hitler in den Widerstand/Untergrund gehen durften. »Grenzenlos war die Verwirrung, als die Kommunistische Partei schließlich erklärte, nicht Deutschland, sondern England und Frankreich seien die Hauptfeinde.« (176) Die Losung kam nach Kriegsbeginn heraus.

Im Jahr 1956 wurde der Leiter des Aufbauverlages Janka im sogenannten Harich-Prozeß zu fünf Jahren Haft verurteilt. Nach der kurzen Periode des »Taufwitters« begann die Zeit der »Aufweichung«; nach den Aufständen und Verhaftungen in Polen und Ungarn begann die verfolgende Wachsamkeit in Ostberlin. Ende 1960 wird Janka entlassen; im Januar 1990 rehabilitiert.

Was immer auch passierte, er widersetzte sich dem Parteibeschuß nicht, »(z)um Parteifeind wollte ich nicht werden« (176), zur »Destabilisierung der DDR« (9) wollte er nicht beitragen. Die zentral gefaßten – in ihrer Begründung häufig intransparenten – Parteibeschlüsse verlangten die Unterwerfung des »Ich« unter ein »Wir«, das sowohl Schutz als auch Angst brachte. Der in den zwanziger Jahren als Negativ-Utopie von Jewgeni Samjatin verfaßte Roman »Wir« (ein russischer Orwell) behandelt Individualität als Krankheit, der mit Gehirnoperationen beigegeben werden muß. Das Partei-Kollektiv absorbiert das Individual-Ich. Und noch im Jahre 1980 schreibt der marxistische Kritische Psychologe Klaus Holzkamp zum Verhältnis von Individuum und Organisation: »Meine Einsicht in den zu entscheidenden Sachverhalt ist abzugrenzen von meiner Einsicht in die Erfordernisse eines adäquaten, Handlungsfähigkeit schaffenden Entscheidungsprozesses innerhalb der Organisation. Zu einer solchen Meta-Einsicht gehört die, daß die Entscheidungen der Organisation auch dann adäquat sein können, wenn sie von der in meiner individuellen Sach-Einsicht begründeten Auffassung abweichen.« (Holzkamp 1980, 223f.) Die Adäquanz einer Kollektiventscheidung beruft sich immer auf das Allgemeininteresse. In dessen Namen wird gehandelt und beschlossen. Das ist die Decke, nach der sich die Parteimitglieder zu strecken haben. Michael Brie hat dieses Ideal »von den Gemeinschaftsinteressen, mit denen sich alle gleichermaßen identifizieren können« (Brie 1990, 177) als Marxschen Romantizismus des 19. Jahrhunderts kritisiert, als Unmittelbarkeitsfetischismus, der komplexen Gesellschaften den Raum für nicht ins Allgemeininteresse aufhebbare Widersprüche abgräbt.

Das Individuum aus der Parteidisziplin zu lösen und selbsttätig werden zu lassen, ist eine nachzulesende biographische Anstrengung der kommunistischen Autoren. Die Findung des »neuen« Ichs entselbstverständlicht die Herrschaft, die in der bürgerlichen Individualitätsform liegt. Dieses Ich konstruiert Janka in seinem Buch neu.

»Er hatte jeden Gedanken zu Ende gedacht und zu Ende gehandelt; die Stunden, die ihm noch verblieben, gehörten dem stummen Partner, dessen Reich begann, wo das Zuendedenken aufhörte. Er hatte ihn die 'grammatikalische Fiktion' getauft, um jenes Schamgefühl gegenüber allem, was die erste Person

Einzahl betrifft, zu beschwichtigen, das die Partei ihren Mitgliedern eingepfimpft hatte.« (Koestler, 1991, 237) Ich vermute, daß wir Nicht-DDRlerInnen beim Lesen der Biographien zu beachten haben werden, daß weniger Scham, aber Verzweiflung und das Gefühl des Noch-Nicht-Begreifen-Könnens eine eigene »Ordnungsmacht« des Schreibens bei den Autoren aus der ehemaligen DDR ist. Wer ist das Ich in dem bejahten Wir? Was wird das Ich bejahen, wenn das Wir aufgelöst, zersetzt wurde?

Janka stellt sich diese Fragen nicht explizit – aber er beantwortet sie und muß dazu seine Person in ein auch aufdringlich gleißendes Licht stellen.

### *Das individuelle Subjekt der Geschichte: Wo Wir war, muß Ich werden*

Jankas Ich-Konstruktion schwankt zwischen Autonomie und Verantwortung für andere. Seine Haltung läßt ihn soziale Bedingungen, so sie behindernd sind, nicht hinnehmen. Als Dreiundzwanzigjähriger hat er im Spanischen Bürgerkrieg ein Bataillon zu übernehmen; er kleidet die Männer ein, läßt sie sich entlausen, gibt der Gruppe eine Ordnung: »Was ... der Neue von ihnen verlangte, war schlimmer als der Schützengraben. (...) Mir war das gleichgültig. Ich setzte mich durch. Gewann sogar Zustimmung.« (103) Er führt demokratische Strukturen ein, befragt seine Offiziere, ob sie mit seinen Angriffsplänen einverstanden sind (vgl. 105). Doch ein Sieg gehört ihm allein: »Mit geringen Verlusten konnte ich die Faschisten ... zurückwerfen.« (117) Er setzt sein Leben ein, um einen Verletzten zu retten, muß aber jemanden dazu sprechen lassen, damit wir als LeserInnen das Ausmaß seiner Handlung besser verstehen. Ein Kommissar sagt dazu: »Wenn du nicht schon die Achtung unserer Soldaten erworben hättest, jetzt würde sie dir endgültig zuteil werden. Aber eine Dummheit war es trotzdem.« Janka antwortet ihm: »Dummheit? Ich würde es Kameradschaft nennen.« (119)

Der Autor will nicht mit einer bestimmten kommunistischen Geschichtsschreibung des Bürgerkriegs abrechnen, er hält sich an Personen; als in der Geschichtsschreibung der DDR »überbewertete« Spanienkämpfer werden abqualifiziert: Mewes, Neumann, Beimler, Zaisser und Mielke. Die Deutungsart der kommunistischen Aktivitäten selbst bleibt. Anarchisten zum Beispiel, die bis 1936 die dominante und organisierende Kraft der spanischen Arbeiterbewegung waren, kommen auch Janka nur als ein Haufen Verirrter vor, die ihn in »Konflikte« (123) werfen: »... die Hitzköpfe, die sich als Anarchisten verstanden, in Wahrheit keine waren, nur nicht wußten, wie sie mit den Theorien ihrer Führer fertig werden werden sollten, schwiegen sich plötzlich aus.« (124) Janka gewinnt sie, indem er ihnen mitteilt, daß sie gegen die Faschisten zu kämpfen haben, und zwar bevor die »über eure Mädchen herfallen« (ebd.). Das Problem der »Hitzköpfe« war jedoch gewesen, daß sie unter keinem ausländischen Kommandanten, der zudem Kommunist war, kämpfen wollten.

Der Widerspruch, sich der eigenen Vernunft/Einsicht zu bedienen oder dem uneinsichtigen Befehl zu dienen, zieht knirschend durch das Buch. »Man darf kein Gewissen haben, um das alles verantworten zu können. Aber ich hatte ein Gewissen. Und deshalb verfluchte ich den Brigadechef, der mich gezwungen hatte, meine Soldaten abschlachten zu lassen. Und ich verfluchte mich selbst,

weil ich mich dazu hatte zwingen lassen.« (154) Nur sechs Seiten weiter wird behauptet: »Und ich tat, was ich immer getan hatte. Ich handelte auf eigene Verantwortung. Tatenlos wollte ich nicht warten, bis es mit uns zu Ende ginge.« (160)

Janka will nicht an die Struktur des »Wir« heran, er beläßt es bei der Kritik an bestimmten Personen. Das zwingt ihn, sich uns als Held vorzustellen und alle anderen als ihm Unterlegene, die bloß ihre Macht mißbrauchen, wenn sie ihm schaden wollen.

### *Die anderen*

Hans Mayer beschreibt Janka in seinen Erinnerungen so: »Auch Brecht arbeitete voller Vertrauen mit dem jungen Revolutionär und glänzenden Verleger.« (Meyer 1988, 129) – und: »Walter Janka war ein angenehmer Reisegefährte. Übrigens sah er ungewöhnlich gut aus.« (Ebd., 91) Er zeigt dessen Kompetenzen und wie nützlich sie waren. Die beiden haben zusammengearbeitet. Sie besuchten Thomas Mann, dessen Werk in zwölf Bänden im Aufbau-Verlag verlegt werden sollte (die westdeutschen Verlage hatten dem »großen Deutschen« noch nicht verziehen). Der Aufenthalt wird bei Janka so beschrieben: »Bei meinem nächsten Besuch bei den Manns begleitete mich Hans Mayer. Noch im Hotel beim Frühstück fragte mich Hans Mayer, der sehr aufgeregt war, Thomas Mann endlich persönlich kennenzulernen: 'Wie sprichst du ihn eigentlich an?' 'Was soll die Frage?' 'Er ist Professor!' 'Er ist es mindestens zehnmal geworden. Zwanzigmal Doktor. Dazu hat er alle Literaturpreise der Welt erworben. In der Diele seines Hauses liegen die Diplome auf einem runden Tisch zur Ansicht aus.' 'Ich werde ihn mit Professor ansprechen. Der Respekt gebietet es.' 'Wenn es dich drängt, dann tue es.' Dabei dachte ich: Verdammt komisch, wenn sich zwei Professoren mit Professor anreden.« (231) Nachfolgend wird dann beschrieben, wie »daneben« sich Mayer verhalten habe, indem er die falschen Fragen stellte und Indiskretionen beging. Bei Mayer wird das Ereignis so begonnen: »Am 15. Mai 1954 flogen wir nach Zürich. Am 16. erwartete man uns in Kilcherberg zum Mittagessen. Eine gutbürgerliche Mahlzeit am Sonntag mit mehreren Gängen. Thomas und Katja und Erika, und die beiden Gäste aus dem 'Osten'. (...) Es war ein urbanes Gespräch.« (Ebd., 87) Mayer erinnert sich zudem, in ein literarisches Fettnäpfchen getreten zu sein, das den Hausherrn verstimmt. Janka unterschlägt, daß Mayer die Werke von Thomas Mann herausgeben sollte, daß er ihn bereits persönlich kannte, einen Briefwechsel mit ihm unterhielt und über ihn ein Buch verfaßt hatte.

Janka muß die anderen zwanghaft verkleinern, um das Zentrum der Aufmerksamkeit zu erlangen. Der mühsame Versuch, als Kommunist ein System vertreten zu müssen und dessen Erfolge, zieht sich bis in die kleinsten Beschreibungen. Als er zusammen mit Charlotte – der Ehefrau – nach Schweden eingeladen wird (Nobelpreis für Laxness), expliziert sich das Problem eines »Ostlers« im Westen noch drastischer, als bei dem späteren Westler Mayer: »Auch meine Frau ließ sich ein schönes Abendkleid anfertigen. Sie ging damit durch die Weltpresse ... Beim Galadiner wurde sie zum Mittelpunkt der Gespräche. Nicht nur, weil die



schwedischen Damen und Herren erstmals Gelegenheit fanden, mit einer ost-deutschen Frau zu sprechen, die sie für eine Kommunistin hielten. Mehr deshalb, weil sie auch die meistgereiste Frau am Tisch war, die zwar nicht Schwedisch sprechen konnte, der aber das Französische und Englische perfekt von der Zunge ging. Und das ließ unsere Tischnachbarn vergessen, daß wir beide [sic!] nicht mit Professorentiteln ausgestattet waren.« (229) Janka selbst sprach fließend spanisch und keine der anderen Sprachen.

Ist Janka mit anderen unmittelbar konfrontiert, kann sich also weder negativ noch positiv auf das Verhalten eines Dritten beziehen, müssen die Gegenüber »sprachlos« werden. Hier eine Auswahl: »Dem Gamaschen-Menschen verschlug es die Sprache« (22); »Der Sturmführer und die bei ihm stehenden SS-Männer waren sprachlos.« (64) »Der Oberst war sprachlos.« (181) Der Sprache beraubt, können sie sich ihm nur unterwerfen bzw. ihm willig sein.

Die anderen – selten nur mit ihren Fähigkeiten vorgestellt – werden zur Staf-fage des heldischen Tuns, der endlich möglichen Zentrierung auf eine Person. Warum etwas gelang, wie genau, warum etwas scheiterte, all das wird singularisiert und undeutlich gemacht. Janka macht sein Ich zum Zeichen des Kommunismus nach außen und zum Erleider nach innen.

### *Frauen*

»Das Leben hatte mich immer mit Frauen zusammengeführt, die mir schicksalhaft verbunden waren. Wenn ich rückblickend selbst beurteilen darf, meine ich, daß sie mein Leben reicher und dramatischer gemacht hatten. Ich hatte schöne und große Begegnungen erlebt. Und es hatte auch bittere Erfahrungen gegeben. Licht und Schatten, Frohsinn und Tränen hatten einander abgelöst.« (415) In der Biographie ist weder das eine noch das andere beschrieben. Und auffällig in dieser Zusammenfassung des Verhältnisses zum anderen Geschlecht ist wie bei der Konstruktion der anderen: Janka verschwindet, indem er sich in den Vordergrund rückt. Sein Ich bleibt leer von Auskünften. Andere blieben ihm »schicksalhaft« verbunden, was tat er? Selbst in Bereichen, wo Gefühle zentral werden, schweigt der Biograph über die seinen.

Als Janka in Prag die Staatsbürgerschaft annehmen kann, kommentiert er: »Hellauf begeistert war ich nicht. Als Slava davon hörte, sprach sie gleich vom Heiraten.« (81) Er verläßt Prag und geht nach Spanien. »Sehr zum Leidwesen von Slava. Sie wäre gerne mitgefahren.« (84) Auf der Seite von Janka werden Handlungen sichtbar, auf der Seite der anderen Gefühle. Die nächste Frau wird so eingeführt: »... sonst lebte ich in Sabadell und heiratete Nena. Ich hatte sie während der Kämpfe bei Lérida kennengelernt und nach Sabadell evakuieren lassen. Eine schöne Frau, jung und verliebt.« (159) Die Arbeitsteilungen funktionieren bis ins letzte Wort: er heiratet, sie ist verliebt. Nena verschwindet nach den wenigen Sätzen und taucht nie wieder auf.

Immer noch stimmt der Satz von Fourier, daß das Verhältnis der Geschlechter Auskunft gibt über den Entwicklungsgrad einer Gesellschaft. Es gab auch Frauen, die im Spanischen Bürgerkrieg kämpften (erinnert sei nur an die mutige Simone Weil), aber bei Janka bleiben sie arbeitsteilig für Gefühle zuständig. In

Marseille trifft er Irene: »Ich fühlte mich frei und fand Trost in der Trostlosigkeit durch eine Frau ...« (184) Aber dann findet er Charlotte (die Frau von Lex Ende) und muß abwägen, welche von beiden er wählen soll: »Die Treffen mit der bade-lustigen, jedesmal ins Meer hinausschwimmenden Charlotte ..., waren aufregender als die Nächte mit Irene. (...) Im Unterschied zu Irene, die schon auf auf eine große Vergangenheit zurückblicken konnte, die Lenin-Schule absolviert hatte und nur schwärmerisch über die Sowjetunion sprach, war Charlotte eine Frau (auch mit Vergangenheit), die nichts tun oder sagen mußte. Sie gewann Sympathie durch Zurückhaltung. Und Gott hatte ihr gegeben, was eine Frau faszinierend macht. Alles an ihr war jugendliche Frische.« (184) Gleichheit durch die geteilten Interessen? Gemeinsame dritte Sache? Janka ist soweit davon entfernt, wie die Menschheit von der Eiszeit. Es muß wohl nicht referiert werden, daß Charlotte »seine Frau« wird.

Frauen werfen sich ihm in die Arme bzw. in die Betten: »Nach einer Plauderei im Nachtclub der Filmschaffenden an der Alster trat die Lebensgefährtin eines damals recht produktiven Regisseurs, den wir für die DEFA verpflichtet hatten, in mein Zimmer, legte sich zu mir ins Bett ...« (218f.) Er bringt die »ohnehin zu leicht genommene Episode ... zum Abschluß« (219). Später in der DDR löst sich alles in »MeinHausmeineFrauMeinKind« auf. Er teilt nichts, das Wir will sich ihm bis in die Liebe hinein versagen. Die bürgerliche männliche Individualitätsform entläßt ihn allein mit Eigentumsrechten an Personen und Orten.

## Lehren

Das biographische Material gibt keine unmittelbaren Antworten auf die Neugierde, wie das politische System denn genau funktioniert habe, in welche Individualitätsform ein Politbüromitglied hineinzuwachsen hatte oder in welchen Männerformen das Gemeinwesen bewegt/erstarrt wurde. Erstaunlich anderes kommt zutage: Zum Beispiel, daß die Resultate der Französischen Revolution tatsächlich vierzig Jahre »übersprungen« wurden, indem die Oktoberrevolution mit ihren quasifeudalistischen ins Roh-Kommunistische gezwungenen antiindividuellen Kollektivvorstellungen eingehalten wurden. Immer wieder wird – in der Soziologie und Politologie – bloß bedauert, daß die umwälzenden Basisgruppen keine »herausragenden Führer« hervorgebracht haben; hier könnte sich vielleicht eine Begründung dafür finden lassen.

Auch etwas zu lernen gibt es, wenn sich mehr bemüht würde, den systemischen Paternalismus zu begreifen: in der ehemaligen DDR wurden bestimmte Erfahrungen der Bevölkerung staatlich verunmöglicht; die wachende Partei war auch die schützende Partei (ein Thema, das in der Belletristik immer wieder auftaucht). In der ehemaligen BRD konnten (in rechtsstaatlichen Grenzen) alle Erfahrungen gemacht werden, nur fehlte die Kompetenz, aus ihnen zu lernen. Aber nur aus Erfahrungen kann gelernt werden. Was wird die Folge sein, wenn diese unterschiedlichen individuellen Vergesellschaftungsmuster aufeinanderprallen?

Die Täuschungsmanöver der ehemaligen Macher der DDR könnten – positiv gewendet – Aufmerksamkeit ganz anderer Art erzeugen; Verheimlichung der

Privilegien, die mit der Teilhabe an der Macht verbunden waren, lenkt vielleicht den kritischen Blick auf alle Privilegien, die sich wesentlich als herrschaftssichernde Arbeitsteilungen herausstellen (neben der Anhäufung von materiellen Werten). Vaclav Havel ist bisher der einzige (Mann), der das Entlastende der neuen Macht benannte: Er muß nicht mehr einkaufen, in Schlangen anstehen und doch kein Fleisch bekommen, nicht mehr kochen, keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzen usw. Das ist um so erstaunlicher, als der ganz normale Politiker noch durch eine Frau – die er sich für diese Zwecke hält, und die sich wiederum eine andere Frau halten kann – von dieser Art von Wirklichkeit entfernt ist. Die problematisch gewordenen Privilegien bringen in jeder patriarchalisch strukturierten Gesellschaft feministische – und das meint jetzt gesellschaftsverändernde – Fragen auf den Plan. Die Biographien könnten also als Material gelesen werden, dem neue handlungsleitende Fragen abgewonnen werden.

### Literaturverzeichnis

- Brie, Michael, 1990: Marx und die Utopie vom Lande Kanaan. In: Villain (Hrsg.): Die Revolution verstößt ihre Väter. Zytglogge-Verlag, Bern
- Holzkamp, Klaus, 1980: Individuum und Organisation. In: Forum Kritische Psychologie 7. West-Berlin
- Janka, Walter, 1991: Spuren eines Lebens. Berlin
- Mayer, Hans, 1988: Ein Deutscher auf Wideruf. Bd.2. Frankfurt/M.
- ders., 1991: Der Turm von Babel. Erinnerungen an eine deutsche Republik. Frankfurt/M.
- Koestler, Arthur, 1991: Sonnenfinsternis. Wien
- Report der Untersuchungskommission zu den Ereignissen vom 7. und 8. Oktober 1989 in Berlin 1991: Und all diese verdammte Ohnmacht. BasisDruck-Verlag. Berlin
- Schabowski, Günter, 1991: Der Absturz. Berlin

Norbert Schmacke

## **Die Beschwörung von Lasten im Gesundheits- und Sozialwesen Zur Kontinuität der Ausgrenzung chronisch Kranker\***

Aus der Analyse der NS-Gesundheits- und Sozialpolitik heraus die Frage zu stellen, wie weit Theorie und Praxis der heutigen Medizin in ihrer geschichtlichen Entwicklung auch vor dem Hintergrund der NS-Verbrechen zu begreifen sind, läßt angesichts des Perfektionismus und der Brutalität der von der Tiergartenstraße 4 in Berlin aus geleiteten Mordaktionen nach wie vor Zögern aufkommen.<sup>1</sup> Derartige Fragen sind aber dennoch aus mehreren Gründen notwendig, wenn historische Forschung nicht als Auseinandersetzung mit abgeschlossenen geschichtlichen Epochen mißverstanden werden soll.

### **Das Fortwirken der Verdrängung**

Die nicht primär aus der etablierten Universitätsforschung stammenden Untersuchungen des zurückliegenden Jahrzehnts<sup>2</sup> haben herausgearbeitet, daß die Vernichtungsaktionen des NS-Systems keineswegs ausschließlich, vermutlich nicht einmal in erster Linie als Ausdruck gesellschaftlich organisierten Wahnsinns zu verstehen sind, daß vielmehr gerade in der sogenannten T4-Aktion ein therapeutisch motivierter Modernisierungsimpetus vorherrschte, welcher die Ermordung der »nichttherapierbaren«, vor allem der arbeitsunfähigen Patienten als integralen Bestandteil eines therapeutischen Gesamtkonzepts begriff, das auf der anderen Seite Heilung um jeden Preis anstrebte, wobei aggressive Therapiemethoden wie die Einführung des Elektro- (euphemistisch als Elektrokrampfbehandlung umschrieben) und des Insulinschocks der Trennung zwischen »Heilbaren« und »Unheilbaren« dienten.

Auf Grund der vorliegenden Forschungsergebnisse läßt sich heute nicht mehr bezweifeln, daß die Medizinverbrechen des NS-Systems nicht ohne ihre ideologischen und praktischen Vorläufer zu begreifen sind. Lange vor 1933 verschmolzen Biologismus, Sozialdarwinismus und ökonomistisches Denken in weiten Bereichen des Gesundheits- und Sozialwesens miteinander; der rassenhygienischen Ausmerzungsideologie, die unmittelbar zum Wegbereiter für die Tötungsaktionen in der NS-Zeit wurde, lag ein aus unterschiedlichen Quellen gespeister breiter gesellschaftlicher Konsens zugrunde. An dieser schrittweisen Preisgabe menschlicher Existenzberechtigung und der ebenfalls in Etappen erfolgenden Liquidierung der »Ballastexistenzen« waren maßgeblich Wissenschaftler, Ärzte und Psychiater beteiligt, die als idealistische Überzeugungstäter handelten und keineswegs zur Popularisierung und zur Teilnahme an der Vorbereitung und Durchführung von Massensterilisationen und Mordaktionen gezwungen werden mußten.<sup>3</sup>

Spuren der Kontinuität für die kritische Betrachtung der Gegenwart zu suchen, kann deshalb nicht ausschließlich bedeuten, erschreckende Parallelen aufzuzeigen, die es in der Nachkriegszeit immer wieder gegeben hat und bis heute gibt – die erstarkende Euthanasiedebatte, oft unter dem irreführenden Begriff der Sterbehilfe geführt, ist hierfür das vielleicht eindringlichste Beispiel.<sup>4</sup> Es gilt vielmehr vor

\* Überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrags am 24.3.1988 im Staatsarchiv Bremen im Rahmen der Ausstellung »Aktion T 4« 1939-1945 – die staatlich geplante und durchgeführte Vernichtung »lebensunwerten Lebens« im Nationalsozialismus.

allem, in der dialektischen Wechselwirkung von sozialer Realität und meinungsbildenden Theorien nach dem Grundverständnis zu fragen, mit dem das professionelle Gesundheits- und Sozialsystem chronisch kranken, nicht produktiven Gesellschaftsmitgliedern und all denen gegenübertritt, deren Leben immer wieder unter dem Gesichtspunkt der »Belastung« für die Gesamtgesellschaft thematisiert wird.

Die Frage nach der historischen Kontinuität trifft immer noch auf ein tiefes Bedürfnis nach Verdrängung geschichtlicher Wahrheiten. Es muß daran erinnert werden, daß in vielfältiger Weise NS-Täter in direkter Form nach dem Krieg mit wichtigen Aufgaben betraut blieben bzw. wieder wurden. Exemplarisch sei auf die Rolle des Psychiaters Villinger hingewiesen, der als T4- und Erbgesundheitsgerichts-Gutachter der NS-Zeit nach dem Krieg im Einvernehmen mit den US-Besatzungsbehörden ein neues Sterilisationsgesetz entwerfen konnte, das bei den »Indikationen« über das NS-Rassengesetz hinausging, der zu einem Nestor der Kinder- und Jugendpsychiatrie in der BRD wurde und in diesem Kontext an der Entwicklung der 1958 gegründeten »Lebenshilfe für geistig Behinderte« maßgeblich beteiligt war.<sup>5</sup>

Von der direkten Verleugnung der Schuld, die trotz aller gegenteiligen Beteuerungen bis heute anzutreffen ist, muß historisch der Bogen zu modernen Formen der »Vergangenheitsbewältigung« geschlagen werden, wie sie bei dem Präsidenten der Bundesärztekammer Vilmar anzutreffen sind. Getragen von einer breiten Zustimmung in der Ärzteschaft konnte Vilmar die Ablehnung der Kollektivschuld-These aus der unmittelbaren Nachkriegszeit für die aktuelle Debatte um die Rolle der Ärzteschaft im NS-Staat reaktivieren und dabei namhafte antifaschistische Wissenschaftler wie Mitscherlich und Kogon mittels sinnentstellender Zitate zu Kronzeugen einer neuen Apologetik umfunktionieren. Vilmar ging soweit, das Ausmaß der NSDAP-Mitgliedschaft der deutschen Ärzteschaft in Frage zu stellen und darüber hinaus für Parteimitgliedschaft »verständliche äußere Anpassung« geltend zu machen. Dabei standen letztlich die Beschwörung, die Vergangenheit einschließlich der Rolle von Ärzten bei den NS-Verbrechen dürfe niemals vergessen werden, und das Herunterspielen der konkreten Verantwortlichkeit der Ärzteschaft im konkreten Handeln wie bei der Entwicklung der Vernichtungsideologie losgelöst nebeneinander. Damit gewinnt die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit die Dimension einer Schlußbetrachtung.<sup>6</sup>

Nach wie vor ist in der Bundesrepublik die Bereitschaft gering, die Kontinuitätsfrage durch eine Auseinandersetzung mit jener furchtbaren »Normalität« anzugehen, die sich hinter den Barbareien der Konzentrationslager und Tötungsanstalten verbirgt. Die folgenden Überlegungen gehen davon aus, daß die Beschwörung der Lasten im Gesundheits- und Sozialwesen ein zentrales Moment der Vorbereitung der Vernichtungsaktionen war und die Analyse vergleichbarer Gedankenraster in der Gegenwart zu dem mühevollen Versuch gehören muß, das Wort vom Lernen aus der Geschichte nicht zur Floskel gerinnen zu lassen.

## **Der Mythos des Heilens**

Seit dem Aufkommen der naturwissenschaftlich dominierten Medizin verbindet sich in neuer Weise der Aufklärungs- und Fortschrittsoptimismus in der professionellen wie der gesamtgesellschaftlichen Debatte mit der Denkfigur von Heilbarkeit und Unheilbarkeit von Erkrankungen. Die psychologischen, sozialen, juristischen und ökonomischen Folgen dieser gedanklichen Trennung von »heilbaren« und »unheilbaren« Kranken werden trotz der Erfahrungen der NS-Zeit bis heute viel zu wenig reflektiert. Sowohl bei den Medizinern als auch in der breiten Öffentlichkeit wird die

Faszination des ärztlichen Berufs mit der *Heilung* von Krankheiten verknüpft. Das gesamte System der personellen und materiellen Ressourcen, der Ausbildung von Medizinstudenten und das nach wie vor unvermittelte Nebeneinander von Medizin und Pflege spiegeln dies tagtäglich wider.<sup>7</sup> Es wäre aber erforderlich, die unerbittliche Logik der T4-Aktion angesichts des ungebrochenen Fortschrittsglaubens einer Allmachtsphantasien erliegenden Medizin zu begreifen: die rigorose Trennung der mittels aktiver Therapie Heilbaren von den sogenannten unheilbar Kranken, die den Anspruch auf Behandlung verwirkt haben, da sie nurmehr als Last der Gesellschaft zu verstehen sind. Dies ist die von Ärzten der NS-Ära realisierte wahre Deutung des Jahrhundert-Themas von Binding und Hoche aus dem Jahre 1920: »Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens«.

Es gälte, die Psychodynamik präziser zu erforschen, die in ärztliches Denken und Handeln einfließt, wenn die Versprechen der Medizin auf Heilung nicht eintreffen. Fraglos handelt es sich hierbei um eine tiefe Kränkung der Therapeuten angesichts einer Vielzahl von Erkrankungen, die im Sinne des verkürzten Theorieansatzes eben nicht heilbar sind. Und vieles spricht dafür, daß therapeutische »Mißerfolge« die Suche nach radikaleren Lösungen beflügeln – ein Zusammenhang, der innerhalb der medizinischen Aus- und Weiterbildung nicht thematisiert wird. Und so reicht es nicht aus, den Mythos vom Heilen anzuklagen, ohne zugleich die Gewalt jener Begrifflichkeit zu benennen, die von dieser gewollten und partiell erzwungenen Trennung zwischen heilbaren und unheilbaren Kranken ausgeht.

Bis heute rangieren in der Werteskala des ärztlichen Selbstverständnisses spektakuläre diagnostische und therapeutische Eingriffe weit vor der Hinwendung zu jenen Patienten, deren Probleme offenkundig für den Prozeß der Professionalisierung von Ärzten (und anderen Therapeuten) nicht nur wenig attraktiv erscheinen, sondern oft auch schwerer auszuhalten sind; dies betrifft z.B. die Betreuung gebrechlicher Menschen in Pflegeheimen, die Versorgung chronisch-psychisch Kranker oder die Begleitung Sterbender. Der Psychiater Ehrhardt hat diese Problematik in einer der ersten umfassenden Arbeiten zur »Euthanasie« nach 1945 wie folgt gefaßt: »Wenn man aber schon im Interesse der humanitären Gemeinschaft, zur Pflege und Förderung des gemeinschaftsnotwendigen Prinzips der Gegenseitigkeit die Tötung der Schwachen und Kranken ablehnen muß, so erhebt sich die ganz konkrete Frage, wer die vielen Schwachsinnigen, Epileptiker, Geisteskranken und Senilen pflegen soll. Ob man diese schwierige Aufgabe jemals ohne den selbstlosen Einsatz gläubiger Idealisten bewältigen kann, erscheint doch sehr fraglich.« (Ehrhardt 1965, 52ff.)<sup>8</sup>

Bei Ehrhardt findet sich kein Wort über die Mißstände im Versorgungssystem der Anstaltspsychiatrie der sechziger Jahre, kein Wort über die Notwendigkeit und Möglichkeit der Unterstützung von Familienangehörigen und professionellen Helfern, kein Wort schließlich über die Geschichte der Ausgrenzung und Vernichtung eben dieser Patientengruppen im Zusammenhang mit dem therapeutischen Selbstverständnis deutscher Schulpsychiater. Die Kluft zwischen Medizin und Pflege, zwischen Therapieversprechen und Verwahrungspraxis bleibt somit gedanklich bestehen. Die Frage nach der Wertschätzung menschlichen Lebens für Ärzte, Psychiater und Therapeuten insgesamt wird in die Sphären der Religion geschoben, anstatt sie in den Mittelpunkt der Selbstreflexion zu stellen.

In scheinbarem Gegensatz hierzu fühlen Ärzte sich fast durchweg berufen, die Schlüsselrolle bei der Lösung ethischer Entscheidungskonflikte in Forschung, Diagnostik und Therapie einzunehmen. Dies findet in den letzten Jahren seinen Niederschlag in der rapiden Zunahme von sogenannten Ethik-Kommissionen. In seiner Analyse derartiger Kommissionen in US-amerikanischen Krankenhäusern unter

dem Titel »Hinter verschlossenen Türen« bezeichnet es Lo (1987) als Charakteristikum, daß durch den Ausschluß nicht-ärztlicher Berufsgruppen, der Patienten selber wie der Angehörigen der Kranke wieder ausschließlich als Objekt der Medizin begriffen wird.

Ethik-Kommissionen beschäftigen sich u.a. in zunehmendem Umfang mit der Frage der sogenannten Therapiebegrenzung bei gravierenden Erkrankungen. Die Zeitschrift *Lancet* berichtete 1987 über eine Fachtagung zu diesem Thema und hob hervor, daß die Willenserklärungen von Menschen zur Therapiebegrenzung (z.B. der Verzicht auf die Anwendung intensivmedizinischer Maßnahmen) oft im Zustand völliger Gesundheit abgefaßt werden. »Manche Personen«, so wörtlich, »treffen derartige Verfügungen nicht nur zum eigenen Schutz, sondern auch, weil sie ihren Angehörigen und Freunden keine lange Pflege- und Sorgezeit aufbürden wollen. Auch möchten sie nicht nutzlos Mittel des Gesundheitswesens in Anspruch nehmen und auf diese Weise anderen diese Mittel entziehen.« (Jennett 1988, 63)<sup>9</sup>

Es kann somit davon ausgegangen werden, daß die gesellschaftlich vorgegebenen Rahmenbedingungen im Umgang mit Schwerkranken, Pflegebedürftigen und Sterbenden in erheblichem Ausmaß die (sicher immer auch schon vielfältig präformierten) Einstellungen in der allgemeinen Bevölkerung wie auch bei den professionellen Helfern zu den Themen Langzeitpflege, Tod und Sterben prägen. Der ökonomische Rahmen des Gesundheitswesens wirkt über die Ebene der unmittelbaren Ressourcenzuteilung hinaus auch über die damit zusammenhängende Vermittlung von Erfahrungen in Aus- und Weiterbildung. Dies gilt insbesondere für die Entwicklung oder Hemmung schöpferischer Phantasie bei der Bewältigung gravierender Probleme in Medizin und Pflege.

### **Krankheit und Behinderung als soziale und emotionale Bedrohung**

Die Thematisierung der »Belastungen« des Gesundheitswesens durch chronisch Kranke bleibt auch heute – ungeachtet des Wandels im Morbiditätsspektrum – von großer Bedeutung. Die Medizingeschichte wird durchzogen von Prophezeiungen des sozialen und ökonomischen Kollapses durch »umsichgreifende« Massenerkrankungen. In den vorindustriellen Gesellschaften waren Pest und Syphilis Metaphern für den gesellschaftlichen Untergang. Im deutschen Kaiserreich und verstärkt in der Weimarer Republik wurden die tatsächlichen und vermeintlichen Erbkrankheiten zum Menetekel der fachinternen wie der gesellschaftlichen Debatten. In der Nachkriegsepoche wurde nach der Überwindung der ersten großen ökonomischen und sozialen Not das bis in die »AIDS-Ära« hineinreichende Theorem der Zivilisationskrankheiten aus der angloamerikanischen Diskussion übernommen. Wurden dabei einerseits die Verschiebungen im Spektrum der Krankheiten durch die Zurückdrängung der wichtigen Infektionskrankheiten wie der Tuberkulose unkritisch dem naturwissenschaftlichen Fortschritt in der Medizin zugeschrieben, so wurden andererseits die chronischen und degenerativen Erkrankungen immer stärker unter quasi kulturpessimistischen Gesichtspunkten gesehen. Eine eindeutige Zuspitzung erfährt diese Sichtweise nun durch die parallel sich entwickelnde Diskussion um die Verschiebungen in der Bevölkerungsstruktur, deren Beeinflussungsmöglichkeiten und gesellschaftliche Kosten. Und so tauchen in den achtziger Jahren in zunehmendem Umfang sowohl bei Politikern als auch Medizinern wieder grundlegende Zweifel an der Finanzierbarkeit des Gesundheits- und Sozialwesens auf. Der Bundesarbeitsminister sagte zur Verteidigung seiner Politik: »Kluge Leute haben errechnet, daß bei Fortsetzung dieser Expansion der Ausgaben die Krankenversicherung im Jahre 2098

das gesamte Bruttosozialprodukt in Anspruch genommen hätte.« (Blüm 1988) Der Begriff der Kostenexplosion im Gesundheitswesen wird zu einer fast durchgängig akzeptierten Denkfigur; es wächst ein Szenario der Überbürdung der Gesellschaft durch Alte, Kranke und Behinderte. Die tatsächlich vorhandene Veränderung in der Altersstruktur der Bevölkerung bietet Anlaß zu unterschiedlichsten Hochrechnungen, mit wievielen hilfs- und pflegebedürftigen alten Menschen die Gesellschaft konfrontiert sein wird. Für die USA schwanken die Schätzungen über die Zahl alter Menschen, die im Jahre 2000 intensive Langzeitbetreuung und -pflege benötigen, zwischen 9 und 15 Millionen! In der Debatte steht dabei in allen entwickelten Industriegesellschaften mit hoher durchschnittlicher Lebenserwartung die senile Demenz zunehmend im Mittelpunkt des medizinischen und öffentlichen Interesses. Mit Erschrecken wird in einer Welle von Publikationen zur sogenannten Alzheimer-Krankheit konstatiert, daß mehr als 15 Prozent der über 85jährigen dement und damit in hohem Maße hilfsbedürftig seien.<sup>10</sup> Die in der Tat oft extrem schwierige Situation gerade für Angehörige altersverwirrter Menschen wird konstatiert, ohne funktionierende Modelle der Entlastung und der Rehabilitation angemessen zu fördern. Zugleich taucht in der medizinischen Debatte wieder das Fortschrittsparadigma auf: große Hoffnungen werden in der Alzheimer-Forschung auf tierexperimentelle Studien gesetzt, welche den Ansatz der Implantation von Nervenzellen in das zentrale Nervensystem verfolgen und in Aussicht stellen, daß der Weg der Transplantation gesunden Nervengewebes eines Tages auch für die Behandlung von Alzheimer-Patienten nutzbar gemacht werden könnte.<sup>11</sup> Der Diskurs in der Fachwelt und in der interessierten Öffentlichkeit setzt auf spektakuläre medizinische Interventionen, die beim heutigen Wissensstand aus wissenschaftlicher Sicht als vage, in der ethischen Bewertung zugleich jedoch als hochproblematisch einzustufen sind.

So unbestreitbar ist, daß der Prozentsatz alter und hochbetagter Menschen in Gesellschaften wie der Bundesrepublik Deutschland weiter zunehmen wird, so irrational sind die Szenarien, denen zufolge die gesellschaftlichen Ressourcen in Kürze von einem Heer vollständig pflegebedürftiger alter Menschen verbraucht werden. Das in diesem Zusammenhang wieder auflebende Bild der Siechenheime verstärkt vorhandene Ängste und produziert Ratlosigkeit und Gefühle von erdrückender Belastung. Die Entwicklung nicht-stationärer Modelle von Hilfen und Pflegen im Alter wurde lange fast ausschließlich unter dem Blickwinkel der Kostendiskussion betrachtet; erst in den letzten Jahren gewinnt die Diskussion um die Schaffung abgestufter Versorgungsmodelle von häuslicher Pflege über Tagespflege, Kurzzeitpflege bis hin zur dauerhaften stationären Pflege langsam an Raum, wobei die ab 1991 geschaffenen zusätzlichen Finanzierungswege für ambulante Pflege auf dem Boden des Gesundheitsreformgesetzes überwiegend der partiellen Entlastung der Kostenträger der Sozialhilfe zugute kommen sollen und allenfalls als bescheidener erster Schritt in Richtung der finanziellen Absicherung von Langzeitpflege im häuslichen Bereich bezeichnet werden können. Eben an dieser Frage wird sich maßgeblich entscheiden, ob es gelingt, die sozialrechtlich sanktionierte Trennung von Krankheit und Pflegebedürftigkeit, von »Heilbarkeit« und »Unheilbarkeit« erstmals fundamental aufzuheben.

Von der Öffentlichkeit weitgehend unbeachtet werden bereits wieder radikale Lösungen gedacht und vorgestellt. So referierte 1985 der Bevölkerungswissenschaftler Jürgens auf einer Tagung der Jungius-Gesellschaft in Hamburg unter dem Thema »Regulation, Manipulation und Explosion der Bevölkerungsdichte«. Jürgens stellte Berechnungen hinsichtlich der »Alterslastquote« und der nicht mehr finanzierbaren



Renten und Gesundheitsleistungen an und schlug als denkbaren Ansatz zur Beseitigung des »Altenberges« vor, man müsse »den Tod zur Disposition stellen«. Er brachte seinen Vorschlag mit dem Aussetzen alter Menschen bei den Eskimos und mit der japanischen Kulturtradition des »Selbstmordes aus Verantwortung« in Verbindung. Für derartige Maßnahmen, so Jürgens, müsse man in Deutschland allerdings zuvor die »Sozialethik manipulieren«.<sup>12</sup>

Derartige menschenverachtende Denkweisen zeigen, wie berechtigt die Sorge der Kritiker der gegenwärtigen Euthanasie-Debatte in der Bundesrepublik ist. Nach Dörner (1987) steht zu befürchten, daß bei Fortsetzung des eingeschlagenen Weges eine soziale Erwartungshaltung in der Bevölkerung entstehen könne, wonach alle Behinderten, Unheilbaren oder alten Menschen es für anständig halten müssen, sich von den medizinischen Vertretern der Wissenschaft den Tod geben zu lassen.

Hier sei noch einmal an die Schrift von Binding und Hoche aus dem Jahr 1920 erinnert. »Gibt es Menschenleben, die so stark die Eigenschaft des Rechtsgutes eingebüßt haben, daß ihre Fortdauer für die Lebensträger wie für die Gesellschaft dauernd allen Wert verloren hat?« fragte der Jurist Binding. Und gemeinsam mit dem Psychiater Hoche bejahte er die Frage für Krebskranke, Tuberkulöse, tödlich Verwundete und für die »unheilbar Blödsinnigen«, die auch mit den Begriffen »leere Menschenhülsen« und »Ballast-Existenzen« belegt wurden. Hoche schrieb 1923 in einem Lehrbuch der Psychiatrie (Binswanger/Siemerling 1923, 245): »Die Pflege von vielen Tausenden geistig Toter bedeutet eine ungeheure Belastung eines Volksorganismus, der mit dem wirtschaftlichen Untergang kämpft, ohne daß irgendwelche Gegenwerte in Rechnung gesetzt werden könnten. Eine verfeinerte Sittlichkeit einer hoffentlich nicht zu fernen Zukunft wird die Vernichtung des völlig lebensunwerten Lebens gutheißen.«

Erinnert werden muß auch an die Absicht des NS-Regimes, die offenkundig kriminelle T4-Aktion durch eine gesetzliche Regelung der »Euthanasie« abzulösen. Der Gesetzentwurf trug den Titel »Gesetz über die Sterbehilfe bei unheilbar Kranken«. Im § 1 hieß es: »Wer an einer unheilbaren, sich oder andere stark belästigenden oder sicher zum Tode führenden Krankheit leidet, kann auf sein ausdrückliches Verlangen mit Genehmigung eines besonders ermächtigten Arztes Sterbehilfe durch einen Arzt erhalten.« Im § 2 wurde formuliert: »Das Leben eines Menschen, welcher infolge unheilbarer Geisteskrankheit sonst lebenslänglicher Verwahrung bedürfen würde, kann durch ärztliche Maßnahmen, unmerklich für ihn, beendet werden.«<sup>13</sup> Getötet werden sollte, wer nach längerer stationärer Beobachtung unter Anwendung sämtlicher zur Verfügung stehender moderner Therapieverfahren als absolut leistungsunfähig und »unheilbar« zu bezeichnen war. Grundlegender Widerspruch wurde in den Beratungen von keinem der konsultierten Experten geäußert.

Für die Frage nach der Kontinuität bezüglich der heutigen Euthanasie-Debatte erscheint weiter notwendig, sich an die Popularität des 1940/41 in Zusammenarbeit mit der Kanzlei Hitlers entstandenen Films »Ich klage an« zu erinnern. In diesem Film wurde die Frage der »Sterbehilfe« an Hand des fortgeschrittenen Krankheitsbildes einer an multipler Sklerose leidenden Arztfrau und eines nach Überleben einer Hirnhautentzündung erblindeten, tauben und schwer geistig behinderten Mädchens thematisiert.<sup>14</sup> Die Analyse dieses Propagandafilms führt zu der entscheidenden Erkenntnis, daß (bis heute) in den Debatten um die sogenannte Sterbehilfe die Tötung auf Verlangen und die Tötung von Menschen, deren Lebenswert auf Grund von Behinderungen von anderen als gering erachtet wird, unauflösbar miteinander verbunden werden. Auch für die aktuelle ethische Diskussion um Fragen der Intensivmedizin zu Beginn und am Ende menschlichen Lebens sowie für die mit hohen

Emotionen besetzte Auseinandersetzung um die »Erlösung« von unbeherrschbaren Schmerzen und Leiden gilt es festzuhalten, daß mit dem Begriff Sterbehilfe von den Verfechtern einer Änderung der gültigen Strafbestimmungen Tötung gemeint ist, und daß die Frage, »Tötung auf wessen Verlangen?«, berechtigterweise auf die Unfähigkeit und fehlende Bereitschaft hinweist, schweres Leiden und gravierende Behinderungen auszuhalten. Ihre gefährliche Kraft gewinnt die nicht endende Debatte um die Sterbehilfe wiederum durch die Amalgamierung ökonomischer Überlegungen mit dem Herausstellen des vermeintlich nicht beherrschbaren individuellen Leids.<sup>15</sup> Letzteres Leitthema bringt immer wieder auch Juristen dazu, das Tötungstabu durch gesetzliche Ausnahmen zu durchbrechen. So sprach sich 1986 der deutsche Juristentag zwar grundsätzlich gegen eine Änderung des Strafgesetzes aus, beschloß aber zugleich: »Es empfiehlt sich, bei der Tötung auf Verlangen gesetzlich die Möglichkeit vorzusehen, daß das Gericht von Strafe absehen kann, wenn die Tötung zur Beendigung eines unerträglichen Leidenszustandes vorgenommen worden ist.«<sup>16</sup> Daß sich das Leidensmotiv in bestimmten kritischen historischen Phasen nur zu gern mit ökonomistischen und sozialdarwinistischen Gedanken zusammenfinden konnte, wird bis heute weder von den Medizinern noch von den Juristen mit der erforderlichen Schärfe gesehen. In einem Land wie Holland scheint in den letzten Jahren offensichtlich unter dem moralischen Schild von Mitleid und mit dem Verweis auf ein vermeintlich weithin artikuliertes Bedürfnis nach Tötung auf Verlangen eine der größten Euthanasieaktionen der Neuzeit begonnen zu haben, von der theoretischen und gesellschaftlichen Ausgangssituation sicher weit entfernt von der Denkwelt der NS-Sozialdarwinisten, de facto aber mit einer beängstigenden Dynamik, in der »Indikations«-Grenzen und Motivationen nur scheinbar eindeutig gewahrt bleiben können.<sup>17</sup>

### **AIDS: Prüfstein der Lernfähigkeit**

Bestimmten bis vor wenigen Jahren Äußerungen über die veränderte »Alterspyramide« und die Kosten des medizinischen Fortschritts insbesondere im Bereich der Intensivmedizin die Diskussion um die »Überforderung« des Gesundheits- und Sozialwesens, so gewinnt heute immer mehr die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit AIDS an Bedeutung. Dabei finden sich in beängstigender Dichte sämtliche irrationalen Raster nebeneinander, die in der Vergangenheit radikalen »Lösungen« zum Durchbruch verhelfen konnten. Die Angst vor einer uferlosen Ausbreitung dieser Erkrankung findet ihren Niederschlag und ihre Reaktionen in allen gesellschaftlichen Bereichen. Forscher und Gesundheitsbehörden operieren entgegen allen üblichen Verfahren der Epidemiologie bei AIDS mit kumulativen Statistiken.<sup>18</sup> Ein rationales Aufklärungsprogramm über Hauptübertragungswege und Schutzmöglichkeiten wird immer wieder durch panikschürende Berichte über hypothetische oder unbedeutende Infektionswege konterkariert. AIDS wird zum Menetekel, in welchem die Schrecken von Pest, Cholera und Syphilis zusammengeführt werden. Unter einer brüchigen Decke von Toleranz schaffen sich Abscheu und Haßgefühle gegenüber Homosexualität immer wieder Platz, wobei die »perverse« Sexualität in doppelter Weise vom common sense mit Aggressionen belegt wird: Gilt die Erkrankungshäufigkeit unter homosexuellen Männern einerseits quasi als Strafe für »unnatürliches« Verhalten, so richtet sich das angstbesetzte Interesse der breiten Öffentlichkeit vor allem auf die Frage, in welchem Umfang HIV-Infektionen in die Gesamtbevölkerung »einbrechen«.

Gleichzeitig lassen sich sowohl in der Laien- wie der Fachpresse Stellungnahmen finden, welche die ins Unermeßliche steigenden Kosten für die Behandlung der AIDS-Patienten beschwören, ohne plausible Begründungen zu liefern, warum für die entwickelten Industrienationen AIDS eine grundsätzlich neue Dimension für die Finanzierbarkeit des Gesundheitswesens darstellen sollte.<sup>19</sup> In nur scheinbarem Gegensatz hierzu steht das unzureichende Problembewußtsein dafür, mit welchen massiven *zusätzlichen* Problemen im Bereich Prävention und Therapie von HIV-Erkrankungen die armen Regionen der Welt zu kämpfen haben.

Die Gefahr der Ausgrenzung von HIV-Infizierten und AIDS-Kranken auf dem Boden von Vorurteilen und Ängsten wurde von Osborn (1988, 447) wie folgt beschrieben: »Von Überreaktionen beherrschte politische Strategien sind in der Gefahr, Mauern um kranke Menschen herum zu bauen und sie zu quälen, und auch die gefestigte Demokratie wird vielleicht nicht stark genug sein, solchen ausgrenzenden Kräften zu widerstehen.« Auf derartigem Boden wachsen nicht allein Bestrafungsphantasien, Plädoyers für Reihenuntersuchungen und namentliche Meldepflicht, diese angstgesteuerte gesellschaftliche Entwicklung bereitet vielmehr zugleich den Weg zu »Euthanasie«-Überlegungen. Es ist kein Zufall, daß der Promotor der Sterbehilfe-Debatte in der Bundesrepublik, der Arzt J. Hackethal, in Massenmedien bereits die Tötung von AIDS-Kranken in fortgeschrittenen Krankheitsstadien gefordert hat. Es liegt auf der Hand, daß derartige Forderungen u.a. dadurch an Durchsetzungskraft gewinnen können, daß ein beträchtlicher Teil von AIDS-Kranken in bestimmten Phasen der Erkrankung erhebliche Anforderungen an die medizinische und pflegerische Betreuung stellt und daß bei einem ebenfalls nicht kleinen Teil der Kranken durch den Befall des Zentralnervensystems die eigene Entscheidungsfähigkeit und die Kontrolle über vitale Lebensfunktionen aufgehoben sein kann. Am Umgang mit diesen Kranken wird sich erweisen, ob unsere Gesellschaft in der Lage ist, wirkliche Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen. Dies würde bedeuten, vorhandene positive Erfahrungen bei der Betreuung Schwerstpflegebedürftiger aufzugreifen und damit durch *Handeln* der Beschwörung von vermeintlich unlösbaren Problemen entgegenzuwirken.<sup>20</sup>

Der Weg zur Bewältigung schwerwiegender Probleme in der medizinischen wie pflegerischen Betreuung von Patienten wie der Gruppe der AIDS-Kranken wird aber nicht allein durch ökonomische Überlegungen blockiert. Es geht eben ganz wesentlich auch um die Infragestellung eingeschliffener Verhaltens- und Denkstrukturen bei den professionellen Helfern. In einer Darstellung der Hospiz-Bewegung in den USA wird in diesem Zusammenhang u.a. darauf aufmerksam gemacht, daß Ärzte zwar gern schwerpflegebedürftige Patienten, darunter in den letzten Jahren viele AIDS-Kranke, zur Hospizbetreuung überweisen, daß sie sich aber in der konkreten Betreuung dieser Patienten oft der unmittelbaren Verantwortung entziehen. Die Autoren stellen fest, daß dies maßgeblich dadurch zu erklären sei, daß Ärzte grundsätzlich Schwierigkeiten im Umgang mit Sterbenden haben. Ärzte müßten deshalb in ihrer Ausbildung lernen, nicht nur Krankheiten zu kurieren, sondern sich gleichermaßen um diejenigen Patienten zu kümmern, die sie im schulmedizinischen Sinne nicht »heilen« können. Schließlich, so die Schlußfolgerung der Autoren, müßten Ärzte vor allem verstehen lernen, »warum sterbende Patienten bei ihnen so starke Beunruhigung auslösen« (Bulkin/Lukashok 1988, 378).

### **Gesellschaftlicher Reichtum und Polarisierung**

In der medizinischen Fachliteratur der USA werden die Grundkonflikte des Gesundheits- und Sozialwesens wesentlich klarer analysiert und der wissenschaft-

lichen wie vermittelt damit auch der allgemeinen Öffentlichkeit dargelegt.<sup>21</sup> Auch hier findet sich ganz ähnlich wie in der Bundesrepublik zunächst die Herausstellung der ökonomischen Belastungen durch die rasanten Fortschritte in der medizinischen Forschung, Diagnostik und Therapie. Die sozialen Folgen dieses Prozesses stellen sich für die Bevölkerung der USA ungleich gravierender dar als in der BRD, da der Zugang zu gesundheitlichen Dienstleistungen infolge des Fehlens eines starken Sozialversicherungswesens ohnehin bereits zum Teil erheblich erschwert ist. Dies gilt nicht nur für relevante Teile der nichterwerbstätigen Bevölkerung; auch unter den in regulären Beschäftigungsverhältnissen Stehenden hat in den achtziger Jahren der Prozentsatz der Nichtversicherten zugenommen. Insgesamt verfügen heute ca. 15 Prozent der US-Amerikaner nicht über eine Krankenversicherung im Sinne weitgehender Abdeckung gesundheitlicher Risiken. Demgegenüber hat die insgesamt zu verzeichnende Kostenausweitung weder den Gesundheitszustand noch die Versorgungssituation positiv beeinflusst. Bei der Lebenserwartung der männlichen Bevölkerung belegen die USA Rang 15, bei der weiblichen Bevölkerung Rang 7 und bei der Säuglingssterblichkeit Rang 13 in der Welt. Beschäftigte mit geringem Einkommen geben bis zu 25 Prozent ihres Budgets für Gesundheit aus. In der Reagan-Ära hat sich insgesamt der Zugang zu medizinischen Leistungen durch staatliche Mittelkürzungen verschlechtert, das Heer von schlecht bis gar nicht versorgten chronisch Kranken ist gewachsen. Die Gesellschaft produziert somit maßgeblich die Probleme, die dann als nicht mehr bezahlbar und nicht mehr lösbar erscheinen. In einer Gesellschaft mit einem gigantischen und weiter wachsenden medizinisch-industriellen Komplex geraten international anerkannte Grundprinzipien der Betreuung geriatrischer Patienten und chronisch-psychisch Kranker zunehmend ins Wanken. Häusliche Krankenpflege wird von den verschiedenen Kostenträgern nur unzulänglich finanziert, Alten- und Pflegeheime mit oft schlechter Qualität haben dann den Charakter von Endstationen für Langzeitpatienten.

Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Psychiatrie-Reform in den USA. Unter dem Stichwort »Enthospitalisierung« wurde die Zahl der psychiatrischen Betten von 1955 bis 1985 von 560 000 auf 116 000 reduziert. Gleichzeitig wird übereinstimmend kritisiert, daß die ambulanten sozialpsychiatrischen Dienste auch nicht annähernd in der Lage sind, die entstehenden Versorgungsdefizite aufzufangen. Visotsky (1987, 1662) schrieb hierzu: »Das Problem besteht in der Beschaffung von politischen, behördlichen und finanziellen Ressourcen, die notwendig sind, um eine solche Langzeitbetreuung zu erreichen.« Gleichzeitig stellt er betroffen fest: »Das Stigma psychischer Krankheit, das in der jüngsten Vergangenheit an Brisanz abgenommen hatte, hat sich nun wieder verstärkt mit dem öffentlichen Hervortreten schwerkranker Patienten ohne angemessene Zuwendung, Schutz, Nahrung und Pflege, Patienten, die auf unseren Straßen herumirren oder schlafen.« Eben dieser gesellschaftlich hervorgerufene Teufelskreis wird zur schier unüberwindlichen Hürde bei der Integration der am stärksten benachteiligten chronisch-psychisch Kranken. So verschieden die Situation in der BRD auch sein mag und trotz unbestrittener Fortschritte durch die hiesige Psychiatrie-Reform seit den siebziger Jahren bestehen auch hier massive Defizite fort, gegen deren Beseitigung immer zentral das Kostenargument ins Feld geführt wird. Die zunehmende Verelendung eines großen Teils der Langzeit-Drogenabhängigen in den letzten Jahren belegt im Kontext der Wohnungsproblematik und des Defizits an Therapieangeboten einmal mehr, wie die Beschwörung der Lasten und fatalistische Grundpositionen ineinandergreifen, während andere extrem kostenintensive Bereiche des Gesundheitswesens, wenn vielleicht auch nicht undiskutiert, so doch im Kern unangetastet bleiben.<sup>22</sup>

Der Begriff der Kostenexplosion im Gesundheitswesen ist in der Bundesrepublik mittlerweile zu einem festen Bestandteil des allgemeinen Bewußtseins geworden, obwohl sich zeigen läßt, daß die Gesamtausgaben – mißt man sie an der Entwicklung des Bruttosozialprodukts – seit 1975 relativ stabil geblieben sind. Forschung im Feld des Gesundheitssystems läßt sich seit einigen Jahren überhaupt nur noch im Kontext der ökonomischen Implikationen realisieren, sieht man von einigen Randbereichen ab. Weiter hat sich der Terminus des »Anspruchsdenkens« der Bevölkerung und der Patienten zu einem Schlüsselbegriff in der Wahrnehmung der Probleme des Gesundheitswesens entwickelt. Dabei wird trotz gewisser Versuche, auch den großen »Leistungsanbietern« bzw. »-verursachern« Planungsgrößen vorzugeben, von den relevanten Entscheidungs- und Kostenträgern in der Gesellschaft hingenommen bis begrüßt, daß die massive Förderung der Medikalisation des Lebens maßgeblich vom ökonomischen Interesse großer Industriezweige bestimmt wird. Gesundheits- und Sozialpolitik setzt insoweit heute mehr denn je auf die Regulierungskraft des Marktes; die erheblichen strukturellen und qualitativen Probleme im Gesundheitssystem der gescheiterten sozialistischen Länder scheinen den Vertretern der Marktwirtschaft im Gesundheitswesen zunächst in vollem Umfang Recht zu geben.

Ein Blick in die USA könnte angesichts der erheblich polarisierteren Situation gegenüber den Verhältnissen in der Bundesrepublik Deutschland deutlich machen, wie weit die Schere zwischen hochqualifizierten medizinischen Angeboten und absoluter Unterversorgung in diesem Marktgeschehen klaffen kann. Dabei würde rasch deutlich werden, wie brisant die Thematisierung der Ressourcenverteilung im Gesundheitswesen unter der Leitfrage der Kostenexplosion und/oder des Anspruchsdenkens ist. Geht es doch im Kern nicht um den Versuch einer notwendigen Diskussion über den humanen Einsatz moderner diagnostischer und therapeutischer Verfahren im Kontext einer Prioritätendebatte. Die Nutzung der hochspezialisierten Medizin mit all ihren fragwürdigen Implikationen stand und steht für Bevölkerungsschichten mit hohem Einkommen und ausreichender Versicherung nicht zur Diskussion. Vielmehr muß befürchtet werden, daß mit dem Schüren von Emotionen gegen eine vermeintliche Luxusmedizin und den Mißbrauch gesundheitsdienstlicher Leistungen das Niveau für die Basisversorgung abgesenkt werden soll. Mögen auch die Partikularinteressen der großen Leistungsanbieter zunächst noch dominierend bleiben, so ist bereits unübersehbar, daß die Träger der Sozialhilfe immer spürbarer unter dem Diktat der Verwaltung der Armut stehen, wenn auch zu Recht eingewendet werden kann, daß heute das Prinzip einklagbarer Sozialleistungen wirkt und somit *beliebige* Absenkungen auch im Bereich der Kranken- und Altenversorgung im Gegensatz zu den Zeiten der früheren Wohlfahrtspflege nicht ohne weiteres durchsetzbar sind. Dennoch kalkuliert die gegenwärtige Sozialpolitik in der Bundesrepublik die Verschärfung der Zweiteilung des sozialen Systems, das sich an der langfristigen Teilhabe an der Erwerbsarbeit orientiert, bewußt ein. Wer den Anforderungen der Arbeitswelt nicht ausreichend lange oder gar nicht gewachsen ist, wird auf die Leistungen der Sozialhilfe verwiesen, deren Finanzierungsspielraum ohne grundsätzliche Veränderungen bei der Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums in den nächsten Jahren erheblich enger werden wird. Ein wichtiger Prüfstein wird die Frage der Herstellung und Sicherung qualifizierter ambulanter wie stationärer Pflege bleiben, wobei die Dimension dieses Problems bislang entweder verdrängt oder dämonisiert wird.<sup>23</sup>

## Die Chance des Begreifens der Geschichte

Die Frage nach dem Fortwirken gesundheits- und sozialpolitischer Traditionen der NS-Zeit läßt sich sicher nicht sinnvoll bearbeiten, wenn diese Epoche als hermetisch abgeschlossener Zeitraum verstanden wird. Insoweit wirkt auch die Begrenzung der Betrachtungsweise auf die offenkundigen Barbareien im NS-Deutschland, an denen Ärzte in erheblichem Umfang beteiligt waren, nach wie vor erkenntnishemmend. Zugleich muß aber weiterhin die Wahrnehmung und Analyse des vollen Umfangs der Menschenvernichtung im NS-Staat als unzureichend bezeichnet werden.

So behutsam das Mittel des unmittelbaren Vergleichs mit der Ideologie und Praxis des NS einzusetzen ist, so sicher ist auch, daß wir verpflichtet sind, nach den Wurzeln rassenhygienischen und ökonomistischen Denkens und dem Fortbestehen derartiger Überzeugungen zu fragen. In der gegenwärtigen Zeit einer tiefen und langdauernden sozialökonomischen Krise in der Bundesrepublik vor dem Hintergrund der globalen ökologischen Katastrophe und des Beginns neuartiger weltweiter Bevölkerungswanderungen, welche zunehmend in die Metropolen hineinwirken, wird es erforderlich bleiben, die permanente Beschwörung der Belastungen unseres Gesundheits- und Sozialsystems zu decouvrieren, um so frühzeitig wie möglich neuen »radikalen« Lösungsversprechungen entgegentreten zu können. Daß derartige Anstrengungen auch mit Erfolgen verbunden sein können, wofür exemplarisch die relativ breite Abwehr der Ausgrenzungs- und Quarantänephantasien des Politikers Gauweiler und trotz aller Rückschläge auch die Erfolge der Sozialpsychiatrie-Bewegung seit den siebziger Jahren genannt werden sollen, kann gegen einen historischen Fatalismus immun machen. Die Gegenwart läßt sich aber ohne das Wissen um die zwölfjährige NS-Herrschaft und deren Entstehung weder begreifen noch fortentwickeln. Dies ist der entscheidende Erkenntnisschritt bei der Frage nach der historischen Kontinuität. Diese Frage wird uns auch nach dem November 1989 nicht loslassen.

## Anmerkungen

- 1 Aus der umfangreichen Literatur zur sog. T4-Aktion sei stellvertretend verwiesen auf Aly (1987).
- 2 Exemplarisch sei hingewiesen auf Ebbinghaus (1984), Klee (1983) und Roth, Aly (1984).
- 3 Zum Gesamtzusammenhang s. u. a. Baader (1984), Bock (1986), Nowak (1980), Weingart/Kroll/Bayertz (1988), Weiss (1989).
- 4 Zur zeitgeschichtlichen Betrachtung der »Euthanasie«-Debatte s. zuletzt umfassend Klee (1990).
- 5 Zur Rolle Villingers in der NS-Zeit s. Klee (1983); danach hat Villinger bei der Erfassung zur Tötung wohl eher hinhaltend agiert, während er von der Sinnhaftigkeit des »Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« vollständig überzeugt war. Zu seiner Funktion bei der Schaffung eines neuen Sterilisationsgesetzes nach 1945 s. Schmacke/Güse (1984) sowie Villinger selbst (in: Ehrhardt/Villinger 1961); es wird deutlich, daß Villinger die Notwendigkeit eines »eugenischen« Sterilisationsgesetzes auch nach 1945 sah, daß er negative gesundheitliche Folgen der Zwangssterilisationen ausschloß, entsprechend gegen Entschädigungsleistungen plädierte und insofern offenbar auch keine Veranlassung sah, im zitierten Handbuch der Psychiatrie von 1961 seine eigene Rolle während der NS-Zeit zu erwähnen.
- 6 Zu Vilmars Äußerungen im Zusammenhang mit dem Deutschen Ärztetag 1987 s. ausführlicher Schmacke (1987); zur Stereotypie des Kollektivschuld-Diskurses s. zuletzt Giordano (1987, 257-279). Vilmars Äußerungen sind nachzulesen in den Hefen 18, 22 und 31/32 (1987) des Deutschen Ärzteblattes. Es bleibt einer intensiveren Studie vorbehalten, Vilmars parallel zu verzeichnende Argumentation *gegen* den Ökonomismus im Gesundheitswesen, insbesondere in der aktuellen Euthanasie-Debatte, zu würdigen.
- 7 Es wird gelegentlich argumentiert, die in den achtziger Jahren gewachsene Selbsthilfebewegung im Gesundheitswesen habe im Sinne grundsätzlicher Infragestellung des etablierten Systems der

Gesundheitsversorgung erfolgreich gewirkt. Es ist hier nicht der Ort, die Reichweite des Selbsthilfedankens zu erörtern. Es sei aber die These gewagt, daß die erstaunliche und im Kontext der Entprofessionalisierung ermutigende Vielfalt von Selbsthilfegruppen das Grundverständnis des Gesundheitssystems nicht zu erschüttern vermocht hat.

- 8 Ehrhardt, Schüler Villingers, vertrat in derselben Arbeit die für die damalige Zeit typische Auffassung, daß von einer generellen Verantwortung der deutschen Schulpsychiatrie für die T4-Aktion nicht die Rede sein könne: »Einzelne Ärzte ohne Gewissen hat es immer und überall gegeben und wird es immer geben« (Ehrhardt 1965, 41f.). Zu Ehrhardts Rolle bei der Entwicklung des neuen Irrationalismus in der Euthanasiediskussion bis Anfang der siebziger Jahre s. Güse/Schmacke (1976, Bd. 2, 429-432).
- 9 In der BRD beschäftigten sich die zumeist an den medizinischen Fakultäten der Universitäten oder bei den Landesärztekammern angesiedelten Ethik-Kommissionen fast ausschließlich mit Fragen der Forschung, hierbei mit starkem Akzent auf pharmakologischen Studien. Ethische Fragen des Umgangs mit diagnostischen und therapeutischen Konfliktsituationen werden vom etablierten Gesundheitswesen bislang kaum systematisch beleuchtet. Zur Bestandsaufnahme der bisherigen Ethik-Kommissionen s. Daele/Müller-Salomon (1990).
- 10 Es wäre eine eigene Untersuchung wert, den aktuellen Diskurs um die angenommene nosologische Entität »Alzheimer-Krankheit« aufzuarbeiten. Es handelt sich um eine Ausschluß-Diagnose; die publizierten Zahlen über die Zunahme im letzten Jahrzehnt sind aus zahlreichen methodischen Gründen mit großer Zurückhaltung zu betrachten (unbeschadet der Tatsache, daß mit zunehmender durchschnittlicher Lebenserwartung in entwickelten Gesellschaften die Zahl altersverwirrter Menschen zunimmt).
- 11 Eine umfangreiche Übersicht über die internationale Literatur zur Alzheimer-Krankheit bieten Schreier/Biedert 1988.
- 12 Jürgens, H.W., Von der vorindustriellen zur industriellen Gesellschaft: Eine bevölkerungswissenschaftliche Perspektive. Vortrag gehalten auf einer Tagung der Jungius-Gesellschaft in Hamburg am 16.11.1985. Zit. n. Weiß (1986), der als erster umfassend auf die akademische Karriere und das Wirken von Jürgens hingewiesen hat (so habilitierte Jürgens z.B. über »Asozialität als biologisches und sozialbiologisches Problem«).
- 13 Die Entstehungsgeschichte dieser Legalisierungs-Planungen ist bei Roth/Aly (1984) nachzulesen; dem Dokumentenanhang kann entnommen werden, wie bereitwillig sich psychiatrische Experten an dieser Debatte beteiligten. Der Wortlaut der einzelnen Paragraphen wurde von Roth/Aly rekonstruiert (Stand der vermutlichen Schlußfassung vom Oktober 1940). Das Gesetz wurde nicht verabschiedet.
- 14 Hierzu vor allem Roth (1985); der Stellenwert dieses Films für die Gegenwart wird weiter ausführlich von Ebbinghaus (1985) beleuchtet.
- 15 Zu diesem allgemeinen Zusammenhang auch Wunder (1988). Damit ist die Frage berührt, die bereits Schulte (1965, 74) thematisierte: Schon vor der Epoche des NS-Staates wurde anfangs das Mitleid mit dem Kranken *vorgegeben* und vom *Gnadenod* gesprochen.
- 16 Zit. n. Deutsches Ärzteblatt 83 (1986), 3275.
- 17 Schätzungen gehen davon aus, daß in Holland seit Anfang der achtziger Jahre 2000 bis 10000 Patienten jährlich aktiv von Ärzten umgebracht werden, nach einem offenbar breit gesellschaftlich tolerierten Kodex ohne eindeutige gesetzliche Regelung. (Als Kriterien werden absolute Freiwilligkeit, Hoffnungslosigkeit der Krankheitssituation und Überprüfung der »Indikation« durch einen zweiten Arzt genannt.) Die Aussagen stützen sich auf Pence (1988), de Wachter (1989) und Singer/Siegler (1990). Es ist natürlich nicht auszuschließen, daß in anderen Gesellschaften und Staaten das Ausmaß derartiger Aktivitäten vergleichbar ist, ohne daß es eine derart breit geführte Fach- und Laiendiskussion gibt.
- 18 Ein Aufzaddern von Erkrankungshäufigkeiten des Herzinfarktes oder des Bronchialkarzinoms würde die Problematik dieses Vorgehens sofort deutlich machen; hierzu in diesem Kontext u.a. Rosenbrock (1986).
- 19 Kirchberger hat in diesem Kontext u.a. auf die Parallele der Finanzierung der Dialysebehandlung terminal niereninsuffizienter Patienten hingewiesen, eine Therapieform, die Ende der sechziger Jahre ebenfalls unter dem Kostengesichtspunkt breit diskutiert wurde, die in der Anfangsphase älteren und multimorbiden Patienten vorenthalten wurde und die auch heute noch unter dem Gesichtspunkt »Dialyse oder Transplantation« im Blickfeld ökonomischer Debatten steht, die aber für Gesellschaften wie die BRD zu einem festen Bestandteil der Gesundheitsversorgung geworden ist (Kirchberger 1988). Derartige Erfahrungen werden in der aktuellen AIDS-Debatte

- selten adäquat berücksichtigt. So ist z.B. das ansonsten eher aufrüttelnde Memorandum der AIDS-Kliniker Helm und Stille ein Beispiel apokalyptischer Wendung realer Probleme: »Bestimmte private Versicherungen (Lebensversicherung, Krankenversicherung) werden durch AIDS nicht mehr kalkulierbar und finanzierbar sein ... Mit dem Thema AIDS sind aber auch vitale Interessen der Banken tangiert. Wenn 10 Prozent der potentiellen Immobilienkäufer gestorben sind, ein weiterer hoher Prozentsatz chronisch krank oder entmutigt ist, dann scheint es unausbleiblich, daß zumindest auf längere Sicht der Immobilienmarkt durch AIDS kollabieren wird.« (Stille/Helm 1987, 239)
- 20 Auf die innerhalb kurzer Zeit erworbenen positiven Erfahrungen im Umgang mit HIV-Patienten sei deshalb nachdrücklich hingewiesen. Derartige ermutigende Erfahrungen in einer enorm bedrückenden Gesamtsituation wurden für die BRD erstmals konzentriert in dem von Jäger (1987) herausgegebenen Kongreßband festgehalten.
  - 21 Die Darstellung folgt hier Arbeiten aus dem *New England Journal of Medicine* im Zeitraum 1985-1989. Warum das Niveau derartiger Betrachtungen in der medizinischen Literatur der BRD so unvergleichlich viel niedriger ist und welchen Effekt derartige Publikationen auf die Gestaltung des Gesundheitswesens haben, wäre eine eigene Untersuchung wert.
  - 22 Zum Abriß der Situation in den USA wird verwiesen auf Blumenthal u.a. (1986), Bulkin u.a. (1988), Mündinger (1985), Relman (1980), Thurow (1985), Mechanic u.a. (1987).
  - 23 Einen guten Überblick über die Problematik des gegliederten Systems der Betreuung pflegebedürftiger Menschen im ambulanten und stationären Bereich liefert die Dokumentation »Pflegebedürftigkeit in der Bundesrepublik – Daten zur Gesundheits- und Sozialpolitik« in den Heften 11/1987, 1. 2 u. 4/1988 der Zeitschrift *demokratisches gesundheitswesen*. Zuletzt auch Bäcker (1990).

## Literaturverzeichnis

- Aly, G. (Hrsg.). 1987: Aktion T4 1939-1945. Die »Euthanasie«-Zentrale in der Tiergartenstr. 4. Berlin
- Baader, G., 1984: Die Medizin im Nationalsozialismus. Ihre Wurzeln und die erste Periode ihre Realisierung 1933-1938. In: Pross, Ch. u. R. Winau (Hrsg.). Nicht mißhandeln. Berlin, 61-107
- Bäcker, G., 1990: Pflegenotstand: Soziale Absicherung bei Pflegebedürftigkeit – ein weiterhin ungelöstes Problem. In: Jahrbuch für Kritische Medizin, Bd.15. »Gesundheitsreform und die Folgen« (AS 190), 46-63
- Binding, K., und A. Hoche. 1920: Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Leipzig
- Binswanger, O., und F. Siemerling. 1923: Lehrbuch der Psychiatrie. Jena
- Blüm, N., 1988: »Der Zug fährt auf den Abgrund zu.« Der Spiegel 10, 21-23
- Blumenthal, D., u.a., 1986: The Future of Medicare. In: The New England Journal of Medicine 314, 722-728
- Bock, G., 1986: Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik. Opladen
- Bovensiepen, G., 1989: Die Wiederkehr des Verdrängten in der Sprache – Vergleich von Sprachdokumenten der NS-Medizin mit Sprachdokumenten der AIDS-Debatte. In: Das Schicksal der Medizin im Faschismus – Internationales wissenschaftliches Symposium europäischer Sektionen der IPPNW 17.-20. November 1988, Erfurt/Weimar (DDR), Neckarsulm, 327-330
- Bulkin, W., und H. Lukashok, 1988: Rx for Dying: The Case for Hospice. The New England Journal of Medicine 318, 376-378
- Daele, W. van den, und H. Müller-Salomon, 1990: Die Kontrolle der Forschung am Menschen durch Ethikkommissionen. Stuttgart
- Dörner, K., 1987: Euthanasie gestern – Sterbehilfe heute? Deutsches Ärzteblatt 84, 2020-2024
- Ebbinghaus, A., 1984: Kostensenkung, »Aktive Therapie« und Vernichtung. Konsequenzen für das Anstaltswesen. In: Ebbinghaus, A., u.a., Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg. Hamburg, 136-146
- Ebbinghaus, A., 1985: Sterbehilfe – Tötung auf wessen Verlangen? Mitteilungen der Dokumentationsstelle für NS-Sozialpolitik 1. Heft 7/8, 3-22
- Ehrhardt, H., 1965: Euthanasie und Vernichtung »lebensunwerten« Lebens. Stuttgart
- Ehrhardt, H., und W. Villinger. 1961: Forensische und administrative Psychiatrie. In: Psychiatrie der Gegenwart, Bd. III. Berlin, Göttingen, Heidelberg, 235-247
- Giordano, R., 1987: Die zweite Schuld oder Von der Last ein Deutscher zu sein. Hamburg
- Güse, H.G., und N. Schmacke. 1976: Psychiatrie zwischen bürgerlicher Revolution und Faschismus (2 Bd.). Kronberg
- Jäger, H. (Hrsg.), 1987: AIDS. Psychosoziale Betreuung von AIDS- und AIDS-Vorfeldpatienten. Stuttgart
- Jennett, B., 1968: Entscheidung zur Therapiebegrenzung (Tagungsbericht). The Lancet (dt. Ausg.) 2, 62-64
- Katzman, R., 1988: Alzheimer's Disease. The New England Journal of Medicine 314, 964-973
- Kirchberger, S., 1988: AIDS – Ein Szenario in fünf Jahren. Unveröff. Ms.
- Klee, E., 1983: »Euthanasie« im NS-Staat. Die »Vernichtung lebensunwerten Lebens«. Frankfurt/M.
- Klee, E., 1990: »Durch Zyankali erlöst«. Sterbehilfe und Euthanasie heute. Frankfurt/M.



- Lo, B., 1987: Behind Closed Doors: Promises and Pitfalls of Ethic Committees. The New England Journal of Medicine 317, 46-50
- Mechanic, D., und L.H. Aiken, 1987: Improving the Care of Patients with Chronic Mental Illness. The New England Journal of Medicine, 317, 1634-1638
- Meyer, J.F., 1988: »Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens« von Binding und Hoche im Spiegel der deutschen Psychiatrie vor 1933. In: Der Nervenarzt 59, 85-91
- Mundinger, M.O., 1985: Health Service Funding Cuts and the Declining Health of the Poor. The New England Journal of Medicine 313, 44-47
- Nowak, K., 1980: »Euthanasie« und Sterilisation im »Dritten Reich«. Göttingen
- Osborn, J.E., 1988: AIDS: Politics and Science. The New England Journal of Medicine 318, 444-447
- Pence, G.E., 1988: Do Not Go Slowly into That Dark Night: Mercy Killing in Holland. American Journal of Medicine 84, 139-141
- Relman, A.S., 1980: The New Medical Industrial Complex. The New England Journal of Medicine 303, 963-970
- Rosenbrock, R., 1986: AIDS kann schneller besiegt werden. Hamburg
- Roth, K.H., 1985: Filmpropaganda für die Vernichtung der Geisteskranken und Behinderten im »Dritten Reich«. Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, Bd. 2, 125-193
- Roth, K.H., und G. Aly, 1984: Das »Gesetz über die Sterbehilfe bei unheilbar Kranken«. Protokolle der Diskussion über die Legalisierung der nationalsozialistischen Anstaltsmorde in den Jahren 1938-1941. In: Erfassung zur Vernichtung: Von der Sozialhygiene zum »Gesetz über Sterbehilfe«. Berlin, 101-179
- Schmacke, N., und H.G. Güse, 1984: Zwangssterilisiert – Verlugnet – Vergessen. Zur Geschichte der nationalsozialistischen Rassenhygiene am Beispiel Bremen. Bremen
- Schmacke, N., 1987: Die neue Selbstsicherheit – Der Präsident der Bundesärztekammer bewältigt die Vergangenheit. In: 1999 – Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 4, 167-170
- Schreiter, U., und S. Biedert, 1988: Die Alzheimersche Krankheit: Befunde und Hypothesen. Der Nervenarzt 59, 73-84
- Schulte, W., 1965: »Euthanasie« und Sterilisation im Dritten Reich. In: Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus, hrsg. v. A. Flitner. Tübingen, 73-89
- Singer, P.A., und M. Siegler, 1990: Euthanasia – A Critique. The New England Journal of Medicine 322, 1881-1883
- Stille, W., und E.B. Helm, 1987: Memorandum: Die aktuellen Konsequenzen. AIDS-Forschung 2, 237-240
- Thurow, L.G., 1985: Medicine versus Economics. The New England Journal of Medicine 313, 611-614
- Visotsky, H.M., 1987: The Great American Roundup. The New England Journal of Medicine 317, 1662-1663
- Wächter, M.A.M. de, 1989: Active Euthanasia in the Netherlands. JAMA 262, 3316-3319
- Weingart, P., J. Kroll und K. Bayertz, 1988: Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland. Frankfurt/M.
- Weiss, S.F., 1989: Die Rassenhygienische Bewegung in Deutschland, 1904-1933. In: Der Wert des Menschen. Medizin in Deutschland 1918-1945. Hrsg. v.d. Ärztekammer Berlin in Zusammenarbeit mit der Bundesärztekammer. Berlin, 153-173
- Weß, L., 1986: Hans Wilhelm Jürgens, ein Repräsentant bundesdeutscher Bevölkerungswissenschaft. In: Der Griff nach der Bevölkerung. Aktualität und Kontinuität nazistischer Bevölkerungspolitik. Hrsg. v. H. Kaupen-Haas. Nördlingen, 121-145
- Wunder, M., 1988: Sterbehilfe. Tötung auf wessen Verlangen? mabuse 13, 46-55

## Podium Progressiv

**Michelle Grégoire**  
(Hrsg.)

### **Neofaschismus**

Dokumente aus  
dem Bundestag  
104 S., br., DM 9.-

**Thomas Friedrich**  
"Welch eine Kraft  
es gab, als Stalin  
sprach"

Personenkult und SED  
100 S., br. DM 9.-

**Richard Schwarz**  
**Aspekte einer  
neuen**

### **Machttheorie. Michel Foucault**

44 S., br., DM 4.-

**Peter Bierl**  
**Rosa Luxemburg -  
Die rote Demokratie**

112 S, br., DM 9.-

**Bergmann/Kessler**  
(Hrsg.)

### **Aufstieg und Fall der Komintern**

250 S., br., DM 19,80

**Malycha/Hedeler**  
**Die Stallisierung  
der SED**

100 S., br., DM 9.-

**Michelle Grégoire**  
**Eine Archäologie  
der West-PDS**

60 S., br., DM 5.-

**PDS/Linke Liste, Postfach 3346, 6500 Mainz**

## Der ausgeblendete Krieg

### Eine Spurensuche in Neuerscheinungen zu Golfkrieg und Nahost

Der zweite Golfkrieg ist aus den Schlagzeilen verschwunden. Was wissen wir heute über seine tieferen Ursachen und seinen Anlaß, die Okkupation Kuwaits? Was ist das Neue an seinem Verlauf und den Methoden der Kriegsführung? Welche Bilanz ist zu ziehen, der Opfer und Zerstörungen, der politischen Wirkungen im Nahen Osten und in den Nord/Süd-Beziehungen? Die Spurensuche wird nicht nur durch die Zensur der Medien erschwert, deren Wirkung Brie (13f.) mit den Schatten in Platons Höhlengleichnis vergleicht, die den im Dunkeln gefesselt Dasitzenden als die Dinge selbst erschienen. Noch mehr blockiert die Illusion, »daß die eigentlichen Schlachten geistig geschlagen wurden« (Brie, 12), den Blick auf Hintergründe und Zusammenhänge. Zurecht hat Narr (in: Mattes 232) darauf hingewiesen, wie weit die Emotionalität und Entschiedenheit der Stellungnahmen und ihre unzureichende Informationsbasis auseinanderklafften. Deshalb wird die Hauptarbeit dieser Spurensuche sein, Selbstverständlichkeiten zu erschüttern und Fragen festzuhalten, die ein Jahr nach Kriegsende immer noch nicht beantwortet sind.

#### »Krieg der Erinnerungen«?

Im Gegensatz zu Richter und Mitscherlich-Nielsen, die in der Furcht und im Mitleid der deutschen Friedensbewegung des Januar 1991 Indikatoren für einen »globalen Verantwortungssinn« (Stein, 19) und einen erfolgreichen Lernprozeß aus der Geschichte sehen (177), beobachtet Brumlik als stärkstes Motiv die Wiederkehr des Traumas des amerikanischen Bombenkriegs 1944/45. Die »eigentümliche Besorgtheit über die irakische Bevölkerung – im Unterschied zur ausbleibenden Angst um das von Irak bedrohte Israel« (Brumlik, 37) artikuliert Diner schon als »implizite und in überaus komplexen Formen, also verstohlen(e), Solidaritäten mit Saddam Hussein« (Diner, 37). Nach dem Ende des Kalten Krieges und des Systemgegensatzes entlade sich endlich »der historisch tradierte und affektgeladene Distanzierungsstau dem Westen gegenüber« (80). Ein Pazifismus, der mit der Parole kein Blut für Öl (Brie, 41, 43, 325) den »angelsächsischen« Gegensatz von »wohlmeinender politischer Moral und blankem, menschenfeindlichem Materialismus« (Diner, 66) zu entlarven meine, enthalte selbst »ein gerüttelt Maß an Identifikation mit der in ihm abgewehrten Vergangenheit« (70), ja, sei sogar »verstellter Antisemitismus« (62). Dem »Nie wieder Krieg!« der einen setzen so die anderen mit Blick auf den Irak »Nie wieder Faschismus!« entgegen, mit einer Hitler-Analogie, die weniger auf Auschwitz (Enzensberger) als auf München Bezug nimmt (Diner, 66ff.; Brie, 193ff.). In Israel, wo die Hilflosigkeit und Angst hinter Gasmasken und in abgedichteten Zimmern über Generationen hinweg verborgene Holocaust-Erfahrungen wieder erstehen ließen (Diner, 73; Brie, 18ff., 186f.), waren es die deutschen Gaslieferungen *und* die Antikriegsdemonstrationen, die die Unterschiede zwischen dem Heute und dem Damals auflösten (Diner, 75). Aber genau an diesen Unterschieden muß festgehalten werden. Bei aller Einfühlung und Betroffenheit, die Böhme im Dialog zwischen Deutschen und Juden anläßlich des Grass-Kaniuk-Gesprächs einklagt (in: Stein, 209ff.), es hilft doch nur die »rationale Analyse« des wirklichen und nicht des imaginären Kriegs. Werden die Erschütterungen und kollektiven Verarbeitungsversuche

des Krieges im Westen, in Deutschland und Israel (von der arabischen Welt und vom Süden nicht zu reden) nur als Wiederkehr von Verdrängtem dechiffriert, bleibt auch das reale Geschehen in Nahost unverständlich. Im Zuge einer Betrachtung, die nicht sofort grundsätzlich Stellung beziehen und – spiegelbildlich zu den Bellizisten – psychologische Kriegführung, Zerstörung der Vernunft (Thielen, 12f., 35) und Kniefall vor dem Kapital (170) denunzieren will, werden sich die Argumente der Kriegsbefürworter: Schutz Israels, Schaffung einer Neuen Weltordnung (Brie, 57ff., 115, 130; Bush am 17.1.91 in: Krell, 211), Wiederherstellung des Völkerrechts (Brie, 81ff., 188), westliche Zivilisation (46ff., 145) – dennoch als Münzen einer Währung erweisen, die von Anfang an nicht gedeckt war.

### Konturen der neuen Weltordnung

Nicht die Illusion vom schmerzlosen chirurgischen Eingriff zeichnet den Golfkrieg als ersten »elektronischen Krieg« aus: Präzisionsgesteuerte Bomben (8,4 % aller abgeworfenen – Albrecht, 140), lückenlose Luftaufklärung und Tarnkappenbomber kündigen militärisch risikolose Interventionsmöglichkeiten des Nordens an, dem Mythos von der irakischen als der viertstärksten Armee zum Trotz. Die Wirkung auf die Zivilbevölkerung (49 000 bis 76 000 getötete Zivilisten sind nur Näherungswerte – Schmähling, 84f.), ob durch Flächenbombardement oder Vernichtung der Infrastruktur, bleibt katastrophal: Noch heute sterben täglich Hunderte infolge von Seuchen und fehlender ärztlicher Versorgung (Berichte der IPPNW-Ärzte Gottstein und Enge-Bastien in: Stein). 50 Prozent der 120 000 getöteten irakischen Soldaten fielen allein während des einhundertstündigen Landkriegs, mehr Opfer eines Gemetzels als einer Schlacht (Schmähling, 81ff.). Eine Bilanz der Zerstörungen und ihrer mittelbaren Folgen fehlt. Wie viele bei den Rebellionen der Schiiten und im Kurdengebiet getötet und vertrieben wurden, wie viele Palästinenser Opfer von Todesschwadronen im befreiten Kuwait wurden, ist unbekannt. Millionen Arbeitsmigranten verloren auf Grund des Krieges ihre Existenz: sei es, daß sie schon vor Kriegsbeginn aus Kuwait und dem Irak flohen, sei es, daß sie nach der Rückkehr des Sabah-Regimes ausgewiesen wurden. Mittelbar wirkt sich der Krieg damit auf die Wirtschaft der Palästinenser (noch verstärkt durch die besonders rigide Ausgangssperre und Unterdrückungsmaßnahmen in den Besetzten Gebieten, aufgelistet von Abu Shakrah in: Mattes, 114ff.), Jordaniens, Ägyptens, des Yemen und anderer asiatischer Staaten aus. Der Rauch der Ende 1991 gelöschten Ölbrände hat zwar nicht zu schockartigen Veränderungen in der Atmosphäre mit einem nuklearen Winter vergleichbaren Wirkungen geführt (Müller, 269), doch sind die ökologischen Folgen für die Region und das globale Klima noch unabsehbar: Absinken der Temperatur, Zerstörung von Lebensräumen, ölhaltiger Regen, vergiftete Luft mit der Gefahr einer erhöhten Krebsrate und Erbgutveränderungen (264f.).

Hat der Krieg Aussichten auf die Lösung der vielfältigen Nahostprobleme eröffnet? Die Szenarien der Mitarbeiter der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung vom Frühjahr 1991, denen gemeinsam ist, daß sie nicht »... aus dem Golfkrieg auf die 'Machbarkeit' von Kriegen in der Weltordnung der neunziger Jahre« (Brock in: Krell, 190) schließen wollen, bleiben eigentümlich abstrakt und klammern konkrete Akteure und Verwirklichungsbedingungen weitgehend aus. Ein Blick auf den Kurdenaufstand im Irak, den Ibrahim (in: Stein) und Ofterdinger (in: Mattes) rekonstruieren, zeigt, warum im Umgang der USA mit diesem Konflikt zurecht ein erster Prüfstein für die neue Weltordnung gesehen wurde. Der Aufruf an die irakische Bevölkerung zum Sturz Saddams, die Verweigerung eines Dialogs mit den

Kräften der Opposition, die Billigung des Einsatzes irakischer Hubschrauber bei der Aufstandsbekämpfung und schließlich doch die Entscheidung einer Eingreiftruppe in den Nord-Irak machen deutlich, daß auch »nach vierzehn Jahren halbherziger und teilweise dilettantischer Nahostpolitik« (Krell, 158) kein Konzept für eine Friedenspolitik existiert. »Es scheint, als ob die verheißene neue Ordnung ... aus den alten arabischen Eisenkäfigen und den festgefrorenen und erstarrten Blöcken des arabischen status quo ... rekonstruiert werden soll«, vermutete der syrische Intellektuelle Sadiq al-Azm schon vor Kriegsausbruch (in: Mattes, 192).

Weder Demokratisierung noch effiziente Rüstungskontrolle stehen im Nahen Osten auf der Tagesordnung; noch nicht einmal über die Ausschaltung chemischer und atomarer Rüstungskapazitäten im Irak besteht Gewißheit. Die ersten Runden der Nahostkonferenz, deren Rahmenbedingungen Helga Baumgarten beschreibt (108ff.), haben über prozedurale Fragen nicht hinausgeführt. Daß die Dynamik des Prozesses, wie Diner meint, langfristig zur Trennung der besetzten Gebiete von Israel führen wird (127), bleibt zweifelhaft: Bald wird es auf Grund der fortgesetzten israelischen Siedlungspolitik kein Land mehr für Frieden geben. Und selbst ein »Sieg« Israels ist fragwürdig angesichts der neuen Gefahren, die Elend, Verzweiflung und Radikalisierung der Palästinenser ankündigen. Es sei ein Jahr nach der Annexion Kuwaits sinnlos zu fragen, wo die neue Weltordnung sei, man müsse in Jahren, Jahrzehnten denken (Brumlik, 150). Woher dann die Gewißheit, daß der Golfkrieg zu ihrer Durchsetzung notwendig war?

Die Mehrzahl der amerikanischen Sicherheitsexperten hält auch nach dem Sieg, der nur unter Ausnahmebedingungen möglich gewesen sei, an einem Konzept 'multipolarer Strukturen' fest (Wöhlert, 281f.). Der Krieg hat die heftige inneramerikanische Debatte um den Niedergang der USA als Welthegemon nicht beendet (Kubbig, 86f.; Brie, 112f.). Ob er tatsächlich die Voraussetzungen dafür verbessert hat, den »eigentlichen, den 'ökonomischen Krieg'« (K. Philipps in: Brie, 116) gegen Japan und Deutschland zu gewinnen, der die Verbesserung von Infrastruktur, Sozial- und Bildungswesen sowie eine Energiepolitik, die diesen Namen verdient, voraussetzt (Brie, 124f.), muß bezweifelt werden.

Scherrer beleuchtet die Ölpolitik der USA, die ein wesentlicher Faktor für den Aufbau ihrer Vormachtstellung nach dem Zweiten Weltkrieg und deren Krise seit den siebziger Jahren darstellt. Vor diesem Hintergrund sei die Theorie der »imperialen Überdehnung« (Paul Kennedy) dergestalt zu modifizieren, daß militärische Stärke (und Sicherung billiger Ölzufuhr) den ökonomisch erforderlichen Umstrukturierungsprozeß hinauszögern kann (133). Ob damit das erneute Übergewicht der Militärmächte gegenüber den ökonomischen Giganten dauerhaft gesichert ist? »Japan sollte ... der Welt demonstrieren, daß die Schaffung einer demokratischen Gesellschaft mit einer ... minimierten Rüstung der Königsweg zur Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft ist«, folgert Nishikawa aus dem Golfkrieg (zit. in: Brie, 162). Doch der Minister Naohiro Amaya weiß es besser: »Es gibt keine freie Welt und kein freies Handelssystem, wenn es die USA nicht für uns erhalten« (zit. in: Scherrer, 132).

Daß für diese die militärische Option von Anfang an Priorität besaß, belegen Äußerungen von Generalstabschef Powell im nationalen Sicherheitsrat Anfang August 1990 (Salinger, 111, 118) und von Bush, Baker und Cheney in den Debatten des Herbstes (Kubbig, 89ff.). Dies spricht gegen Kubbig's These, daß die entscheidende Wende in der US-Politik vom Embargo zur Kriegsvorbereitung erst mit der Erklärung Bushs vom 30. Oktober 1990 (Verdopplung der Streitkräfte) erfolgt sei. Die Frage, »ob die US-Regierung die Sanktionspolitik selbst ernst genommen hat«,

erweist sich als rhetorisch: »Möglicherweise hielt sie sie nur so lange für gut, bis die Truppenstationierung abgeschlossen war.« (91) Deutlichstes Indiz hierfür ist die Verschiebung der US-amerikanischen Kriegsziele, die vom Schutz Saudi-Arabiens vor einer angeblich bevorstehenden weiteren Invasion über den Schutz der amerikanischen Ölimporte, der »Befreiung« Kuwaits bis zur Zerstörung des irakischen Militärpotentials reichen (90).

Die Resolution 678, mit der der Weltsicherheitsrat die Anti-Saddam-Koalition ermächtigte, »alle erforderlichen Mittel einzusetzen«, ist nach Ferdowsi und Opitz als Akt der Selbstentmündigung zu interpretieren. Indem man auf die Anwendung des Artikels 42 der UN-Charta verzichtete, der die Koordination und Kontrolle einer militärischen Intervention durch den Weltsicherheitsrat explizit vorschreibt (Krell, 123ff.), gab man den USA vom Ablauf des Ultimatums an die alleinige Entscheidung über die Kriegsführung in die Hand. Wenn Thielen gegen die Auffassung von Habermas, die USA würden nur stellvertretend und vorübergehend die neutrale Rolle einer Polizeistreitmacht der UNO übernehmen, polemisiert, hat er dieses *quid pro quo* im Auge (Thielen, 16f.). Er übersieht jedoch, daß dadurch im Unterschied zu *containment* und *counterinsurgency* früherer Jahrzehnte eine Legitimation gelang, wie sie seit dem Zweiten Weltkrieg keine US-geführte Intervention mehr gekannt hat.

### Die vermeidbare Invasion

Als Hauptursache des zweiten Golfkriegs gilt die Besetzung Kuwaits durch den Irak am 2. August 1990. Vier Faktoren lassen sich bei der Lektüre von *Krieg am Golf* (französische Originalfassung vom Februar 1991) herausgearbeiten: (1) Die Krise beginnt mit dem Ende des irakisch-iranischen Kriegs, den der Irak noch im Interesse und mit finanzieller Unterstützung der Golfstaaten führte (Salinger, 7ff.). Schon im Februar 1990 forderte Saddam Hussein deshalb die Streichung seiner Schulden von Kuwait und Saudi-Arabien (13). Beim Gipfel der Arabischen Liga in Bagdad am 28. Mai beschuldigte er Kuwait des Wirtschaftskriegs gegen sein Land (35ff.; Bulloch, 158ff.) und fügte schließlich mit dem Memorandum vom 16. Juli die Vorwürfe von Grenzverletzungen und illegaler Ölförderung im Rumailafeld hinzu (43f.). (2) Kuwait ist auf Grund seiner intransigenten Haltung für die Eskalation der Krise mitverantwortlich, indem es jegliche Kredite verweigerte (41, 45f.) und Zugeständnisse bei der Ölpreispolitik mit dem Hinweis, man werde sich nicht an die Absprachen halten, konterkarierte (Bahadir, 115). Noch am 1. August wurde in Dschidda um eine Milliarde Dollar gefeilscht (Salinger, 74f.). Ein Dokument über die Zusammenarbeit zwischen Kuwait und dem CIA legt nahe, daß man sich der US-Unterstützung sicher glaubte (221ff.). (3) Die ambivalente Haltung der USA gegenüber Irak bestärkte diesen in seinen Okkupationsplänen. Dies ist nicht nur durch das mittlerweile weit verbreitete Gesprächsprotokoll der Begegnung Saddams Husseins mit der amerikanischen Botschafterin Gaspie am 25. Juli dokumentiert (umfangreiche Auszüge in: Salinger, 49ff.); bereits die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen 1984, die Verhinderung von Sanktionen angesichts des Giftgasangriffs auf Halabja 1988 (Bulloch, 26; 145f.) und noch nach der Vernichtungsdrohung gegenüber Israel am 2. April 1990 (Salinger, 26ff.) zeigt, wie weit die US-Administration in ihrer Unterstützung für den Irak ging. (4) Schließlich ist das Mißlingen einer »arabischen Lösung« der Krise auf den massiven Druck der bereits zur Truppenentsendung entschlossenen USA auf Ägypten und Saudiarabien zurückzuführen (151ff.). Offen bleibt freilich die Frage, ob die *Katastrophe* tatsächlich hätte verhindert werden können, wenn die USA schon vor dem 2. August eindeutige Signale an Saddam aus

gesandt, die Kuwaitis einen Kompromiß akzeptiert oder die arabischen Staaten mehr Zeit für eine Vermittlungslösung gehabt hätten. Was auch immer Saddam letztlich zu seinen gravierenden Fehleinschätzungen führte, der Druck der internen ökonomischen Probleme, die Angst vor einem israelischen Angriff, die Unsicherheit über die globalen Kräfteverhältnisse: »Es war eine Mischung aus Ohnmacht und Allmacht ... die das Schicksal Kuwaits besiegelte.« (Karsh/Rautsi in: Krell, 62)

Hottinger (in: Nirumand, 40) bestreitet den Charakter der Kuwaitkrise als eines Nord-Südkonflikts in der Region: auch der Irak gehöre zu den reichen Golfstaaten, die armen Länder Ägypten und Jordanien fänden sich in entgegengesetzten Lagern. Die Entwicklungen der arabischen Staaten in den achtziger Jahren und ihre Zusammenschlüsse sieht er durch den Nahostkonflikt strukturiert, der mit der Intifada, dem Rückzug der Sowjetunion aus der Region und der massenhaften Einwanderung sowjetischer Juden nach Israel eine neue Zuspitzung erfährt (29ff.). Für Bahadir bildet dagegen die Golfregion mit dem aus der Furcht vor Iran 1981 gegründeten Golfkooperationsrat, aus dem der Irak herausgehalten werden sollte, den Schwerpunkt der arabischen Politik in den achtziger Jahren (Nirumand, 102ff.). Er zeigt außerdem, daß die bei Salinger vernachlässigte Frage des Ölpreises einen wichtigen Grund für die Okkupation Kuwaits darstellt. Danach hätten Saudi-Arabien und Kuwait sowohl von den Ölshocks der siebziger Jahre (108ff.), vor allem aber vom Preisverfall ab 1985, zu behaupten, daß der von Saddam auf dem Erdölministertreffen am 27. Juli 1990 durchgesetzten Strategie »eine gewisse ökonomische Rationalität nicht abgesprochen werden kann« (116).

### **Der Staat des Baath – Eine Entwicklungsdiktatur?**

Aus der durch sicheren Machtinstinkt und rücksichtslose Gewaltanwendung bestimmten Biographie Saddam Husseins wurde mehrfach versucht, die irakische Politik im Golfkrieg zu erklären (Bulloch, 58ff.; Nirumand, 17ff.). Wie aber lassen sich die Strukturen und Politikformen einer Gesellschaft begreifen, die einen »Kleinstadtgangster« (Bulloch, 60) an die Macht brachten? Wie kam es, daß aus einer revolutionären Bewegung, die 1958 eines der reaktionärsten Regimes der Region hinwegfegte, eine solche Diktatur hervorgehen konnte? Sluglett und Faruk-Sluglett (engl. 1987, dt. mit neuem Schlußkapitel) zeichnen die Stationen der Transformation nach: 1. die Geschichte des vorrevolutionären Irak, gekennzeichnet durch den Gegensatz von Großgrundbesitzern und Kompradoren auf der einen, aus den Mittelschichten rekrutierten Militärs und einer kommunistisch geführten Massenbewegung auf der anderen Seite (41ff.). 2. das Regime Qasims, geprägt durch einen Machtzuwachs der Kommunisten, die, obwohl erfolgreichste Partei ihrer Art in der arabischen Welt überhaupt, nur noch vor der Eroberung der Macht zurückzuschreckten (1958-63, Kap.2), 3. das erste Baathregime von 1963, dessen Anfang und Ende bereits durch blutigen Terror markiert ist, als mit Hilfe von Listen des CIA Tausende kommunistischer Kader umgebracht wurden (97ff.). 4. Die Übergangsphase der Aref-Brüder (105ff.), in der sich eine Rückkehr zur vorrevolutionären Ära andeutete, schließlich 5. das zweite Baathregime seit 1968, das sich in eine Phase der Konsolidierung (1968-72, Kap.4), der Zerschlagung der inneren Opposition (1975-80, Kap.5 und 6) und – unter der Alleinherrschaft Saddams – der Expansion (seit 1980, Kap.8, 9) untergliedern läßt.

Der Aufstieg Saddam Husseins wird zunächst begünstigt durch die Strukturen einer Partei, die keine Massenbasis hat, sondern sich aus rivalisierenden Clans zu-

sammensetzt (102f.); nach dem Putsch von 1968 bleibt er als der zweite Mann und Schwiegersohn des Präsidentsenten al-Bakr im Hintergrund (146ff.). Nach dem gescheiterten Putsch des Geheimdienstchefs Kzar 1973 nimmt er die Sicherheitsdienste unter feste Kontrolle (172ff.), über die er seine Übernahme der Präsidentschaft 1979 vorbereitet (216ff.). Durch Ausspielen der verschiedenen Gruppen sichert er sich die Loyalität des Revolutionären Kommandorats und kann 1980 sogar ein Parlament wählen lassen. Diese Analyse wird nicht von der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung abgekoppelt: Der Autonomievertrag mit den Kurden 1970 (138ff.), die zeitweilige Annäherung an die Kommunisten (152ff., 161ff.), die Verstaatlichung der Ölindustrie 1972 (157f.) und eine antiimperialistische Außenpolitik in dieser Zeit stellen sich als taktische Zugeständnisse dar, die mit der Festigung der Kontrolle über die Armee, dem Arrangement mit dem Iran 1975 und den größeren Verteilungsspielräumen durch den Ölboom überflüssig werden (Kap.4 und 5). Was als Mafia begann, führt in einer Kombination aus Terror, Taktik und Business zu politischer Herrschaft und mündet in einen Sonderfall des Staatskapitalismus.

Am Beispiel des syrischen Gegenstücks rückt Perthes die politökonomischen Prozesse stärker in den Vordergrund. Ähnlichkeiten in der Entwicklung beider Staaten springen ins Auge. Nach den Revolutionen gegen liberale, prowestliche Regierungen wird der Staat zum Motor wirtschaftlicher Entwicklung, die er nicht über Steuern, sondern aus den Einnahmen des Erdölexportes bzw. im Falle Syriens aus Pipelinegebühren und politischen Renten (arabische Wirtschaftshilfe aus strategischen Gründen; vgl. Pawelka, 33) finanziert. Der Wahlspruch bürgerlicher Demokratie: »No Taxation without Representation« verliert hier seine ökonomische Basis (Pawelka, 34). Die Staatsbürokratie kauft westliche Technologie z.T. in Form schlüsselfertiger Betriebe, die nur einen geringen Beschäftigungseffekt haben und keine lokale Produktion stimulieren (Perthes, 88ff.; Sluglett, 259ff.), und steigert damit ihre Abhängigkeit von den Industrieländern. Unter ihren Fittichen wird eine neue Bourgeoisie groß, die – nicht weniger parasitär als die alte – vorwiegend in *Contracting*, Außenhandel, Devisengeschäft und der Baubranche aktiv ist (Perthes, 205ff.; Sluglett, 241ff.). Auch wenn zumindest in Krisenzeiten ein Bündnis mit Arbeitern und Bauern propagiert wird und über Lebensmittelsubventionen und Investitionen in Wohnungsbau, Gesundheit und Bildung ein Teil des Ölreichtums nach unten durchsickert (Perthes, 168ff., 175f., 187f.; Sluglett, 151f., 184f., 239), bleiben diese Kräfte ohne Einfluß. Besonders deutlich zeigt sich dies auf dem Land. Die Reformen von 1958 beseitigen zwar vorkapitalistische Produktionsverhältnisse und beschleunigen die Transformation der *absentee landlords* in Agrarunternehmer, aber fehlende Entwicklungsprogramme ruinieren langfristig das bäuerliche Kleineigentum, so daß die Produktion stagniert und die Landflucht ungebremst anhält (Perthes 119ff., 140ff.; Sluglett, 234ff., 252ff.). Mit dem Verfall der Ölpreise ab 1980 gerät das Modell insgesamt in die Krise, auf die mit noch mehr Privatisierung reagiert wird. Damit verstärkt sich die Tendenz der Staatsbürokratie zur Transformation in eine »normale« Bourgeoisie (Perthes, 210), was die These von der zeitweilig fortschrittlichen Rolle der »Staatsklasse« widerlegt (Perthes, 33ff.). Pawelkas Konzept des Rentierstaats faßt dieses Bild zusammen.

Al-Khalils Analyse erhebt den Anspruch, das Phänomen des Terrors in der irakischen Gesellschaft zu begreifen. Seine Aufstellung der Repressionsapparate (3ff.), die zur Hauptstütze der Baathherrschaft werden, seine Analyse der Schauprozesse gegen angebliche zionistische Spione zu Beginn des Regimes, die an Foucaults Straffest erinnert (47ff.) und des Verschwindens des Terrors aus der Öffentlichkeit, die wie im Zeitraffer den säkularen Prozeß des Unsichtbar- und Unangreifbarwerdens

der Macht vor Augen führt (58ff.), sind beeindruckend. Auch spricht einiges für seine These von der Beseitigung sozialer Hierarchien zugunsten einer staatlichen Durchdringung aller gesellschaftlichen Bereiche, die am Beispiel der Mobilisierung der Jugend (76ff.) am überzeugendsten gelingt. Nur in ihrer Ausschließlichkeit wird sie falsch: Bloße autoritäre Herrschaft könnte nicht funktionieren, sie bedarf des Kitts der patrimonialen Klientele auf der Basis familialer, regionaler und konfessioneller Bindungen, wie sie Perthes für Syrien illustriert, wobei er jedoch die vereinfachenden Schemata (Alawitenherrschaft in Syrien, Takriti-Regime im Irak) zurückweist (Perthes, 224ff.). Eine andere Frage ist, in welchem Ausmaß der Ausbau der modernen Repressionsapparate die patrimonialen Strukturen und damit den Zusammenhalt der politischen Mafia selbst untergräbt. Das Ausmaß von Personalisierung der Macht und Personenkult könnte hierfür ein Symptom sein.

### Der arabische Mythos

Die Solidarisierung der »arabischen Massen« mit Saddam Hussein (ein Topos, der die westlichen Medien monatelang beherrschte) war auffälligerweise im arabischen Ausland stärker als im Irak selbst. Indem Saddam Hussein über das Vehikel der Palästina-Frage und der gerechten Verteilung des Ölreichtums die anderen arabischen Regimes zu destabilisieren versuchte, griff er auf ein Muster zurück, das Kienle als Vermischung von Innen- und Außenpolitik bezeichnet (Kienle, 25ff.) und am Beispiel der syrisch-irakischen Beziehungen seit 1968 untersucht hat. Er geht von der verbreiteten These aus, daß die arabischen Staaten keine Nationalstaaten und daher nicht imstande seien, die primäre Bindung und Unterstützung ihrer Untertanen zu organisieren, sondern bloße Territorialstaaten mit künstlich gezogenen Grenzen und politischen Institutionen, denen kein Gesellschaftsvertrag analog zu 1789 zugrunde liege (20ff.). Statt dessen existierten einerseits tribale, ethnische und religiöse Bindungen auf substaatlicher Ebene weiter, ebenso wie das diffuse Gefühl einer Zusammengehörigkeit weit über die Staatsgrenzen hinaus in der sprachlich und kulturell begründeten arabischen Einheit. Wie wenig real in den heterogenen Gesellschaften auch immer, kommt der arabischen Nation als einer »imagined community« (B. Anderson) dennoch ein großes Gewicht bei der Mobilisierung von Loyalität zu. Sie bildet die entscheidende Ressource im Konkurrenzkampf der arabischen Regime über die eigenen Staatsgrenzen hinaus, der nötig wird, um die fehlende Legitimität im Inneren auszugleichen (25ff.). Dies gilt besonders für die Zeit von 1950 bis 1967, als das Projekt der arabischen Einheit mit der Beseitigung der reaktionären Regimes, der Befreiung vom Kolonialismus, der Entwicklung der eigenen Ökonomien und der Überwindung der internen sozialen Gegensätze ein Amalgam einging (vgl. die Kurzanalyse von Perthes in: Krell, 20ff.).

Dennoch gelang ein wirklicher Zusammenschluß verschiedener arabischer Staaten nicht oder nur für kurze Zeit. Selbst die beiden Baathregime in Syrien (seit 1963) und im Irak, obwohl sie sich offiziell als regionale Parteiführungen im gemeinsamen Vaterland bezeichneten, scheiterten hierin nicht nur, sondern wurden sogar zu unversöhnlichen Gegnern. Kienle rekonstruiert aus der Geschichte ihrer Beziehungen zwei Hauptgründe für diesen Widerspruch: 1. Die den Staatsapparat kontrollierenden Cliques mußten in der Union einen Verlust der eigenen Machtbasis befürchten (49). 2. Das Bewußtsein von Zusammengehörigkeit im jeweiligen Staatsgebiet nahm zu, weshalb die Versuche, sich quasi im arabischen Ausland eine zusätzliche Machtbasis zu verschaffen und die des anderen Regimes zu untergraben, merklich zurückgingen. Vor allem die Baathpropaganda verlor hierbei an Bedeutung. Kienle



sieht hierin Anzeichen für die Verwandlung der Territorial- in Nationalstaaten (174f.). Das Ergebnis bleibt allerdings zwiespältig, weil infolge der Niederlage von 1967 die Ideologie der arabischen Einheit zwar entscheidend geschwächt, gleichzeitig aber ethnische, konfessionelle und kommunale Loyalitäten wieder gestärkt wurden, die einer Nationbildung ebenfalls entgegenwirken.

Bedeutet nun die Politik Saddams in der Kuwait-Krise eine Umkehrung dieses Trends? Dies ist zu bezweifeln; denn trotz der großen Demonstrationen in vielen arabischen Ländern konnte keines der herrschenden Regime wirklich erschüttert werden. Dies liegt auch daran, daß sich mit Saddams Propaganda kein hegemoniales Projekt – wie noch zu Zeiten Nassers – verband. So blieb die Wirkung Saddams bei den Palästinensern am stärksten, obwohl deren Führung die Gefahr erkannte, die diese Parteinahme für den »Friedensprozeß« bedeuten würde (Nirumand, 160ff.): Auf seinem durch Intifada und Staatsgründung markierten Höhepunkt schlug so ein palästinensischer Nationalismus in den irrationalsten arabischen Nationalismus um (Baumgarten, 121), der sich im Jubel von Verzweifelten über jede Scud-Rakete kundtat. Daß dennoch Palästinenser an der Friedenskonferenz teilnehmen, die, ohne der PLO anzugehören, mit dieser doch kooperieren, zeigt die Rückkehr zum einzigen noch gangbaren Weg, dem des Nationalstaats, an.

### Das Ende des Tiers Mondisme

Mit dem Golfkrieg endet eine Epoche, die durch die Bereitschaft weiter Teile der Öffentlichkeit in den Metropolen gekennzeichnet war, die eigene Kolonialgeschichte kritisch zu sehen und mit den Bewegungen der Dritten Welt in einen Dialog über Entwicklung einzutreten. Theoretisch findet diese Zäsur ihren Niederschlag in der Kritik des Tiers Mondisme. Der Exiliraker al-Khalil geht auf diesem Weg am weitesten, indem er in Fanon als dem radikalsten Denker der Emanzipation der Dritten Welt zugleich den Urheber von Ideologemen des Baath identifiziert. Saddams Terror fände so in den »Verdamnten der Erde« seine Legitimation, wie den »Neuen Philosophen« der Archipel Gulag aus dem Marxschen System hervorging.

Die Gewalt steht im Zentrum des Denkens beider Autoren, nur daß sie bei Fanon aus der Dynamik der kolonialen Situation (Algerien), bei al-Khalil (Irak) dagegen radikal aus endogenen Ursachen hervorgeht. War für Fanon die zweigeteilte koloniale Welt eine jede Lebensregung des Kolonisierten erdrückende Wirklichkeit (Fanon 29ff.), wird für al-Khalil der »Imperialismus« zu einem bloßen Zeichen, einem Feindbild, durch das die arabischen Nationalisten ihre zwiespältigen Erfahrungen mit dem Modernisierungsprozeß der Kolonialära verarbeiten (Khalil, 172ff.). Und während Fanon die Gewalt als Katharsis und einen Akt der Selbstbefreiung begreift (34, 36, 49), steht für Khalil das Massaker an der wehrlosen assyrischen Minderheit 1933 am Beginn einer Politik des Antiimperialismus. Wenn Khalil (253ff.) in der Ideologie des Baath nachweist, daß Freiheit immer nur kollektiv definiert wird und daher keine individuellen Menschenrechte existieren, so liefert Fanon mit seiner Emphase des Volks, seiner höheren Moral und seinem Sinn für das Allgemeine, in das der Intellektuelle eintauchen und seine kleinlichen Vorbehalte abstreifen müsse, hierfür eine wirkungsvolle Rechtfertigung (41f.). Wird schließlich die Baathideologie als parochiale Weltsicht gebrandmarkt, die alles nur vom engen Standpunkt der eigenen Partei beurteilt (Khalil, 74ff.), so scheint auch dies schon bei Fanon vorgedacht: »Wahr ist, was die Auflösung des Kolonialregimes vorantreibt, was das Entstehen der Nation begünstigt. Wahr ist, was die Eingeborenen schützt und die Ausländer verdirbt.« (42)

Bei al-Khalil verschwinden jedoch mit dem Ideologem des Imperialismus auch die Gegensätze und Gewaltverhältnisse eines kapitalistischen Weltmarkts selbst aus der Wahrnehmung, Diner nicht unähnlich, der sie zu »Vorteile(n), die aus dem Produktionsgefälle gezogen werden« (Diner, 28), verharmlost. Al-Khalilis Rekurs auf Foucault, Hobbes und Hannah Arendt legt den Verdacht nahe, als würden gerade die Theoretiker der gewaltförmigen und totalitären Züge des bürgerlichen Staats der Metropole nunmehr in die Peripherie projiziert. Dies fördert die Illusionen, die etwa Brumlik an die neue Weltordnung knüpft, die »womöglich« »in nichts anderem besteht als in der globalen Durchsetzung bürgerlicher Nationalstaaten, die nominell unabhängig, tatsächlich jedoch ökonomisch verflochten ... unter den verschärften Bedingungen ökologischer Rücksichtnahme und einer weltweiten Wanderungsbewegung, im Modus der Ungleichzeitigkeit den Aufbau oder die Festigung parlamentarischer Demokratie und sozialer Marktwirtschaften zu leisten haben.« (150) Hier ist all das getilgt, was in Fanons Werk noch unabgegolten ist. Die weltweite Durchsetzung von Demokratie und Menschenrechten ist nicht nur durch die Rückständigkeit der anderen und ihre psychopathischen Führer, sondern durch die Strukturen und Interessen in den Metropolen selbst bedroht.

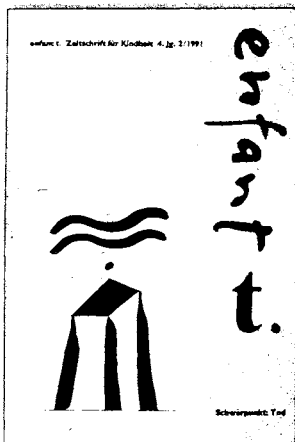
Es ist ein seit Fanon sich hartnäckig haltender Mythos, daß der Kolonialismus allein durch die nackte Gegengewalt des Kolonisierten besiegt wurde. Diese Revolutionshoffnung, auch eine Projektion westlicher Linker, ist seit Khomeini im Zwi-licht, mit Saddam Hussein erledigt. Dagegen setzte sich nach 1945 eine zeitweise hegemoniale anticoloniale politische Kultur auch in den Metropolen und mit ethischen Argumenten durch. Deren Voraussetzung bildeten tendenziell zwischen Kolo-nisatoren und Kolonisierten gemeinsame Vorstellungen von Menschenwürde, Zivili-sation und Entwicklung. Eine solche universalistische Moral, die in einem gattungs-geschichtlichen Zusammenhang steht und nach ihren konkreten Verwirklichungsbe-dingungen fragt, ist auch heute die Voraussetzung, daß in globaler Verantwortung politisch gedacht und gehandelt werden kann.

## Literaturverzeichnis

- al-Azm, Sadiq Dschalal, 1991: Der Friedensprozeß und die Golfkrise: ein kritischer arabischer Standpunkt. In: Mattes (Hrsg.), 182-195
- Albrecht, Ulrich, 1991: Technologische Aufrüstung nach dem Golfkrieg? In: Thielen (Hrsg.), 136-148
- Bahadir, Sefik Alp, 1990: Saddam Hussein und der »Club der Reichen«. In: Nirumand (Hrsg.), 100-117
- Baumgarten, Helga, 1991: Land für Frieden? Der Israelisch-Palästinensische Konflikt nach dem Golfkrieg. In: Stein (Hrsg.), 108-29
- Brie, Michael (Hrsg.), 1991: Let's Play Golf. Die Welt im Widerstreit. Aufbau-Verlag, Berlin
- Brumlik, Micha, 1991: Weltrisiko Naher Osten. Moralische und politische Perspektiven in einem Konflikt ohne Ende. Hamburg
- Bulloch, John, und Harvey Morris, 1991: Saddams Krieg. Dt. von P. Weber-Schäfer. Hamburg
- Diner, Dan, 1991: Der Krieg der Erinnerungen und die Ordnung der Welt. Berlin
- Fanon, Frantz, 21981: Die Verdammten dieser Erde. Dt. von Traugott König. Frankfurt/M.
- al-Khalil, Samir, 1989: Republic of Fear. The Inside Story of Saddam's Iraq. London
- Kientle, Eberhard, 1990: Ba'th v Ba'th. The Conflict between Syria and Iraq 1968-1989. London/New York
- Krell, Gert, und Bernd W. Kubbig (Hrsg.). 1991: Krieg und Frieden am Golf. Ursachen und Perspektiven. Frankfurt/M.
- Kubbig, Bernd W., 1991: Des Widerspenstigen Zähmung: Die Strategie der USA am Golf. In: Krell, Kubbig (Hrsg.), 86-97

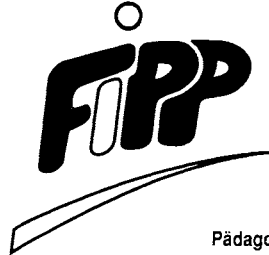
- Mattes, Norbert (Hrsg.), 1991: »Wir sind die Herren und ihr unsere Schuhputzer!« Der Nahe Osten vor und nach dem Golfkrieg. Frankfurt/M.
- Müller, Michael, 1991: Die Golfregion nach dem Krieg: Ein ökologisches Desaster. In: Stein, 260-273
- Nirumand, Bahman (Hrsg.), 1990: Sturm am Golf. Die Irak-Krise und das Pulverfaß Nahost. Hamburg
- Pawelka, Peter, 1991: Ökonomie und Herrschaft im Vorderen Orient: Die politische Problematik des Rentier-Staates. In: Krell, Kubbig (Hrsg.), 30-40
- Perthes, Volker, 1990: Staat und Gesellschaft in Syrien 1970-1989. Schriften des deutschen Orient-Instituts, Hamburg
- Salinger, Pierre, und Eric Laurent, 1991: Krieg am Golf. Das Geheimdossier. Dt. von S. Kerschenstein und R. Hesse. München, Wien
- Scherrer, Christoph, 1991: Tributzahlungen am Hofe von George B. – eine neue Phase der Pax Americana? In: Thielen (Hrsg.), 120-135
- Schmähling, Elmar, 1991: Moralische und rechtliche Aspekte des Golfkriegs und Konsequenzen für die Bundesrepublik Deutschland. In: Stein (Hrsg.), 73-96
- Sluglett, Peter, und Marion Faruk-Sluglett, 1991: Irak seit 1958. Von der Revolution zur Diktatur. Frankfurt/M.
- Stein, Georg (Hrsg.), 1991: Nachgedanken zum Golfkrieg. Heidelberg
- Thielen, Helmut (Hrsg.), 1991: Der Krieg der Köpfe. Vom Golfkrieg zur neuen Weltordnung. Bad Honnef
- ders., 1991: Der Krieg der Köpfe. Ein Nachwort zu deutschen Denkspielen auf dem Golfplatz als Vorwort zur »Neuen Weltordnung« In: Ders. (Hrsg.), 8-48
- Wöhlert, Torsten, 1991: Eine neue Weltordnung oder Nothing Succeeds Like Success. In: Brie (Hrsg.), 272-284

FIPP-Verlag · Cellerstr. 34 · W - 1000 Berlin 62 · Tel. 030/784 20 75



**enfant t.**  
ZEITSCHRIFT FÜR KINDHEIT

erscheint zweimal jährlich (Frühjahr + Herbst) mit wechselndem Schwerpunkt zum Thema Kindheit, sowie den Rubriken Kultur, Rezensionen, Psychohistorie.



Verlag für die  
Pädagogische Praxis

**enfant t.** bringt die Themen auf den Punkt ohne wissenschaftliche Abstrakta.

**enfant t.** wird von all denen gelesen, die mit Kindern zu tun haben, aber auch von denen, die sich mit Kindheit beschäftigen.

Einzelheft (ca. 144 S.) DM 21,-  
Bezugsgebühren Jahresabo DM 42,-  
(bei Bestellung über den Verlag zzgl. Versandkosten).

**enfant t.** 1/91 **Geburt**

**enfant t.** 2/91 **Tod**

**enfant t.** 1/92 **Zucht und Ordnung**

**enfant t.** 2/92 **Chaos und Anarchie**

Brigitte Young

## Die Entscheidung für »Wüstensturm«

### Die Rationalität der Befehlshaber\*

Die bisherige US-amerikanische Literatur über den Golfkrieg konzentrierte sich auf zwei Aspekte: die vielen und oft widersprüchlichen Rechtfertigungen des Krieges durch Präsident Bush und den Krieg sowie seine Rolle bei der Entstehung einer neuen, durch amerikanische Militärmacht bestimmten Ära internationaler Beziehungen. Woodward dagegen beschäftigt sich mit der Frage, wie Bush und seine Top-Berater zu der verhängnisvollen Entscheidung gelangten, sich auf die militärische Option zu verlassen, statt die ökonomischen Sanktionen fortzusetzen. Er konzentriert sich auf fünf Schlüsselfiguren im Entscheidungsprozeß: Präsident Bush, den Nationalen Sicherheitsberater und ehemaligen Generalleutnant der Luftwaffe Brent Scowcroft, Verteidigungsminister Dick Cheney, Außenminister James Baker III, und den Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs Colin Powell. Die Geschichte, die Woodward erzählt, basiert auf der Auswertung von über 400 Interviews mit direkt an der Entscheidung beteiligten Personen und ist geeignet, auch unter den gläubigsten Anhängern des amerikanischen Systems der »checks and balances« Zweifel aufkommen zu lassen.

Welches sind die wichtigsten Erkenntnisse des Buches? Während die zunehmende Truppenstärke des Irak an der kuwaitischen Grenze bereits durch die CIA beobachtet und auf den höchsten Ebenen des Pentagon und der Bush-Administration diskutiert wurde, glaubte niemand, daß »Saddam derart anachronistische Methoden anwenden und ein fremdes Land einfach einkassieren würde« (290). Noch erstaunlicher ist die Tatsache, daß trotz der US-amerikanischen Interessen in der Region und Husseins vergangener Aggression, das Militär keinen angemessenen und aktualisierten Plan für einen solchen Ernstfall hatte.

Der erstaunlichste Aspekt des Buches ist die Behandlung der Krise durch Präsident Bush. Woodward zeichnet das Bild eines hoch emotionalen, impulsiven und »boshaften« Staatschefs. Powell vergleicht ihn mit einem Cowboy, der in jeder Hand einen Revolver und wild drauflos ballend (356) der Neuen Weltordnung den Weg bahnt. Die Invasion Kuwaits wurde zu Bushs persönlicher Mission. Es war, als hätte Saddam Hussein durch den Überfall Bushs Moralkodex verletzt. Mit der Weigerung, Hussein anders als bei seinem Vornamen zu nennen, personalisierte Bush die Krise in einem Maße, das weit über eine rationale Antwort auf den schweren internationalen Zwischenfall hinausging. Ein wild gestikulierender Präsident erklärte Reportern: »Wie konnte er es wagen, das zu tun?« und: »Ich trete ihm in den Hintern«. Das Gefühl persönlicher Verletztheit ist für die sofortige Aufmerksamkeit verantwortlich, die der Invasion im inneren Kreis der Bush-Administration zuteil wurde.

Von Anfang an waren Bush und Scowcroft gegen ökonomische Sanktionen und setzten auf eine militärische Lösung. Während der Rest der Welt noch immer an Alternativen glaubte, die im Weißen Haus in ihren Vorzügen abgewogen und durchdacht wurden, kristallisierte sich die Kriegsoption schon wenige Tage nach dem Angriff auf Kuwait heraus. Der Nationale Sicherheitsberater Scowcroft war, nach Powell, entweder nicht in der Lage oder nicht willens, alle Komponenten der Golf-

\* Woodward, Bob: Die Befehlshaber. Deutsch von R. de Hollanda, Pocio, Stefan Weidle. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1991

politik, Militär, Diplomatie, Öffentlichkeit, Wirtschaft und Vereinte Nationen, sinnvoll zu koordinieren (418). Die Treffen im Weißen Haus und im Nationalen Sicherheitsrat fanden ohne die Anhörung von Experten statt, sie waren auf den kleinen Kreis von Bush, Baker, Scowcroft, Sununu, Cheney, und oft, aber nicht immer Powell, beschränkt. Es gab wenig Information über die Motive für Saddam Husseins Invasion in Kuwait. Allgemeine Unwissenheit über den Mittleren Osten und die arabische Kultur herrschte vor. Großes Mißtrauen und Unsicherheit existierte gegenüber Saudiarabien und anderen arabischen Staaten. Man wußte nur wenig über die militärischen Möglichkeiten des Irak oder ob der Sand eine Panzerschlacht zulassen würde und wie viele Menschen im Falle eines Krieges sterben würden.

Die Krisensitzungen waren außerordentlich informell, mit vielen Witzen, Alternativen wurden im Grunde nicht diskutiert und klare Entscheidungen kaum gefällt. Präsident Bush und seine Berater sonnten sich im Image »harter Burschen«, nicht-militärische Optionen wurden schnell mit »lascher Führung« und Feigheit gleichgesetzt, was zuletzt General Woerner vom Südkommando erfahren mußte, als er beim Einsatz militärischer Gewalt gegen Panama zögerte. Der saudische Botschafter Prinz Bandar sprach von den fünf Schlüsselfiguren als einem »äußerst gefährlichen inneren Zirkel, der in der Kunst des Politikmachens zu erstaunlichen Leistungen fähig war – jeder halb Staatsmann, halb Krieger, halb Politiker, halb alles.« (213) Die Spitzenbeamten diskutierten aber auch nicht offen, daß sie in den Krieg ziehen würden. Als der Ausführbefehl für den Beginn von »Wüstensturm« am 29. Dezember unterzeichnet wurde, konnte Cheney sich tatsächlich nicht erinnern, daß auf irgendeinem Treffen je klar gesagt worden war, daß die Bush-Administration Krieg führen würde. Noch gab es eine Diskussion über die amerikanischen Ziele, wenn der Krieg vorüber sein würde. Das Motto hieß: Saddam Hussein besiegen.

Wäre die Sache nicht so ernst, das innere Zusammenspiel dieser Männer hätte auch gewisse amüsante Aspekte. So mußten Powell und Cheney schnell lernen, daß Bushs öffentliche Kommentare innerhalb weniger Stunden völlig unterschiedlich waren, je nach dem, ob er gerade einen Bericht von Amnesty International über die Grausamkeiten der Irakis in Kuwait gelesen oder mit Präsident Mubarak von Ägypten gesprochen hatte oder von einem anderen Ereignis beeinflusst worden war. Sie erfuhren aus dem Fernsehen, was Präsident Bush am Abend dachte, auch wenn es genau das Gegenteil dessen war, was sie ein paar Stunden vorher zusammen entschieden hatten.

Einen anderen überraschenden Aspekt bildet die Nachwirkung von Vietnam auf das Militär. Powell und Schwarzkopf waren nicht gegen Krieg im Mittleren Osten. Aber diese Männer fürchteten, daß sich Vietnam wiederholen würde. Cheney erklärte Prinz Bandar: »Das Militär wird in dieser Gesellschaft erledigt sein, wenn wir das vermasseln.« (324) Nicht nur die Außenpolitik der Nation stand auf dem Spiel, sondern Ansehen und Moral des Militärs für die nächsten Jahre, ja sogar Jahrzehnte. Die Schwierigkeit des Militärs war, daß Bush militärische Ratschläge nicht beachtete. Powell und Cheney mußten CNN einschalten, um über die Aktionen des Weißen Hauses auf dem laufenden zu bleiben. Ausgeschlossen von der Planung einer genau abgestimmten militärischen Antwort, entwarf Powell einen Gesamtplan, »um die maximale verfügbare und für die Erledigung der Aufgabe notwendige militärische Stärke einzusetzen« (347) – eine umfassende Tötungsstrategie, die auch zivile Ziele einschloß.

Der letzte erstaunliche Punkt, den das Buch markiert, ist das Ausmaß, in dem sich die obersten Führer für ihre Information auf CNN verließen. Die Geheimdienste spielten nur noch eine untergeordnete Rolle. CNN dagegen war das Medium, durch

das Information gesammelt und übermittelt wurde, nicht nur innerhalb der obersten Führung, sondern auch zwischen dem Irak und den USA. Als der Krieg ausbrach, versammelten sich die Befehlshaber im Weißen Haus und schalteten das Fernsehen an, auch wenn sie wußten, daß »die Weltöffentlichkeit nur einen unglaublich begrenzten und antiseptischen Ausschnitt dieses Krieges sehen« würde. Sogar die »Videoaufnahmen der Bordkameras, mit denen die Angriffe aufgezeichnet wurden, stellten die Wirklichkeit verzerrt dar, wenn sie veröffentlicht wurden.« (531) Der Ton war so bearbeitet, daß die nervösen Schreie und das heftige Atmen der Piloten nicht mehr hörbar waren.

Welche Schlußfolgerungen können wir aus diesen Erkenntnissen über Bushs Entscheidung für den Krieg und die internationale Politik ziehen? Zunächst existiert kein theoretisches Modell, das die Kombination von Irrationalität, Emotionalität, Zynismus und »männlicher« Symbolik erklärt, die den politischen Prozeß vor *Wüstensturm* begleitete. Weder das Modell des »rationalen Akteurs« mit seiner Betonung vernünftiger Leute, die ihre Ziele festlegen und die wahrscheinlichen Konsequenzen jeder Alternative abwägen, bevor sie sich entscheiden (Allison 1971), noch die zahlreichen Modelle, die auf einer »eingeschränkten« Rationalität (Simon 1971) aufbauen, können diese Phänomene begreiflich machen. Bei Woodward gibt es keinen Hinweis dafür, daß die Politikmacher nach Alternativen suchten, die ihren minimalen Standards von Akzeptanz entsprachen, und daß sie sich auf ein »befriedigendes« Verhalten einigten, was ein wesentliches Element der »eingeschränkten« Rationalität darstellt. Auch Modelle, die die kognitiven Prozesse der Politikmacher betonen (Steinbrunner 1974; s.a. Jervis 1976), wie Wahrnehmung, Lernen, Gedächtnis, Neigung, Glauben und Motive, helfen nicht weiter. Das Problem bleibt auch, wenn psychologische Variablen (Hang zur Risikobereitschaft, Toleranz von Unentschiedenheit und Unsicherheit, Intelligenz, Kreativität, Selbstbewußtsein, Dominanz, Unterwürfigkeit, Bedürfnis nach Macht, Leistung oder Zugehörigkeit) bei der Entscheidungsanalyse berücksichtigt werden (Robinson 1965). Weder optimale noch minimale Kriterien der Rationalität spielten eine entscheidende Rolle in der Entscheidung für die militärische Intervention. In gewisser Weise hat »Wüstensturm« die Qualität eines Protagonisten auf dem Theater, der nach seinem Antagonisten sucht.

Kommen wir mit dem Begriff der Irrationalität einer Lösung näher? Woodward verweist auf die tiefe Diskrepanz zwischen der technischen Rationalität des militärischen Apparats und der politischen Irrationalität seiner Führer. Das ist um so interessanter, als er auch dem Image des »harten Cowboys« bei den Mitgliedern des inneren Kreises Aufmerksamkeit schenkt. Ohne es direkt auszusprechen, ist die Metaphorik männlicher Statussymbole, des »harten Mannes«, von Heldentum, persönlicher Ehre, Gewinnen, Vernichtung, Entschiedenheit, Unverwundbarkeit, Furcht vor Laschheit über das ganze Buch verstreut. »Männlichkeit« bedeutet hier, nach Susan Jeffords, »eine Reihe von Bildern, Werten, Interessen und Handlungen, die in den amerikanischen Kulturen für bedeutend gehalten werden, um erfolgreich den Status eines erwachsenen Mannes zu erreichen.« (Jeffords 1989, xii) Dieser Definition von »Männlichkeit« inhärent ist ihre Opposition zum »Weiblichen«; erst durch diesen Prozeß kann Männlichkeit aktualisiert werden. »Weiblich« bedeutet Kompromiß, Dinge offen lassen, Verletzbarkeit, was weder die Visionen einer »globalen Ordnung« noch einer »arabischen Welt«, die beide auf Strukturen von Herrschaft und Hierarchie hinweisen, trägt.

Wird der Brennpunkt bei der Entscheidungsanalyse auf »männliche« Symbole und ihre Bedeutung bei der Definition der »Kampffelder« gerichtet, kann die Entscheidung

für *Wüstensturm* in geschlechtlichen Ausdrücken definiert werden. Beide, Bush und Hussein, appellierten öffentlich an ihre »heldenhafte Stunde« als Oberkommandierende, die die schicksalhafte Entscheidung über Krieg und Frieden fällen. Sogar ihre Körpersprache wird schärfer, wenn sie den anderen zu überzeugen suchten, daß ihr Entschluß unabänderlich und kein Kompromiß möglich sei. Je mehr der Konflikt eskalierte, desto mehr steigerte sich die männliche Metaphorik. Indem sich Bush und Hussein mit dem »Männlichen« identifizierten, definierten sie den jeweils anderen in Kategorien der geschlechtlichen Differenz: er wurde zur Frau – »feminisiert«, wie Jeffords es nennt. In diesem Spiel der Positionen wünscht jeder, nicht als der »schwache«, der verständigungsbereite, versöhnliche zu erscheinen. In den Augen des Gegners schwach zu erscheinen, ist nach Nancy Hartsock der verheerendste Affront gegen die Männlichkeit (Hartsock 1991). Vor allem Bush, dessen öffentliches Image unter seiner »Laschheit« litt, konnte es sich kaum leisten, schwach und feige zu wirken. In gewisser Weise gab ihm Husseins Invasion in Kuwait die »goldene« Gelegenheit, der Nation zu beweisen, daß er »aus dem Stoff eines Helden gemacht sei«. Kriegszeiten markieren die Trennung zwischen Männern und Frauen am deutlichsten. Krieg macht aus Männern Helden und erhebt die Sieger zur Unsterblichkeit. Es ist daher nicht überraschend, daß bei dieser geschlechtsspezifischen Teilung der Arbeit und ihrer Betonung des Heldentums auf dem Schlachtfeld Frauen keine geschriebene »Geschichte ihrer selbst« haben.

Ich möchte nicht unterstellen, daß die Entscheidung für *Wüstensturm* auf die Angst reduziert werden kann, in den Augen der Welt »feminisiert« zu erscheinen. Dennoch behaupte ich, daß männliche Symbolik eine Rolle im Entscheidungsprozeß für *Wüstensturm* spielte, und daß traditionelle Modelle die Faktoren »männlicher Irrationalität« allzu einfach vernachlässigten.

Aus dem Amerikanischen von Ulrich Mehlum

## Literaturverzeichnis

- Allison, Graham T., 1971: *Essence of Decisions: Explaining the Cuban Missile Crisis*. Boston  
 Hartsock, Nancy C.M., 1991: Nullsummenspiel der Ehre. In: *Das Argument* 187, 335-348  
 Jeffords, Susan, 1989: *The Remasculinization of America*. Bloomington  
 Jervis, Robert, 1976: *Perceptions and Misperceptions and International Politics*. Princeton  
 Robinson, James A. und Richard C. Snyder, 1965: *Decisionmaking in International Politics*. In: Kel-  
 man, Herbert C. (Hrsg.): *International Behavior: A Social-Psychological Analysis*. New York  
 Simon, Herbert A., 1971: *Administrative Behavior*. New York  
 Steinbrunner, John D., 1974: *The Cybernetic Theory of Decisions: New Dimensions of Political  
 Analysis*. Princeton

## Die MEGA wird fortgesetzt

Nach der jetzt erfolgten Unterzeichnung eines Vertrags zwischen der Internationalen Marx-Engels-Stiftung (IMES), Amsterdam, und der Konferenz der deutschen Akademien der Wissenschaften darf die Fortführung der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) vorerst als gesichert gelten. Die Konferenz der deutschen Akademien der Wissenschaften wird in Deutschland eine MEGA-Arbeitsstelle einrichten, die zunächst die Fertigstellung von weit fortgeschrittenen MEGA-Bänden übernehmen wird. Dafür wurden sieben Editoren-Stellen bewilligt. – Es gibt keine andere Gesamtausgabe, deren Geschehnisse ein so breites öffentliches Interesse gefunden hätten, wie die der MEGA in den letzten beiden Jahren. Prominente Philosophen, Sozialwissenschaftler und Historiker in den USA, Deutschland, Frankreich, Japan und anderen Ländern geben ihrer Befürchtung Ausdruck, daß das wichtige Projekt einer vollständigen historisch-kritischen Ausgabe der Schriften der beiden Denker aus politischen Motiven abgebrochen werden könnte. »Die Wissenschaft wird den Schaden davon haben«, hatte David Rjazanov 1929 bemerkt, als die von ihm nach der Oktoberrevolution 1917 begonnene »erste« MEGA festlief. Sie blieb infolge der Machtergreifung Hitlers und des Stalinischen Terrors, dem auch Rjazanov selbst zum Opfer fiel, ein Torso. Der sogenannte »neuen« MEGA, die Anfang der siebziger Jahre von den Instituten für Marxismus-Leninismus in Moskau und Berlin begonnen wurde, drohte nach der »Wende« in der DDR ein gleiches Schicksal. Unter diesen Umständen traten das Internationale Institut für Sozialgeschichte (IISG) in Amsterdam sowie auch das Karl-Marx-Haus in Trier in Aktion. Trotz gewisser Vorbehalte hatten sie das MEGA-Projekt auch schon vorher unterstützt. 1990 wurde in Amsterdam die Internationale Marx-Engels-Stiftung gegründet, die von da an die Verantwortung für die Herausgabe der MEGA übernahm. Die Ausgabe soll – unter Verzicht auf jede politische Zielsetzung – in einem internationalen Rahmen fortgesetzt werden. Dabei war indessen klar, daß ein Großteil der Arbeit auch weiterhin in Deutschland getan werden müsse. Nachdem der deutsche Wissenschaftsrat im Januar 1991 eine eventuelle Übernahme der MEGA in das Akademieprogramm empfohlen hatte, sprach sich jetzt ein von der Konferenz der deutschen Akademien der Wissenschaften eingesetzter internationaler Gutachterausschuß unter Vorsitz des Münchener Philosophen Dieter Henrich in diesem Sinne aus. – Außer der Akademie-Arbeitsstelle wurde in Trier und Aix-en-Provence auch eine deutsch-französische MEGA-Arbeitsgruppe gebildet. Dank der finanziellen Unterstützung durch die IMES wird voraussichtlich auch die MEGA-Gruppe in Moskau ihre Arbeit fortsetzen können. Angestrebt wird auch die Bildung einer Arbeitsgruppe am IISG. – Sekretariat der IMES, Cruquiusweg 31, NL-1019 AT Amsterdam, Telefon: 020 - 6685866, Fax: 020-6654181. J. Rojahn

## Ankündigungen

### **Migration und psychische Gesundheit – Herausforderung für die Gesundheits-, Bildungs- und Gesellschaftspolitik in Deutschland**

Fachtagung des Interdisziplinären Instituts für Wissenschaftsphilosophie und Humanontogenetik der Humboldt-Universität zu Berlin, 22. bis 24. April 1992. – Anmeldungen: Bärbel Eisenreich, IiWH der HUB, Am Kupfergraben 5, O-1086 Berlin, Tel. Berlin (Ost) 2093 2983

### **Selbstorganisation und Chaos. Entwicklungspolitik und -pädagogik in neuer Sicht**

Symposium der *Zeitschrift für Entwicklungspädagogik* (ZEP) in Verbindung mit dem DFG-Forschungsprojekt zur Geschichte der entwicklungsbezogenen Bildung, 15. bis 17. Mai 1992. Anmeldungen: Prof. Dr. Tremml, Pappelallee 19, 2055 Dassendorf, Telefon (040) 65 41 28 03 oder (040) 65 41 33 64

### **Wie bedingen sich Arbeit, Technik und Beruf im industriellen Prozeß?**

Tagung des DGB-Bildungszentrums in Kooperation mit der Hans-Böckler-Stiftung und dem Forschungsinstitut für Arbeiterbildung Recklinghausen e.V., 25. bis 27. Mai 1992. Anmeldungen unter dem Stichwort TG-GIA 92 an: DGB-Bildungszentrum Hattingen, Am Homberg 46-50, 4320 Hattingen/Ruhr, Telefon (02324) 509 50



## Besprechungen

### Philosophie

**Hadot, Pierre: Philosophie als Lebensform.** Geistige Übungen in der Antike. Verlag Mathias Gatzka, Berlin 1991 (224 S., br., 38,- DM)

In der Literatur zur antiken Philosophie wird das Verhältnis kollektiver bzw. individueller Praktiken zur Philosophie nur selten diskutiert. Einige marxistische Ansätze und Foucaults Interpretationen sind Ausnahmen geblieben. Neben der philologischen Aufarbeitung antiker Texte scheint die interpretatorische Zurichtung des Überlieferten auf zeitgenössische Interessen vorherrschend. In Deutschland hat eine politisch national-liberal-konservative Deutung der Antike zwecks Legitimation der pädagogischen Zurichtung fürs jeweilige Vaterland seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine berühmte Tradition, die im NS-Staat kulminierte und danach ihre personellen Bastionen wenn schon nicht an den Gymnasien, dann aber an den Universitäten weitgehend halten konnte. Es steht zu erwarten, daß im neuen deutschen Nationalstaat auf diesem wie bereits auf anderen Gebieten der Ideologieproduktion Totgeglaubtes sich als lebendig zeigt – natürlich in modifizierter Form. Nicht deutsch-griechische Besonderheit, sondern abendländische Gemeinsamkeit, nicht antik-germanische Nicht-Christlichkeit, sondern antik-christliche Synthese haben beste Aussichten, kanonische Rezeptionsmuster zu werden.

Die Analyse des Verflechtens von Lebenspraktiken und philosophischer Reflexion enthält demgegenüber ein kritisches Potential. Sie markiert Diskontinuitäten und Brüche, erinnert an historische Alternativen. Eine ambivalente Position nehmen die Arbeiten Hadots ein: Vom Ansatz her neigt er zu dieser anderen Rezeption, seine Konsequenzen allerdings nähern ihn der ersten. Seine These, daß antike Philosophie in geistigen Übungen, in Exerzitien bestand, als Lebenskunst, Lebensstil oder Lebensweise und weniger als theoretischer Diskurs existierte, regte seinerseits Foucault zu ähnlichen Überlegungen an. Ihre Konsequenzen aus dieser Analyse erscheinen allerdings gegensätzlich. Hadot legt dies auch im vorliegenden Buch dar: »Lehre der antiken Philosophie« ist für ihn: »Sie ist eine Aufforderung an jeden Menschen, sich selbst umzuformen. Die Philosophie bedeutet Umkehr, Transformation der Seinsweise und der Lebensweise, Suche nach Umkehr.« (176) Wenn Foucault von der »culture de soi« spricht, von einer »Ästhetik der Existenz«, vom Bestreben, »unser eigenes Ich als Kunstwerk zu gestalten« (179), dann geht das für Hadot am Inhalt antiken Philosophierens vorbei, der für ihn in einer spirituellen Universalisierung des Ich besteht. »Es handelt sich um eine Lebensform, die sich durch drei grundlegende Aspekte charakterisiert: durch den Seelenfrieden (ataraxia), die innere Freiheit (autarkia) und (außer bei den Skeptikern) das kosmische Bewußtsein. Letzteres bedeutet, sich dessen bewußt zu werden, daß man einem menschlichen und kosmischen Ganzen angehört; es stellt eine Art Ausdehnung und Verklärung des Ichs dar, welche die Seelengröße (megalopsychia) bewirkt.« (179f.)

Diese Sichtweise dürfte wesentlich durch den christlichen Begriff von Exerzitien geprägt sein, auf dessen Herkommen und Differenz zu den antiken geistigen Übungen Hadot hier allerdings nur am Rande eingeht. Leitend ist für ihn, über die Rezeption antiker Philosophie ein »lebendiges Bewußtsein der Totalität« (181) zu bewahren. Dieser Gesichtspunkt tritt in den hier gesammelten Abhandlungen allerdings völlig zurück hinter der detaillierten Analyse der Technik geistiger Übungen und ihrer Verwendung vor allem in den hellenistischen philosophischen Schulen. Im ersten

Abschnitt, »Exerzitien der Weisheit«, untersucht er vor allem Stoiker und Epikureer. Ihr Kanon praktischer Übungen, die den geistigen folgen, ist überliefert: Selbstbeherrschung, Erfüllung sozialer Pflichten, Gleichgültigkeit gegenüber gleichgültigen Dingen.

Bei den geistigen Übungen handele es sich um Prozesse, »die einem starken Bedürfnis nach rationaler Kontrolle entsprechen« (23). Sokrates sei ihre Symbolfigur. Der sokratische Dialog sei eine »gemeinsam vollzogene geistige Übung, die zu einer inneren geistigen Übung einlädt, nämlich zur Gewissensforschung und Wachsamkeit gegenüber sich selbst« (25). Die platonischen Dialoge begreift Hadot so als »Übungsmodelle« (26). Nicht systematische Zwänge bestimmen die Logik der Texte, sondern die durch Schuldiskussionen geprägten konkreten Situationen. Die folgenden Abschnitte des Buches dienen dazu, diese Ausgangsthesen an Beispielen zu demonstrieren (Marc Aurel) bzw. durch Kontrastierung mit »modernen Exerzitien der Weisheit« (Kierkegaard, Nietzsche) ihre Aktualität zu betonen.

Das Buch hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck: Die Analyse der Techniken geistiger Übungen eröffnet in der Tat einen neuen Zugang zu bestimmten Seiten antiken Philosophierens. Die Reduktion auf Pflege seelischer Fähigkeiten aber klingt nach Rückzug von gesellschaftlicher, von politischer Praxis. Der Zusammenhang von Philosophie und Herrschaft, der die Antike nicht erst seit Platons »Politeia«, dann aber prägend bestimmt hat, wird bei Hadot völlig ausgeblendet. Das scheint auf andere Art eine Rezeption im Interesse von Herrschaft zu sein.

Arnold Schölzel (Berlin)

**Lehmann, Hans-Thies: Theater und Mythos.** Die Konstitution des Subjekts im Diskurs der antiken Tragödie. Metzler Verlag, Stuttgart 1991 (232 Seiten, br., 42,- DM)

Gegen Nietzsches Suche nach der dionysischen »Freude an der Vernichtung des Individuums« bestimmt Lehmann den »Mythos als Machtordnung« (63ff.) und zeigt, daß in den griechischen Tragödien des 5. Jahrhunderts v. Chr. kein Einverständnis mit, sondern Protest gegen die zugrunde liegende Herrschaftsform artikuliert wird. Er weist aber zugleich nach, daß gegen die mythologische Ordnung des Epos keineswegs der freie Wille des sich entscheidenden Individuums gesetzt wird, was beispielsweise Bruno Snell in seiner Aischylos-Interpretation herauszuarbeiten versuchte. Lehmann zeigt, daß dieser Protest dadurch artikuliert wird, daß sich das Individuum als ein dieser Herrschaft unterworfenen – eben als *subjectum* – bewußt wird, aber dieser Unterwerfung jeglicher Sinn abgesprochen wird.

Dazu arbeitet er den Bruch zwischen den Diskursformen Epos und Tragödie heraus, wobei er sich v.a. an den Untersuchungen von Vernant und Vidal-Naquet orientiert. Den kritischen Maßstab nimmt er von Adorno, den Diskursbegriff teilweise von Foucault, weil er damit den Blick nicht primär auf die Inhalte, also den mythologischen Stoff, sondern auf deren Anordnung lenken kann. Mit diesem Diskursbegriff kann er den Widerspruch zwischen der dem antiken Theater »zugesprochenen Aufgabe der affirmativen Repräsentation« (73) und der »qua Form und Thematik« (73) hergestellten Subversion dieser Aufgabe analysieren.

So zeigt er, daß durch die Inszenierungsform der Blick des Publikums auf den individuellen Schauspieler gerichtet wird, der der Gewalt der göttlichen Mächte schutzlos ausgeliefert ist (48ff.). Das radikal Neue der Tragödie sieht er darin, daß das Handlungskontinuum, das diesem Leiden »Sinn« verleiht, durch die Betonung der szenischen Darstellung gebrochen wird, und daß es diese Augenblicke des »Zwischen« sind, in welchen sich die Individuen der »Sinnlosigkeit« ihrer Unterwerfung

bewußt werden (51ff.): »Die Revolution der Tragödie besteht darin, daß sie einen Moment des Zögerns zum Kern der menschlichen Erfahrung machen kann. Der nur in der sinnlichen Präsenz der Theaterszene in solcher Dringlichkeit und zeitrhythmischen Mitteilung darstellbare Moment des Zögerns wird ästhetisch erfahrbar als ... Geste der Bewußtwerdung, schockierend unverhüllte Konfrontation des Menschen mit der mythischen Zwanghaftigkeit seiner Lage« (93). Diesen Perspektivenwechsel der Sicht des Menschen betrachtet Lehmann als den großen Gewinn der Einführung der szenischen Darstellung in die Tragödie, denn damit könne die Infragestellung dieser Opfer fordernden Ordnung beginnen (vgl. 182).

Lehmans Theorie der ästhetischen Praxis gibt zugleich Auskunft über seine eigene Position. Sich an der Sprache Lacans und Kristevas orientierend, sucht er in der antiken Tragödie nach Vorformen der »Kunstpraxis der Moderne und Postmoderne«, in welcher eben die Problematisierung des »Sinns« und der »Identität des aussagenden Subjekts« radikalisiert werde (170). Er sucht darin nach »einer beschädigten und zum Schweigen verurteilten Dimension des Erlebens« sowie der »authentische(n) Suche nach einer von dieser Erfahrung nicht mehr ganz abgespaltenen Subjektivität« (4). So heißt es: »Was auf dem Spiel steht, ist die Infragestellung der thetischen, schließenden Diskurse (Philosophie, Geschichte, Recht) durch einen suspensiven Diskurs« (157). »Der tragische Diskurs unterhöhlt den Diskurs der Macht. Dieser behauptet sein Tun als Erfüllen des 'Angemessenen', während die Tragödie erweist, daß sich aus der Perspektive des Opfers aller Begriff von Maß auflöst und statt dessen das Unverrechenbare des Schmerzes aufscheint.« (164)

'Thetisches' und 'berechnendes' Denken, schließlich die »prädikative Struktur ... des Bedeutens« überhaupt (170), sind die Begriffe, auf die Lehmann hier die Sprache der 'Macht' bringt. Durch die Äquivokation von Macht und Herrschaft schließt er einen Protest, der etwas 'machen' will, aus. Dieser müßte zumindest auch die Sprache des 'Thetischen' sprechen, bestimmte, identifizierbare Kritik an bestimmten Verhältnissen üben können. Die künstlerische Praxis, scheinbar Ort der radikalsten Kritik, die gar »keine Ordnung akzeptieren kann« (86), zeigt sich unbeabsichtigt als Affirmation von Ohnmacht. Kritik wird zum expressionistischen »Schrei« (41), der keinen Widerspruch formuliert, sondern ein Jenseits aller Entgegensetzungen imaginiert, ein Jenseits, das freilich als Unbestimmbares leer bleiben muß und nur dem 'Erlebnis' (vgl. 4, 164) zugänglich ist. Bleibt als Konsequenz nur die unverbindliche Kritik an allem und jedem, die mit dem 'Privileg' des 'authentischen Erlebens' in der Opferposition liebäugelt.

Christoph Kniest (Berlin)

### **Reinsberg, Carola: Ehe, Hetärentum und Knabenliebe im antiken Griechenland.** Verlag C.H. Beck, München 1989 (242 S., br., 44,- DM)

Die Frankfurter Archäologin untersucht Dynamik und Kontinuitäten in der Geschichte der Geschlechterverhältnisse vom homerischen Griechenland bis ins klassische Athen. Zunächst werden die ehelichen Verhältnisse behandelt, die der griechischen Antike in erster Linie als ökonomische und Fortpflanzungsverhältnisse galten. Der zweite Teil thematisiert die Lustverhältnisse von Männern zu Hetären, der dritte die Knabenliebe, das Enkulturationsverhältnis eines Geliebten (*eroménos*) zu einem Liebhaber (*erastés*). Die Autorin arbeitet heraus, daß dem antiken Griechenland »Vorstellungen einer festen Sexualmoral« fremd waren. So wurde zwar von einer Ehefrau verlangt, monogam zu leben, aber allein um die Legitimität der Kinder zu gewährleisten (21, 43). Seit archaischer Zeit wurde eine Ehe, die von der Polis auch anerkannt sein sollte, zunehmend durch Vorschriften über öffentlich zu vollziehende Rituale reguliert. Mit der Einführung der Demokratie erhielten Söhne aus

freien Ehen in Athen nicht mehr den Status eines Politen. Während es zunächst noch genügte, daß der Vater aus Athen stammte, mußten unter Perikles ab der Mitte des 5. Jahrhunderts beide Elternteile attischer Herkunft sein (32f.). Der Prozeß der Demokratisierung des Zugangs zur politischen Macht ging einher mit einem Ausschluß all derer von politischen Rechten, die dem neuen Recht des Blutes nicht genügten.

Reinsberg kritisiert Vorstellungen von der Hetäre als einer »kultivierten und selbstbewußten Frau, die sich unabhängig in den besseren Kreisen bewegt und der männlichen Oberschicht Athens eine anregende Gesellschafterin, gebildete Gesprächspartnerin und darüber hinaus auch noch glänzende Liebhaberin« gewesen sein soll. Sie stellt die Ergebnisse der altertumswissenschaftlichen Fachliteratur, in der die »Rechtlosigkeit« und »Ausbeutung« der Hetären betont wird, gegen die Imagination der Hetäre als »Symbol für den Feminismus« (82). Die Autorin untersucht den Wandel in der Darstellung der Hetären an Hand von Vasenbildern. Auf den archaischen Abbildungen »scheinen die Frauen ähnlich lustvoll« an erotischen Spielen auf den Symposien teilzunehmen »wie die Männer«, an Spielen, »bei denen der weibliche Partner oft der aktive und niemals der unterlegene Teil ist«. Am Ende des 6. Jahrhunderts haben die Frauen aber »unwürdig kriechende Stellungen eingenommen und bedienen die durchweg aufrecht stehenden Männer mit Fellatio und Darbietung ihres Anus«. Die Frauen wurden zu »Werkzeugen männlichen Lustgewinns funktionalisiert« (114ff.). Der Lebensweg einer Hetäre endete als »Bordellmutter«, oft in »Armut und Alkoholsucht« (160).

Die elitär-aristokratische Verkehrsform der »Knabenliebe« bestand in der »erotisch gefärbten »Mentorschaft eines Erwachsenen« zu einem »Heranwachsenden«, die nach einer »päderastischen Initialphase zu lebenslänglicher *Philia* (Freundschaft)« transformiert werden sollte (163). Der *erastés* sollte für seinen *eroménos* eine »erzieherische Funktion« ausüben (170ff.) Reinsberg kommt zu dem Ergebnis, daß es wieder »keine sexualmoralischen Normen« waren, »die das homosexuelle Verhalten reglementierten«. Es gab keine »prinzipielle Ablehnung z.B. des Analverkehrs«, sondern seine gesellschaftliche Bewertung war in der »Klassenstruktur der griechischen Gesellschaft« begründet. Deren Klassenlinie verlief in der symbolischen Ordnung zwischen »aktiven Herrschenden« und »passiven Beherrschten«. Wer sich in Lustverhältnissen auf eine passive Position begab, galt als unfähig, politische Herrschaft auszuüben. Sich als Mann penetrieren zu lassen, wurde als »weibisches Verhalten« verachtet. Weder bei Platon noch bei Aristoteles findet sich eine »prinzipielle Empfehlung oder Ablehnung des einen oder anderen Sexualaktes«. Sie sorgten sich allein um den »maßvollen Umgang mit der Lust« (136ff., 193).

Reinsbergs Analyse der Verklammerung von Herrschafts-, Geschlechter- und Lustverhältnissen zeigt, wie ambivalent diese »Ethik« des Maßhaltens der klassischen griechischen Philosophie ist. Sie ist für die Autorin die »eigentliche Kulturleistung und der vornehmste Zug jener zivilisatorischen Bändigung des Sexualtriebes in der griechischen Gesellschaft«. Sicher war es eine Verbesserung der Stellung von »abhängigen Frauen«, wenn »Mißachtungen und Kränkungen« durch Männer in »Grenzen« gehalten wurden (219). Aber mit derselben Ethik wurden die Frauen in untergeordnete Positionen verwiesen. Auch Foucault spricht im zweiten Band von *Sexualität und Wahrheit*, in seiner Untersuchung über den *Gebrauch der Lüste* in der klassischen Epoche, von einer Ethik »der sich selbst begrenzenden Herrschaft« für den Mann, während die Tugend der Frau ihr »Unterwerfungsverhalten« garantieren sollte. Im Rahmen einer zweigeschlechtlichen Ethik bleibt die Forderung nach der »Mäßigung des Gatten« eine »Ethik der Macht« (229ff). Thomas Schwarz (Berlin)

**Thomsen, Dirko: »Techne« als Metapher und als Begriff der sittlichen Einsicht.** Zum Verhältnis von Vernunft und Natur bei Platon und Aristoteles. Karl Alber Verlag, Freiburg, München 1990 (344 S., br., 48,- DM)

Wie schnell das ideologische Terrain der ehemaligen DDR neu besetzt wird, zeigt dieses Buch, dessen Autor, Lehrbeauftragter an der Theologischen Fakultät Rostock, den Arbeitsbegriff moralphilosophisch umzudeuten versucht. Er knüpft dabei an Platon an und interessiert sich für die Analogiebildungen zwischen der technischen Geschicklichkeit des Handwerkers, der »téchne«, und der »Tugend« (23), weil sie es ermöglichen, eine Moralbegründung in einer Zwei-Welten-Lehre zu formulieren, die in der Alltagserfahrung Resonanz finden kann. »Techne ... bezeichnet für Platon das Prinzip jeglicher Ordnung in Kosmos, Staat und Individuum. Es bedeutet damit ein durchweg positives Ordnungswissen, das für den Menschen in einer Zeit der Abwesenheit göttlicher Lenkung die einzige Möglichkeit zu Frieden, Gerechtigkeit und Glück, ja generell zum Überleben darstellt.« (16)

Thomsen artikuliert den Arbeitsbegriff so um, daß er für solche Überlegungen aufnahmefähig wird. Er nutzt dabei die einfache Tatsache, daß sich unterschiedliche Gegenstände zu gleichen Zwecken gebrauchen lassen. Es gebe eine »wesensmäßige Funktion« eines jeden Produktes, die sich »prinzipiell« von den »sichtbaren Gestaltungen« unterscheide (184). Deshalb seien die »Funktionen« unveränderlich, während sich ihre »Realisierungen« historisch unterschieden. Diese »Funktionen« seien identisch mit den platonischen »Ideen« (185, 314). »Diese vorgegebene Ordnung erkennt der jeweils Gebrauchende als ideale Funktion und 'erfindet' den Gegenstand, der in der jeweiligen Situation diese Funktion am besten ausführt.« (191) Hatte Marx Gebrauchswert noch als allgemeinhistorische Notwendigkeit und Produktionswissen als tradierte Erfahrung erkannt, so wird hier der Arbeitsbegriff als Beleg für die Ewigkeit der Herrschaft einer unsichtbaren Ordnungsmacht gedacht, die den sichtbaren Produkten immer schon ihren Platz zugewiesen hat. Diese Macht assoziiert Thomsen mit dem Gesetzesbegriff. Die Gebrauchswerte sind nun nicht mehr nützlich, sondern 'gehören dem Gesetz der Gutheit'. »Vorgegeben ist nur die Funktion, das heißt, die Gesetzmäßigkeit, daß alle ... Funktionen unter einer bestimmten Ordnung stehen müssen, dem Gesetz der Gutheit gehorchen und damit vernünftig sein« müssen (198). Diesem »Gesetz« sind auch die Produzenten immer schon unterstellt. »Das herkömmliche Wissen ... diene der Willkür des Menschen; das neue Wissen (des Sokrates) ... dreht das Verhältnis um: Das Wissen leitet, der Mensch dient dem richtigen Logos, dem Gesetz.« (108)

Den so umartikulierten Arbeitsbegriff überträgt Thomsen auf sein Handlungsmodell: Wie die »téchne« des Handwerkers dem 'Gesetz dient', so soll es durch die moralische »téchne« möglich sein, nicht seinen Interessen zu folgen, sondern dem, »was das moralische Gesetz in uns befiehlt« (117). Interesse und Moral verteilt er auf zwei Welten, die sich als »Natur« und (sich der »Vernunft« offenbarende) »eidetische Wirklichkeit« gegenüberstehen (155). Die als »Natur« artikulierten Interessen assoziiert er mit »Pleonexie« (Habsucht) und »Eigennutz«, die schließlich zum Krieg führen (59), wenn nicht durch eine Gegenwelt reguliert, die »Frieden, Gerechtigkeit und Glück« (16), zusammengefaßt in der 'Idee des Guten', garantieren soll.

Die Konstitution von Interessen in gesellschaftlichen Praxisformen wird ausgeblendet, der 'Krieg aller gegen alle', seit Hobbes Deckbegriff für den bürgerlichen homo oeconomicus, bleibt damit als 'natürliche Gegebenheit' unhinterfragbar. Innergesellschaftliche Konflikte werden zu einem »Antagonismus« zweier Welten (323), gesellschaftliche Handlungsziele wie »Frieden, Gerechtigkeit und Glück« (16) in einer den Individuen unverfügbaren Sphäre angesiedelt. Sie können nur wirksam

werden, indem die Individuen sich dem 'inneren Befehl' eines »übergeordneten Gutes, das sie an das Wohl der Gemeinschaft bindet« (244) unterstellen. Als dessen Realität wird »die Existenz des Staates« eingeführt (ebd.), dessen Gesetzesordnung der Autor als Verkörperung dieses »allgemeinen sittlichen Gesetzes« (186f.) denkt.

Der gesellschaftliche Ort solcher ideologischen Subjektion sind die neuplatonischen Seminare, in denen nun offenbar auch im Osten der Republik die Anwesenheit dieser »letztlich nur geistig schaubare(n) Wirklichkeit« (195, Anm. 228) in Form von »Bildern« (136) – wie beispielsweise der »téchne«-Metapher – beschworen wird, um die Individuen »rhetorisch-politisch zur Handlung, zur Umwendung an(zu)reizen« (19).  
Christoph Kniest (Berlin)

**Patzig, Günther (Hrsg.): Aristoteles' »Politik«.** Akten des XI. Symposion Aristotelicum, Friedrichshafen/Bodensee, 25.8. – 3.9.1987. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1990 (411 S., br., 142,- DM)

Seit 1957 finden an verschiedenen Universitäten in Europa und den Vereinigten Staaten Aristoteles-Symposien statt, an denen jeweils ca. 30 Aristoteles-Spezialisten (einige wenige Frauen sind auch dabei) teilnehmen. Das Thema des hier dokumentierten Symposions machte es möglich, über ein einzelnes Werk zu reden und dabei gesellschaftstheoretische Äußerungen aus anderen aristotelischen Schriften heranzuziehen. Eine Linie, die sich durch die meisten Vorträge zieht, scheint die Antwort auf die Herausforderung durch die Ideologiekritik.

Das Fehlen eines allgemeinen und egalitären Begriffs vom 'Menschen' bei Aristoteles nimmt Günther Bien (Stuttgart) zum Angelpunkt seines Vortrages über die Rezeptionsgeschichte. Seit der »Epochenschwelle« (338) im Zeitalter der bürgerlichen Revolutionen, habe es einen Bruch in der Aristoteles-Rezeption gegeben. Aus der »Normalphilosophie der vorrevolutionären europäischen Gesellschaft« (339), die eine Gleichheit des Menschen nicht kannte, wurde ein kritisiertes oder als ergänzungsbedürftig charakterisierter Text, dem die modernen Philosophen »das Prinzip des Rechtes des Menschen als Menschen« (343) entgegenhielten oder zu applizieren versuchten. Bien nutzt die antike Polis als Folie für eine Apologie und Verklärung des modernen Staates. Er bezeichnet ihn als »Kunstmittel« und als »Veranstaltung der Gruppe gegen sich selbst« (352) zur Wahrung der »Subjektivität« und »Freiheit« (356), indem der Staat die »Inhomogenität der Menschen« (352) durch die Schaffung von permanenten Konfliktaustragungsmöglichkeiten, d.h. staatlichen Institutionen, absichere. Daß es reale Herrschaftsverhältnisse und nicht bloße horizontale Konflikte zwischen Individuen mit unterschiedlichen Vorstellungen sind, die durch die Institutionen des modernen Staates reguliert und reproduziert werden, blendet diese Lektüre ganz und gar aus.

Das Symposion zeigt, welche Schwierigkeiten bis heute bestehen, die großen Texte der Philosophiegeschichte als historische Dokumente zu lesen, und was an 'Philosophie' erst weggearbeitet werden muß, bevor die Texte die Heiligkeit des ewig Gültigen verlieren. Die Grenze zwischen 'historisch Zufälligem' und 'zeitlos Gültigem' ist umkämpft. Der Gründungstext der politischen Theorie wird dabei ausschließlich als 'Philosophie' gelesen, d.h. es wird versucht, im manifesten Text die normativen Prämissen aufzusuchen, die als philosophische, d.h. begründende Voraussetzung auch die politischen Institutionen der Gegenwart untermauern könnten. So formuliert Martha C. Nussbaum (Brown University, Providence, Rhode Island) in ihrem Vortrag über politische Verteilungsgerechtigkeit bei Aristoteles den Wunsch, »Aristoteles' philosophisches Prinzip von seinen unangenehmen und ungerechten Applikationen zu trennen« (170). Sie versucht aus Aristoteles' Konzept der

Verbreitung von Herrschaftstugenden unter der männlichen Elite der Polis eine praktische Verteilungsphilosophie von universaler Gültigkeit zu extrapolieren. Auf diese Weise wird das Spezifische, nämlich die Reservierung der Bürgerrechte und des vollwertigen Menschenstatus für eine kleine männliche Elite, aus Aristoteles' politischer Theorie ausgetrieben, und ein 'fiktiver' Aristoteles geschaffen, der, befreit von den Borniertheiten seiner Zeit, eine Theorie ausgearbeitet hat, die z. B. zur besseren Ernährung der Frauen in der heutigen sogenannten Dritten Welt beitragen könnte. Das Erziehungskonzept des Aristoteles wird dabei zur Umartikulation moderner Verteilungsgerechtigkeit genutzt, bei der es nicht mehr um die Verteilung von Gütern geht, sondern um die 'Verteilung' der Kompetenz, mit Gütern 'richtig' umzugehen. Der Ausdruck »Verteilung von Kompetenzen« wird auf diesem Wege zum Deckbegriff für Erziehung, denn das, was Nussbaum in ihrem Vortrag konsequent als »Verteilung« artikuliert, ist bei Aristoteles nichts anderes als die erzieherische Affektformung bei den jungen Politen, die für den Krieg und für die Herrschaft tauglich gemacht werden sollen.

Stefanie Haacke (Berlin)

**Hossenfelder, Malte: Epikur.** Verlag C.H. Beck, München 1991  
(180 S., br., 24,- DM)

Hossenfelder, der sich mit Epikur und seiner Epoche bereits ausführlich im 3. Band der von Röd herausgegebenen Geschichte der Philosophie beschäftigt hat (München 1985), konzentriert sich in der vorliegenden Arbeit auf die mehr systematische Darlegung des antiken philosophischen Hedonismus. Epikur bringe nicht nur »die erste hedonistische Philosophie« hervor, sondern neben Stoizismus und Skepsis »eine der drei großen individualistischen Philosophien der Antike« (II). Lustbegriff und Individualität bilden so zwei Hauptmotive der Arbeit, Naturphilosophie und Gesellschaftstheorie werden eher am Rande behandelt. Das hat Folgen für das hier gezeichnete Bild eines durch die christliche Tradition gründlich verunstalteten Theoretikers nicht nur von Lust als Abwesenheit der Unlust, sondern durchaus auch der Lüste.

Gewaltsam über die Zeiten hinweg greift die Bemerkung, mit dem Hellenismus werde »der abendländische Individualismus« (II) geboren. Der Wandel von der philosophischen Klassik zum Hellenismus wird so charakterisiert: Jetzt »rückt der Mensch als Individuum in den Blick, wird das Wohlergehen des einzelnen zum eigentlichen Sinn des Daseins. Das hat eine radikale Verinnerlichung aller Werte zur Folge ...« (II) Damit ist fester Kurs auf die Vereinnahmung per Harmlosigkeit in das christlich-germanische Selbstverständnis bundesdeutscher Prägung genommen. Spätestens seit der aufbrechenden Krise der Polis ist – mit Sokrates und den Sophisten – das Auseinandertreten von Individuellem und Gesellschaftlichem ein Grundproblem antiker Kultur. Als politischer Machtfaktor sind die griechischen Gemeinwesen ausgeschaltet, seit das makedonische Großreich und damit die neue hellenistische Epoche installiert wird. Die Konsequenz ist nicht die allgemeine Pflege innerer Sinne angesichts der Mega-Politik, sondern ein anderer Zugang zum Problem. Epikur nimmt anders als Platon und Aristoteles nicht nur Vertreter der Oberschicht in seine Schule auf, sondern – Hossenfelder erwähnt dies – auch Sklaven und Frauen. Da ist auf anderes gezielt als auf die Hülle »Verinnerlichung«, die in Hossenfelders Analyse des *hedonè*-Begriffs vor Epikur zu Recht auch keine Rolle spielt. Es ging um die Frage, ob Lust ein höchstes Gut sein könne oder nicht. Das wichtigste Argument der Gegner war der Verweis auf Instabilität, das der Befürworter (Hossenfelder führt Eudoxos und die Kyrenaiker an) die alltägliche Erfahrung. Epikur komme dagegen zu einer »Privatisierung aller Werte« (53). Die Begründung mit dem

»zentralen Satz seiner gesamten Philosophie« (51): »... alles Gut und Übel ist in der Empfindung«, kann als Beleg nicht überzeugen. Der Ausgangsthese werden Differenzierungen geopfert. Plötzlich ist es »unwahrscheinlich«, daß Epikur »von Hause aus ein Hedonist« (58) war, weil der innere Friede für ihn das höchste Gut sei. Seine lebenspraktischen Ratschläge unterscheiden sich nun nicht mehr »von denen der lustfeindlichen Stoiker« (60). Epikursche Sätze wie die vom Bauch als der »Wurzel und dem Ursprung alles Guten« (Usener Fr., 409) werden von Hossenfelder in den Bereich der Schock-Werbung verwiesen.

Dieser Standpunkt läßt sich nicht mehr aufrechterhalten, wenn es um die aufklärerischen Intentionen Epikurs (Befreiung von Furcht, Aberglauben und Schmerz), eher schon, wenn es um die abgeleiteten Tugenden geht (*phronesis*, praktische Klugheit, von Hossenfelder mit »Ein-sicht« übersetzt. Selbstgenügsamkeit und Freundschaft). Epikur scheint zur Strecke gebracht, wenn das Fazit gezogen wird: Seine Verhaltensregeln »könnte jeder Spießerverein rundweg als Satzung übernehmen« (108). Das ist einem Blickwinkel angemessen, dem die Philosophie des Hellenismus zu einer »Revolution ... allein im Inneren« (108) zusammenschumpft. Die Geschichte des Epikureismus, die doch eine wahre *chronique scandaleuse* der europäischen Philosophiegeschichte darstellt, wird vollends auf ein paar dürre Namensnennungen reduziert und de facto ausgeblendet. Arnold Schölzel (Berlin)

## Sprach- und Literaturwissenschaft

**Schmitz, Ulrich: Postmoderne Concierge: Die »Tagesschau«. Wortwelt und Weltbild der Fernsehnachrichten.** Westdeutscher Verlag, Opladen 1990 (383 S., br., 54,- DM)

»Weißte schon das Neuste? Neuhaus boxt mit Fäuste.« (261) – Mit der Tagesschau gemein hat dieser Kinderreim aus dem Ruhrgebiet, daß sich im Gewand des Allerneuesten Altbekanntes verbirgt. Doch wo die Kleinen in ihrem »mündlichen Grafito« (261) den Namen des Berufsboxers niemals austauschen, etikettiert die Tagesschau allabendlich ihre Mythen von der 'großen, weiten Welt' nach Art der Mode mit je neuen Namen. Was wir schon immer über die Nachrichtenmedien zu wissen vermeinten, versucht Ulrich Schmitz in seiner Habilitationsschrift mit linguistischer Analytik allererst zu ermitteln. Am Ende der auf dem Sprachmaterial der 20-Uhr-Sendungen der Tagesschau vom Januar 1978 basierenden Untersuchung wird deutlich, wie sehr die Wortwelt das Weltbild prägt und sich die Ideologie der Tagesschau schon in ihrer »inneren Textform« (20) ausfindig machen läßt.

»Sicherheit als Dienstleistung« – diese Aufgabe der Concierge ist in der Tagesschau »Botschaft über die Wirklichkeit und zugleich Funktion der Fernsehnachricht selbst« (238). Dabei teilt die Tagesschau mit dieser Figur der klassischen Moderne ihre »durch Ausplaudern der Nachricht zugleich hergestellt(e) wie zerstört(e) Macht« (270). Auch die Tele-Concierge sorgt für Ordnung – jedoch »für ideologische, immaterielle in der großen Welt« (272), was sie andererseits zur postmodernen Instanz macht, die den Ausstieg »aus dem Fluß der Geschichte« (274) betreibt. Als postmoderne Concierge gebietet die Tagesschau einem *anything goes* der Sensation Einschränkung und Institutionalisierung zugleich, indem sie als Betrieb für Herrschaft, Ordnung und Information die Beliebigkeit zum Programm, die Erzählung aus Stückwerk zu ihrem Verfahren erhebt. Dabei hat sie Teil an raumzeitlichen Veränderungen: Die Erfahrung allabendlicher Gegenwart, eines ständigen 'Heute' entspricht einer »'chronophagen' Kapitulation« (229) vor der sich ausdehnenden



Gegenwart (nach Alexander Kluge). Dem »Reisemarathon« (233) der Akteure korrespondiert eine »Topologie ohne Entfernungen« (232), die für den immobilen Zuschauer »die ganze Welt zur Insel verdichtet« (234), auf der die Raumpunkte »alle gleich weit ... voneinander entfernt und gleich gültig« (232) erscheinen. Die Tagesschau läßt nur eine »in zahllose atomare Fakten« (235) zerlegte Berichtswelt zu: Geschehen wird dargestellt als ein »namenlose(s) Universalgeschick ohne narrative Begründung«; schicksalhaft »hereinbrechendes Unheil« wird durch »hektische Regsamkeit« (235) zuständiger Institutionen beantwortet. Nicht Menschen handeln, sondern »Inhaber von Ämtern« (240) verhandeln. Die Tagesschau-Welt ist in erster Linie »eine Welt der Diskurse« (158), eine Welt der Sprechakte, denen das sprechende Subjekt abhanden gekommen ist.

Diese Verfahren der Entsubjektivierung und Diskursivierung lassen sich bereits in der quantitativen Analyse des Wortschatzes (Kap. 3) der Tagesschau aufzeigen – wenn das Wort Menschen im Themenbereich BRD-DDR dem Tabuwortschatz angehört (92) oder die Untersuchung der Wortklassen (Kap. 4) die Häufung von *verba dicendi*, also Verben, die Sprechakte bezeichnen, zu den »signifikantesten Merkmalen der Nachrichtensprache« (118) rechnet. Kaum anzuzweifeln sind die Ergebnisse solcher »methodisch sicheren (harten) Analyse« (125), doch stellt sich die Frage der Systematik, wo die analytischen Kategorien der Textbeschreibung (Kap. 2) zwar theoretisch untermauert, aber doch entlang den pragmatischen Notwendigkeiten des Materials gewonnen werden. So teilt Schmitz die Textsorten gemäß der Sprechersituationen ein (Sprecher im Bild; zweiter Sprecher, der zu Filmberichten einen redaktionell gefertigten Text live aus dem Off verliest, usw. [42]) und übernimmt zur Klassifikation der Themenbereiche die Einteilungen seitens der Redaktion (47). Da allerdings ideologische Effekte sich nicht auf Restriktionen des Wortschatzes beschränken, geht Schmitz weiter zur semantischen Analyse größerer Bedeutungseinheiten. Er destilliert zunächst die »kleinsten erzählerischen Einheiten der Nachrichten« heraus, von ihm »Züge« (131) genannt, wobei dem »nachrichteneröffnenden Zug« als einer »Diskurswelt ... in nuce« besondere Bedeutung auch für die offene Form der Fernsehnachricht zukommt. Auffällig ist dabei das geringe Maß an Vorgaben und Regeln für die Zusammenstellung der Züge – eine »Mischung von begrenztem Repertoire und kaum begrenzter Freiheit der Auswahl. Muster und fertiger Satz verhalten sich zueinander wie Halbzeug und Fertigfabrikat« (142). Unter Abzug der deiktischen Bezüge sucht Schmitz das Symbolfeld (nach Bühler) der Tagesschau zu erstellen (Kap. 6). Anhand einer Anordnung des Materials nach semantischen Ähnlichkeiten kann er einen Mechanismus aufzeigen, welcher »das Weltbild der 'Tagesschau' als ein Raster erscheinen läßt, in das die tagesaktuellen Bezüge ... nur noch eingehängt zu werden brauchen.« (153) Konstruktion von Wirklichkeit wird als ein »konstantes kognitives Netz« bereits in den elementaren Formen der »Vertextung« (163) von Nachrichten wirksam. In verschiedenen Schritten der Indizierung und Umgruppierung der Satzserien werden »Tableaus« (167) der Tagesschau-Welt erstellt, verstanden als »mentale Magazine von Vor-Gedachtem« (181). Dabei unterstellt Schmitz doch noch so etwas wie einen narrativen Supercode, wenn er die zugrunde liegenden Bedeutungsfelder auf »zwei grundlegende Dimensionen« zurückführt, die »Erscheinungsformen des Gegensatzes von Heil und Unheil« und die »Erscheinungsformen der ... Bewegung« (184). Von einer Erzählung unterscheidet die Tagesschau dabei jedoch das Fehlen jeglicher Kausalität und handelnder Subjekte; ihr Bild ist das einer »disintegrierte(n) Welt« (225).

Die Textform der Tagesschau und die Form ihrer Textgenerierung aus stereotypem Stückwerk scheint ein Kinderspiel: Ein von Schmitz auf Basis seiner Analysen

entwickeltes Computerprogramm (Kap. 8) vermag die tägliche Sendung in »66 Sekunden Rechenzeit« (350) zu simulieren. Doch dient es nicht der mediengerechten Nutzenwendung der eigenen Analysen, deren Konsequenz vielmehr im Aufbrechen der strukturellen Starrheit läge. Eher schon verdeutlicht die Simulierbarkeit der Tagesschau, was auch ein Abgleich der textanalytischen Ergebnisse an einer zehn Jahre jüngeren Sequenz bestätigt: »Offener Code und geschlossene Enzyklopädie« (225) ermöglichen eine fast unerschöpfliche Kombinatorik. Nicht Information, die allein im vermeintlichen Neuigkeitswert der austauschbaren Eigennamen bestünde, hat in der Tagesschau die Erzählung abgelöst, diese wird vielmehr als medialer Mythos, als »Heilsgeschichte in Stücken« (261) fortgesetzt.

Ein Bild des 19. Jahrhunderts wird zur Metapher der in der Tagesschau vorherrschenden Repräsentationsformen: An der Stelle, die in der bürgerlichen Interieur von Adolf Menzels menschenleerem »Balkonzimmer« der Spiegel einnimmt, befände sich heute wohl der Fernsehapparat. Doch beider Prinzip ist das nämliche: »syntagmatische Vielfalt« und »paradigmatische Einfalt« – »was immer Neues passieren mag, man wird auf alte Weise mit ihm fertig werden« (22). Als biedere Concierge ist die Tagesschau für viele vielleicht der letzte Kontakt mit der deutschen Schriftsprache; die mit dem Kabelfernsehen einhergehende Bilderflut kündigt von neuen Weisen der Nachrichtensendung – Gründe genug, auch für Nicht-Linguisten, die fundierten Analysen des Bandes aufzugreifen und an den neuen Bildwelten, die vielleicht doch nur die alten sind, weiterzuentwickeln.

Nana Badenbergh (Berlin)

**Palmstierna-Weiss, Gunilla, und Jürgen Schutte (Hrsg.): Peter Weiss. Leben und Werk.** Suhrkamp, Frankfurt/Main 1991 (345 S., br., 36,- DM)

Auch zehn Jahre nach seinem Tod bleibt sein Werk aktuell, nicht zuletzt auf Grund seiner Vielschichtigkeit: Peter Weiss begann als Maler, Filmemacher und Autor erst spät wahrgenommener Texte, war Dramatiker – Provokationen wie *Die Ermittlung* oder *Marat/Sade* sind mittlerweile zu Klassikern geworden – und fand überaus erfolgreich zur Literatur zurück – die Ausgaben der *Ästhetik des Widerstands* tendieren in's Unüberschaubare. Eine Ausstellung, 1991 in Berlin und in Stockholm durchgeführt, stellte sein »Leben und Werk« vor und, mehr noch: zur Diskussion. Dieses Bemühen setzt ein als Katalog erschienener Band fort, den Ausstellungsorten entsprechend zweisprachig veröffentlicht, der Aufsätze versammelt, die in verschiedene Schaffensphasen und Werkaspekte einführen, und außerdem Erinnerungen von Freunden, diverse Fotos, 18 farbige Gemäldereproduktionen, zwei bisher unveröffentlichte Eintragungen, die Weiss im August 1970 nach seinem Herzinfarkt schrieb, und schließlich eine »Chronik zu Leben und Werk« enthält.

Nach (pflicht-)üblicher 'Einleitung und Vorwort' ist abgedruckt die Trauerrede, die Olof Lagercrantz im Mai 1982 hielt. In biographische Hintergründe führen drei Aufsätze; Heinrich Vormweg macht auf die frühen, vor allem durch den Tod der zwölfjährigen Schwester Margit (1932) motivierten literarischen Versuche von Weiss aufmerksam und zieht dazu das weitgehend unerforschte und kaum veröffentlichte Material aus dem Archiv in der Westberliner Akademie der Künste hinzu. Was der sich neu politisch orientierende Weiss der sechziger Jahre etwa in der *Laokoon*-Rede (vgl. ders.: *Rapporte*, Frankfurt/M. 1968) als Medienwechsel seiner Kunst und als deren ästhetische Eigenarten darstellte: vom schreckensaffizierten Bild zum politisierenden Wort, das gilt für seine Entwicklung nur sehr bedingt, arbeitete Weiss doch in einer ersten Phase künstlerischer Kreativität mit Prosa, Gedichten und Zeichnungen, allerdings auf dem eher niedrigen Niveau eines eben noch nicht Zwanzigjährigen.

Eine weitere Fehldeutung des in seinen Selbstentwürfen mit dem eigenen Werdegang eher konstruktivistisch denn detailgetreu umgehenden Weiss deckt Helmut Müssener auf, wenn er dessen Versuche, sich im schwedischen Exil als Maler zu etablieren, nachzeichnet: Weder blieben, was die künstlerischen Chancen anbelangt, seine Bilder so unbeachtet, wie manche Äußerungen glauben machen, noch stand, was für die 'politische Biographie' wichtig ist, der materiell abgesicherte und von Schwierigkeiten mit Visum und Aufenthaltsgenehmigung unbelastete Peter Weiss auf einer Stufe mit jenen Emigranten, die politisch oder rassistisch verfolgt bzw. hilflose Opfer des Krieges waren. Wie schon Vormweg kann auch Müssener auf bisher unveröffentlichtes Material, insbesondere auf Briefe zurückgreifen.

Per Drougge und Ilmar Laaban widmen sich dem Maler Weiss; ersterer eher orientiert an der Lebens- und Entwicklungsgeschichte des Künstlers, der zweite systematisierend nach fünf Phasen, die in den Collagen und den ersten literarischen Erfolg, *Der Schatten des Körpers des Kutschers*, einmünden. Drougges Versuche, frühes kunstbildnerisches mit späterem literarischem Schaffen zu parallelisieren, wirken eher assoziativ denn evident; exemplarisch vielleicht seine irrige Behauptung, in der *Ästhetik des Widerstands* werde »jeder Teil eingeleitet ... durch Beschreibungen von Burgen und Tempeln« (81).

Bei den analytisch orientierten Aufsätze fällt vor allem die mangelnde Beachtung jener Widersprüche auf, die sowohl das Schaffen als auch die Rezeption von Weiss bestimmen. Ist doch sein Werk, neben der biographisch evidenten, immer wieder explizit formulierten oder im und am Medium der Sprache reflektierten Heimatlosigkeit, geprägt von der Zerrissenheit und Vermittlung zwischen zwei Polen. In literarischen Figuren und Formen von Weiss formuliert: Wie sind Rimbaud und Marx (in der *Ästhetik*), wie de Sade und Marat (das Theaterstück), wie die Dadaisten und Lenin (*Trotzki im Exil*) so zu vergegenwärtigen, und wie lassen sich biographische (z.B. *Fluchtpunkt*) und dokumentarische (*Ermittlung*), wie surrealistische (*Schatten des Körpers* ...) und agitatorische (*Viet Nam-Diskurs*) Formen dergestalt vermitteln, daß das in ihnen Repräsentierte eine künstlerisch-politische Identität freisetzt? Neues Material, darauf weisen – unterschiedlich motiviert – die Aufsätze einerseits von Günter Giesenfeld und andererseits von Alfons Söllner sowie Klaus Scherpe unter allerdings verschiedenen Vorzeichen hin, könnten Weiss' noch schwer zu übersehende und nur fragmentarisch überlieferte Arbeiten zu Dante liefern.

Günter Giesenfeld und Manfred Haiduk präsentieren noch einmal die politische, nach Engagement fragende Lektüre von Weiss, während Christa Grimm unter dem Leitbegriff der »Fremdheit« und mit vielen Belegen verdeutlicht, wie sehr 'Wahrheit' in Weiss' Literatur verknüpft wird mit Vertiefung der Wahrnehmung und Genauigkeit einer keineswegs diskursiv-normativen Darstellung. In diesem Kontext ist Michaela Holdenried hervorzuheben, die frühe Texte von Weiss als autobiographische Fiktion unter Hinzuziehung psychoanalytischer Fragestellungen von älteren Formen biographischer Literatur abgrenzt. Hieran knüpft Söllners politsoziologischer Ansatz, das *Œuvre* als literarische Form wider die Verdrängung zu aktualisieren: Unter dieser Fragestellung wird Weiss mittlerweile nicht nur bezogen auf den Faschismus, sondern auch auf den Stalinismus diskutiert.

Wie wenig eine geschichtlich abgesicherte und gesellschaftlich verbürgte Identität im Werk von Weiss entworfen wird, verdeutlicht Scherpe noch einmal an der *Ästhetik des Widerstands*, deren ästhetisches Gelingen er, nach der etwas überholt anmutenden Durchforstung nach biographischen und proletarischen Elementen, darin sieht, daß sie den Widerspruch der explizit und darstellerisch anvisierten Identität zum Material und zum Gang der historischen Entwicklung offenhält. Der mit dieser

Offenheit wirksame Stachel, daß die politischen ebenso wie die biographischen Identitätsentwürfe des Peter Weiss Konstruktionen innerhalb einer Suche nach Zusammenhang, nicht aber der anvisierte Zusammenhang selbst sind, diese zu immer neuer Reflexion nötigende Sperrigkeit der Werke läßt der Sammelband in seiner Gesamtheit eher nur ahnen denn wirksam werden. Schuld daran trägt nicht zuletzt die unsystematische Reihung der Beiträge.

Mehr noch ist dem herausgebenden Suhrkamp-Verlag, der Weiss ohnehin, bezogen auf Frühes und Unbekannteres, sehr stiefmütterlich behandelt (*Avantgarde Film* ist seit über drei Jahren angekündigt), Gedanken- und Lieblosigkeit im Umgang mit einem seiner 'Paradeautoren' vorzuhalten: Der Katalogeinband wäre, was Material und Gestaltung betrifft, eines auf Dissertationen spezialisierten Kleinverlags würdig, und die Bebilderung der Aufsätze erzeugt Desorientierung: Auszumachen wäre höchstens das Prinzip, Passendes zu einem Aufsatz je im nächsten einzustreuen. Bleibt resümierend zu diesem Band jenes »und doch«, das in der *Ästhetik des Widerstands* das Ungesicherte und Umstrittene in Geltung hält.

Rainer Koch (Hannover)

**Bommert, Christian: Peter Weiss und der Surrealismus.** Poetische Verfahrensweisen in der »Ästhetik des Widerstands«. Westdeutscher Verlag, Opladen 1991 (195 S., br., 36,- DM)

Der Surrealismus ist Peter Weiss immer wieder ein Anlaß für die eigene ästhetische Standortbestimmung gewesen. Schon in seinen Gemälden, in frühen Texten wie den »Besiegten« oder experimentellen Filmen wie »Das Atelier des Dr. Faust« ist der surrealistische Einfluß unverkennbar. Von der Auseinandersetzung zeugen Essays und Notizen, und auch in vielen literarischen Hauptwerken finden sich deutliche Spuren surrealistischer Verfahrensweisen. Bommert hat also ein lohnendes Thema gewählt. Seine Bearbeitung desselben löst aber die Lektüreeerwartung in vielerlei Hinsicht nicht ein.

Der Studie liegt die Unterscheidung von Ratio und Imagination zugrunde, Phänomene wie Traum und Phantasie subsumiert der Autor unter die zweite Kategorie. Der Surrealismus habe die Imagination zu befreien versucht, weshalb Bommert ihn als Ursprung für jene Tendenzen in der »Ästhetik des Widerstands« heranzieht, die inhaltlich und formal auf Traum und Imagination bezogen sind. Er geht dabei von »der Denkfigur zweier selbständiger, komplementärer Erkenntnisweisen« (168) aus, die Weiss in »eine Balance« (69) habe bringen wollen: »Wo Begriff und Logik die Welt vereindeutigen und stets zu verfehlen drohen, erweisen sich die Tugenden der Imagination; in deren Vieldeutigkeit aber bliebe das Subjekt letztlich entscheidungs- und handlungsunfähig.« (69f.) In dieser Konzeption bleibt die Imagination der Rationalität äußerlich. Wäre es nicht folgerichtig, das »Nützlichkeitsdenken« (69) selbst in Frage zu stellen, das die Sicht der Welt auf das Machbare zurechtstutzt? Bommert will die »Kombination« (ebd.) beider Fähigkeiten nicht als simple Addition begriffen wissen. Darauf aber läuft seine Interpretation der »Ästhetik des Widerstands« hinaus, weil er nicht die dialektische Durchdrungenheit beider Vermögen denkt: Bei ihm sollen beide maximal ausgebildet werden, um »alle nur möglichen Energien für den Widerstand zu mobilisieren« (ebd.). Mit diesem außerliterarischen Handlungspostulat, das Bommerts Untersuchung durchgehend zugrunde liegt, verfehlt er den Kunstwerkcharakter der »Ästhetik des Widerstands«. Obwohl er einräumt, der Autor dürfe nicht mit dem Erzähler verwechselt werden – allenfalls könnten die »Reflexionen ..., die das Ich ... vollzieht, auf Positionen des Autors verweisen« (21) –, synonymisiert er sie in seiner Textarbeit und mißachtet deshalb die konstitutive Pluralität

des Werkes, indem er die Zentralinstanz Erzähler/Autor aus dem Figurengeflecht heraushebt. Als Legitimation hierfür dient ihm Weiss' Wort von der 'Wunschautobiographie' (vgl. 21), das er unhinterfragt übernimmt und sich damit sowohl über eine lange Forschungsdebatte als auch über Weiss' eigene Bedenken gegenüber dieser Prägung hinwegsetzt.

Über Bommerts Interpretation des Surrealismus braucht hier nicht viel gesagt zu werden, denn erstens schränkt der Autor die Materialbasis unverständlicher Weise, ohne dem Leser dafür ein Argument zu geben, »weitgehend auf die 'Manifeste' Bretons« (63) ein. Zweitens verrechnet er den Surrealismus nahezu ausschließlich auf die bekannten Thesen P. Bürgers, der schon in den siebziger Jahren, z.B. an Bretons »Nadja«, gezeigt hatte, daß die surrealistische Obsession mit dem Zufall (*hasard objectif*) und dem Wunderbaren zwar eine fruchtbare Seite hat, weil sie die instrumentelle Rationalität kritisiert, daß sie aber mit der Hypostasierung eines nicht vom Menschen gesetzten Sinnes in den Dingen zugleich anti-emanzipativen Mustern zuarbeitet. Bürger benannte damit eine dem Surrealismus innewohnende Dialektik von Befreiung und Inhumanität. Bei Bommert bleibt unklar, wie die Werke von Weiss, insbesondere die »Ästhetik des Widerstands«, zum Surrealismus stehen. Heißt es zunächst, Weiss wolle den Traum mit dem Wirklichen verschmelzen und habe eine »spätsurrealistische Programmatik« (29), so wird Weiss' Erzählverfahren später »als ein Programm ..., das mit den surrealistischen Praktiken wenig gemein hat« (163), charakterisiert. Auch Bommerts Untersuchung der »Ästhetik des Widerstands« bringt der Forschung, vielleicht mit Ausnahme einiger Details, keine neuen Ergebnisse. Warum dieses so ist, kann an seiner Aneignung der Géricault-Passage überprüft werden. Obwohl zu ihr schon zahlreiche Studien vorliegen, berücksichtigt er keine einzige von ihnen und bleibt hinter den bekannten Interpretationen zurück. Überhaupt praktiziert der Autor über weite Strecken eher ein behauptendes als ein belegendes Verfahren.

Sven Kramer (Hamburg)

**Bhabha, Homi K. (Hrsg.): Nation and Narration.** Routledge, London 1990 (333 S., br., 35 £)

Im Bild eines 'modernen Janus' versucht Homi K. Bhabha, die Vielzahl widersprüchlicher Impulse zu reflektieren, die bei Darstellungen der Nation wirksam werden. Bhabhas Konzept, »Nation *als* Narration« (4) zu denken, ist Ergebnis einschlägiger Studien der letzten Zeit, in erster Linie Benedict Andersons *Imagined Communities* (1983). Anderson untersucht ein Konzept von Nation als Form einer narrativen Anrede, die eine grundsätzliche Differenz gegenüber der Vergangenheit behauptet (die »moderne« Nation vs. der älteren Vorstellung vom *Empire*), zugleich aber in einer offensichtlich gegensätzlichen Gebärde die Bindung an eine 'unvordenkliche Vergangenheit' und eine 'grenzenlose Zukunft' heraufbeschwört. Jede Verknüpfung der Termini Nation und Narration muß, so Anderson, einen neuentstehenden Diskurs berücksichtigen, der diese Spannung von Kontinuität *und* Bruch, Einvernahme *und* Ausgrenzung in sich trägt. Eine solche Lektüre liefe all jener Theorie zuwider, die sich ausschließlich auf einen der beiden Aspekte kapriziert hat – Ansätze, Nation als staatlichen Unterdrückungsmechanismus zu lesen, oder – im extremen Gegensatz dazu – für utopische Befreiungsvisionen zu reklamieren. Im Rahmen dieser »spezifischen Ambivalenz« (1) besteht das vorliegende Projekt im Aufspüren jener »Zwischenräume, in denen die Bedeutungen kultureller und politischer Autorität ausgehandelt werden« (4).

Die besten Arbeiten des Bandes ermitteln diese 'Zwischenräume' gerade in der Analyse der Heterogenität einzelner Texte. So betrachtet Sneja Gunew am Beispiel

Australiens die Rhetorik 'multikultureller' Bildungsprogramme, die sich der dominanten anglo-irischen Identität widersetzt haben. Deren »Erzählung Australiens« (99), die den liberalen Anspruch des kulturellen Pluralismus begründet hatte, war ausschließlich auf die gegenseitige Tolerierung britischer und irischer Einwanderer in ihren Divergenzen bezogen gewesen. Autoren nicht anglo-irischer Herkunft stellen nun nach Gunew die Grenzen dieses Konsenses der öffentlichen Sphäre in Frage. Simon During dagegen plädiert in seiner Untersuchung von moderner Prosa, die »Repräsentationsformen des gesellschaftlichen Lebens bereitstellt« (142), für eine Unterscheidung verschiedener Nationalismen. Sein Eintreten für Vielfalt führt gerade zur Verteidigung eines Begriffs von australischem Nationalismus als »mit Freiheit verbunden, da er uns den Widerstand gegen kulturellen und ökonomischen Imperialismus ermöglicht« (139).

Der Kontrast zwischen den Analysen Durings und Gunews macht deutlich, daß sich auch kritische Darstellungen wie die der hier versammelten Arbeiten auf unkämpftem Terrain bewegen, da – wie Bhabha in seinem Beitrag »DissemiNation« betont – der Bereich nationaler Repräsentation von »heterogenen Geschichten einander gegenüberstehender Völker, antagonistischer Autoritäten und spannungsgeladener Räume« (299) ausgefüllt ist. Diese Einsicht ist es vielleicht, die einige der Autoren veranlaßt, neben kanonisch gewordenen fiktionalen auch theoretische Arbeiten einer neuen Analyse zu unterziehen. Martin Thom etwa liest Ernest Renans Essay »Qu'est-ce qu'une nation?« (1882) als einen Versuch zur Festschreibung einer Mythologie des Französischen durch die Berufung auf ihre 'germanischen' Wurzeln. Indem er Renans Rede im historischen Kontext situiert, kann er zeigen, wie sie als Polemik gegen soziologische Diskurse fungierte, welche die französische Identität auf eine romanisierte, klassische Tradition gründeten. David Simpson verfolgt die stilistische Entwicklung Walt Whitmans vor dem Hintergrund einer Tradition der Literaturkritik, die dazu tendiert hat, den Autor als großen Verfechter egalitärer und demokratischer Ideale zu mythisieren. In einer der Argumentation Gunews vergleichbaren Bewegung zeigt Simpson, wie der Befreiungsdiskurs jenen Aspekt in Whitmans Werk verschleiert hat, der gerade die kulturelle Andersartigkeit nicht angloamerikanischer Traditionen ausschließt. Rachel Bowlbys Beitrag »Breakfast in America« versucht aufzuweisen, daß Harriet Beecher-Stowes *Onkel Toms Hütte*, aber auch neuere Interpretationen des Romans, sich eines ambivalenten kulturellen Codes von 'Weiblichkeit' bedienen, der zugleich gängigen Vorstellungen von amerikanischer 'Freiheit' zugrunde liegt.

All diese Arbeiten zeigen die Notwendigkeit sowohl retrospektiver Forschung, welche die Rolle, die Texte bei der Herausbildung nationaler Konstruktionen gespielt haben, offenlegt, als auch introspektiver, selbstkritischer Analyse der aktuellen Debatten. Bhabhas Plädoyer für einen »Internationalismus« (4f.) erstreckt sich auf das gesamte Gebiet der Literatur- und Kulturkritik und soll diesem amorphen Bereich neue Perspektiven eröffnen. In mancher Hinsicht bleibt das vorgelegte Ergebnis hinter diesem Anspruch zurück, da es sich häufig als einseitig von jenen angloamerikanischen Denkrichtungen beeinflußt erweist, die sich an etablierten linken Kritikern wie Terry Eagleton, Edward Said und Fredric Jameson orientieren. Auch entstammen die analysierten Texte mit wenigen Ausnahmen dem englischsprachigen Fundus. Zwar handelt es sich dabei nicht um eine geschlossene, einheitliche Sphäre – Englisch ist, wie Salman Rushdie sagt, »nicht länger eine englische Sprache«, sondern »entwächst nun vielen Wurzeln« (48); dennoch wären Arbeiten zur Erforschung anderer Sprachräume eine willkommene Ergänzung des Bands gewesen. James Sneads Beitrag gibt eine Vorstellung von der kritischen Haltung, die

künftige Anstrengungen auf diesem Gebiet einzunehmen hätten. Er wendet sich gegen eine universalistische Rhetorik, für die das »Anthologisieren« nur eine Spielart der Einebnung kultureller Differenzen ist, und eröffnet eine alternative Erkenntnisstrategie, die er mit Ishmael Reed »Kulturansteckung« nennt (245). Diese berücksichtigt, so Snead, gerade das Moment der Begegnung von disparaten, häufig auch »ungleichzeitigen« Kulturen; eine Begegnung, die Energien freisetzen soll, um zugleich neue Identitäten zu schaffen und bestehende Grenzen zu sprengen. Sneads eigener Ansatz ist zweifellos von dieser Energie gespeist, 'Zwischenräume' in der Erforschung von Kulturen, Nation und Narration ausfindig zu machen.

Assenka Oksiloff (Minneapolis)

**Scholes, Robert: *Protocols of Reading*.** Yale University Press, New Haven und London 1989 (164 S., Ln., 22,50 \$/ 16,- £)

Von Vertretern der Rezeptionsästhetik wird Literatur häufig begriffen als freie Interaktion zwischen Autor- und Lesersubjekt. Scholes' »Essay in drei Teilen« (ix) setzt der dabei drohenden Auflösung kultureller Objektivationen in die Beliebigkeit individueller Erfahrungen die These entgegen, die möglichen Lektüren eines Texts seien ebenso präformiert wie etwa seine Gattungszugehörigkeit: »Die Aktivität des Lesens besteht darin, sich Zeichen und Texte zu erarbeiten, um unsere eigenen Situationen sowohl in ihrer Besonderheit als auch in ihrer Geschichtlichkeit besser zu verstehen« (18). Sein Versuch einer semiotischen Rehistorisierung des Rezeptionsakts analysiert so disparate Gegenstandsbereiche wie Literatur, Werbespots, ästhetische Theorien, Bio- und Photographien – und subjektive Erfahrungen, womit er LeserInnen provoziert, sich auf seine Thesen stärker einzulassen, als es literaturwissenschaftlichen Texten gegenüber der Fall zu sein pflegt. Eine seiner Beispielenketten beginnt mit einer Bildinterpretation: Eine Japanerin wäscht ihre durch eine Quecksilbervergiftung verkrüppelte Tochter, ein Foto, mit dem in den siebziger Jahren eine Bürgerinitiative gegen industrielle Umweltverschmutzung kämpfte. Der amerikanische Fotograf sah diese Szene als Positur der Pietà, die Scholes seinerseits zu Stephen Dedalus' Reflexionen über den *amor matris* in Joyces *Ulysses* und schließlich zu Erlebnissen der eigenen Autobiographie führt. Die hierin zur Schau gestellte Subjektivität der Methode allerdings teilt Scholes mit der Rezeptionsästhetik.

Der Verfasser geht, die Analyse zweier Videospots resümierend, davon aus, daß »Zuschauer in ihren ideologischen Positionierungen bestätigt werden« (121). Eine Bier-Werbung, deren Rhetorik Spielformen des amerikanischen Lieblingssports Baseball übernimmt, verkauft »zunächst den *American Way of Life* und dann erst ihre Biermarke, indem sie zwischen Produkt und Nation eine metonymische Verbindung herstellt« (124). Das immer schon konditionierte Subjekt bleibt gleichwohl politisch interventionsfähig. So konzipiert der dritte und längste Teil in polemischer Abgrenzung zu der von J. Hillis Miller 1987 postulierten »Ethik des Lesens« als von außersprachlichen Belangen separierter Sphäre eine Theorie des Lesens als »Entwurf des Handelns« (91). Ein Beispiel ist die Feminismuskonversation der letzten Jahre: Während Derrida, der das Handeln gegen patriarchale Praktiken als selbst patriarchal beeinflusst entlarven will, den Feminismus als »'eine Form des Phallogozentrismus unter vielen anderen'« (100) nur *liest*, insistiert Scholes darauf, daß Frauen unter der Männerherrschaft spezifische Erfahrungen machen und aus ihnen heraus *handeln*. Durch die Konstruktion eines »Nirwana, in dem alle Erfahrung transzendiert wird« (95), verzichte der Dekonstruktivismus auf jegliches Engagement, um seine Freiheit zu bewahren, während für Scholes der Feminismus seine Grenzen gerade strategisch

zu nutzen versucht. An anderer Stelle liest der Autor drei Biographien des frühen 20. Jahrhunderts im Hinblick auf ihre aus subjektiven Erfahrungen resultierenden Brüche. Die Enttäuschung Joyces, Mussolinis und Lukács' über den eigenen jugendlich-idealistischen Sozialismus habe verschiedene »Zielverschiebungen« (29) zur Folge gehabt. So stellte Joyce den sozial verantwortungslosen absoluten Künstler ins Zentrum seiner ästhetischen Weltanschauung. Das religiöse Pathos der Kunst sei eine ästhetische Ersatzreligion für die verlorenen Ideale, Mussolinis Faschismus eine politische (31). Lukács dagegen habe dort, wo Joyce zur Kunst wechselte, aus ethischen Gründen den Schritt zur Revolution gemacht. Als Literaturtheoretiker jedoch »bekämpfte er bis zuletzt den eigenen, kulturell induzierten Hang zur Moderne« (48), den er auf Joyce projizierte. Mit dieser Methode setzt Scholes sich ertragreich zwischen alle Lehrstühle: Das Genre Biographie wird ihm zum interdisziplinären Diskurs, der politische Frontbildungen, soziale Codes sowie geistesgeschichtliche Werte umfaßt.

Scholes' Darstellungsweise bringt Schwierigkeiten mit sich, wo sein assoziatives Vorgehen unterschieds- und kommentarlos Analysen heterogener Materialien aneinanderreihet (so im 3. Teil Gedichte, Werbespots, viktorianische Romane, Popsongs und Moraltheorien). Mag ein solches Verfahren auch mit dem Hinweis auf einen erweiterten Lesebegriff gerechtfertigt sein (»Dem Lesen eignet zuviel Kunst und Talent, als daß es sich gänzlich der Methodologisierung ergeben könnte«, 2), so hinterläßt es doch den Eindruck, der Verfasser habe weniger den versprochenen Essay als vielmehr Miszellaneen der letzten Jahre vorgelegt. Auch bleibt sein Modell defizitär, wo es sich darauf beschränkt, die Berücksichtigung der Geschichtlichkeit jeglichen Lesens theoretisch einzuklagen (18), ohne in der inhaltlichen Ausführung der eigenen Analysen die konkreten soziohistorischen Voraussetzungen, die expandierende Ästhetisierung des Alltags auszuloten. Ulrich Blumenbach (Berlin)

**Fish, Stanley: Doing What Comes Naturally.** Change, Rhetoric, and the Practice of Theory in Literary and Legal Studies. Clarendon Press, Oxford 1989 (x, 613 S., br., 35,- £)

Stanley Fishs erstmals 1976 vorgestelltes Konzept der Interpretationsgemeinschaft zählt in den USA zu den festen Größen im Theoriegeschäft. Hierzulande hat Fish in seinen Anfängen als Rezeptionsästhetiker im Schatten der Konstanzer Schule gestanden, später, als Vertreter postmoderner Literaturtheorie, in dem anderer amerikanischer Autoren wie de Man, Hartman oder Miller. In den jetzt gesammelt vorliegenden Aufsätzen der achtziger Jahre hat Fish es vorgezogen, weniger in die Tiefe als in die Breite zu gehen, sich besonders auch der juristischen Hermeneutik zuzuwenden, und damit eine gewisse gedankliche Stagnation in Kauf genommen. Gleich auf welchem Gebiet – die vorgebrachten Argumente lassen sich auf einige wenige Urthesen zurückführen, was einen Wiederholungseffekt nach sich zieht, der Fish zwar bewußt (»alle Aufsätze in diesem Buch sind gleich«, ix), nicht aber peinlich ist; steht doch die Folgerichtigkeit seines Gedankengangs auf der im einleitenden Essay nochmals beschrifteten »Anti-Formalist Road« für ihn außer Zweifel.

Der Begriff Antiformalismus verweist auf die ursprüngliche Stoßrichtung der rezeptionsästhetischen Theoriebildung. Gegen das Verdikt der *New Critics* Wimsatt und Beardsley wider die leserorientierte Interpretation (»The Affective Fallacy«, 1949) setzte Fish 1970 seine »Affective Stylistics«, um dann aber feststellen zu müssen, daß jede Analyse eines idealisierten Lesevorgangs nicht nur eines *common reader*, sondern auch eines objektiv gegebenen Texts bedarf, »eines Gegenstands, in bezug auf den Leseraktivitäten für einheitlich erklärt werden« können, wodurch sie



auf die Grundannahme werkimmanenter Interpretation zurückgeworfen ist. Der Titel der hier kurz zitierten Einleitung zu *Is There a Text in This Class?* (1980), »How I Stopped Worrying and Learned to Love Interpretation«, brachte die aus dieser Einsicht gezogene Konsequenz auf eine einprägsame Formel. Für Fish kann es kein Jenseits der Interpretation geben, weder im Sinne des Ästhetizismus einer Susan Sontag (»Against Interpretation«, 1964) noch gar in dem des Objektivismus eines E.D. Hirsch (*Validity in Interpretation*, 1967). Dennoch stehe keine Anarchie der Lektüren ins Haus, vollziehe sich doch das literaturwissenschaftliche Verstehen im Rahmen einer von Schulbildung gekennzeichneten Praxis, welche die Grenzen des individuellen Spielraums längst abgesteckt habe. Mittels einer ausführlichen Studie der *Paradise-Lost-Rezeption 1942-79* veranschaulicht der Milton-Experte, wie der Dissens die Perpetuierung des literaturwissenschaftlichen Diskurses sicherstellt, wie die Unendlichkeit des Reflexionskontinuums weniger eine Eigenschaft des Textes denn eine der Profession ist (247-93). Gegen die Eigendynamik dieser Praxis nehmen sich für Fish literaturtheoretische Anstrengungen wie z.B. die Versuche Wayne C. Booths, den schwankenden Grund der Ironie zu befestigen (180-96), oder die Bemühungen Wolfgang Iers, die indeterminierten Leerstellen von den Tatsachen der Texte zu scheiden (68-86), als von vornherein vergeblich und zudem als schlecht getarnte interpretative Eingriffe aus. Seine eigene Theorie ist eine des Immer-Schon: »Eine theoretische Aussage ist immer Ausdruck einer in weiten Teilen schon vollzogenen Wende; sie liefert die Begründung für schon gängige Praxis; sie ist das Banner, unter dem diejenigen marschieren können, die schon tun, was es fordert.« (155) Das Zuspätkommen der Theorie bedeutet zugleich ihre Folgenlosigkeit und damit die Verblendung jedes theoretischen Optimismus (*theory-hope*). Fish unterscheidet die theoretischen Optimisten auf der Rechten, die sich von verbindlichen Kategorien verbindliche Lesarten versprechen, von den Theoretikern der Linken, die sich von dialektischer Erkenntnis oder dezentrierender Analyse emanzipatorische Effekte erhoffen, und erteilt ihrer aller Ambitionen eine Absage. Erinnert man sich daran, daß Nietzsche in der Tragödienschrift Sokrates »das Urbild des theoretischen Optimisten« genannt hat, kann es nicht überraschen, daß Fish sich auf die Seite der Sophisten schlägt (347) und die Unhintergebarkeit der Rhetorik unterstreicht: »Wer die Lektion der Rhetorizität gelernt hat, entgeht dadurch nicht den von ihr benannten Bedingungen.« (552)

So erfrischend es auch sein kann, wenn Fish all jene an die Macht der Verhältnisse erinnert, die Dekonstruktion für linke Zusammenhänge urbar machen wollen und davon gar Revolutionäres sich versprechen (»das einzige, was ein Wechsel in der Theorie-Hitparade erzittern läßt, ist die Struktur philosophischer Fachbereiche«; 28), Fishs Insistieren auf der Ohnmacht von Theorie führt zwangsläufig zu einer Apologie des status quo. Letztlich teilt Fish das wenig subtile Theorieverständnis derer, die er kritisiert: Nur ein quasi-eschatologischer Wahrheitsbegriff und eine entsprechend ins Absolute vergrößerte Theorievorstellung ermöglichen überhaupt die polemische Zuspitzung, es gebe Theorie überhaupt nicht (14); faßte man Theorie bescheidener als Abstraktion handlungsleitender Prinzipien, wäre allerdings die Vermutung erlaubt, daß auch die Mitglieder einer Interpretationsgemeinschaft ihre jeweiligen Lesehorizonte nur mittels theoretischer Übereinkünfte in Deckung zu bringen instande wären. Nur die Auflösung der Dialektik von Freiheit und Notwendigkeit (»Freiheit, in welcher Form auch immer, ist ein anderes Wort für Zwang«; 459) und die abwegige Dehierarchisierung von Werten (»es gibt keine höheren oder allgemeineren, sondern bloß *unterschiedliche* Zwänge«; 13) verstatten die Konstruktion eines Modells, in dem die Setzung von Prinzipien sowie verschiedene Grade von

Gewißheit ausgeschlossen sind; dessen Angelpunkt jedoch, das Konzept der *interpretive communities*, weist bei näherer Betrachtung die Tendenz auf, zwischen der Subjektivität des Einzelinterpreten und der Objektivität der sprachlichen Konventionen einer Gesellschaft zerrieben zu werden.

Angesichts der hier nur anzudeutenden Aporien seiner Theoriebildung erscheint Fishs Tatparole (statt »Doing What Comes Naturally« hätte er auch »Business as Usual« formulieren können) in einem etwas anderen Licht. Für all jene Leser, welche die behandelten Probleme für totgeritten oder (wenn auch vielleicht nicht im Sinne dieser Anti-Theorie) für belanglos erachten, hält Fish zu guter Letzt eine Untersuchung der Freudschen Fallstudie vom 'Wolfmann' bereit (525-54). Deren rhetorisches Procedere gemahnt ihn zunächst an Genrekonventionen der Detektivgeschichte (535); schließlich vollziehe Freuds Haushaltung mit 'Fakten' und Vermutungen gar die anal(ysiert)e Fäkalstrategie des jungen Wolfmanns nach, dessen retardierte Ausscheidung mit der (Anti-)Klimax des elterlichen Geschlechtsverkehrs und, als zurückgehaltene Information, auch mit dem Höhepunkt des Freudschen Berichts zusammenfällt (542f.). Indem Stanley Fish gerade diese Studie, in der er seine interpretatorischen Fähigkeiten abseits von Theoriedebatten einsetzt, an den Schluß des Bandes stellt, lädt er dazu ein, sie als Ankündigung seiner Rückkehr zur vielbeschworenen Praxis zu deuten.

Reinhard Markner (Berlin)

**Sick, Franziska: Literaturpolitik und politische Literatur.** Zum Selbstverständnis der französischen Romanschriftsteller im Umkreis der Volksfront. Carl Winter Universitätsverlag, Heidelberg 1989 (269 S., br., 70,- DM)

Von der deutschen Literaturwissenschaft ist die Literatur im Umkreis der französischen Volksfront bislang eher stiefmütterlich behandelt worden. Aber auch in Frankreich hat man selbst angesichts zahlreicher Einzeluntersuchungen der letzten zwei Jahrzehnte noch heute Schwierigkeiten, die literarische Produktion dieser Periode literaturhistorisch sinnvoll einzuordnen.

In ihrer Untersuchung setzt sich Franziska Sick sowohl von der in der Sekundärliteratur verbreiteten Auffassung ab, die Volksfrontperiode habe keine nennenswerte Literatur hervorgebracht, als auch von der Annahme, eine politisch fortschrittliche Bewegung bringe naturgemäß eine fortschrittliche Literatur hervor. Den funktionalen Zusammenhang von Volksfront und Literatur untersucht sie an zahlreichen »Romanschriftstellern«, die sich kulturpolitisch engagierten. Ihr methodischer Ansatz, in exemplarischen Einzelanalysen den verschlüsselten politischen Gehalt der Romane und ihre über den kulturpolitischen Kontext vermittelte literarische Form freizulegen, ist mit der fragwürdigen analytischen Prämisse verknüpft, die französischen Kommunisten hätten mit der Antizipation der politischen Volksfrontstrategie im Kulturbereich den Zusammenschluß von Arbeiterbewegung und bürgerlicher Intelligenz ermöglicht und dieses kulturpolitische Bündnis frei von literaturprogrammatischen Richtlinien gehalten. Einer solchen Deutungsweise widerspricht sowohl die Tatsache, daß die über die Einheitsfront zur Volksfront führende Bündnisstrategie zunächst einmal von antifaschistischen Intellektuellen unterschiedlicher Provenienz und gegen den erklärten Widerstand der Kommunisten vorexerziert wurde, als auch die Behandlung der Surrealisten auf dem Pariser Schriftstellerkongreß 1935, bei dem es zum endgültigen Bruch zwischen künstlerischer und politischer 'Avantgarde' kam.

Während Sicks Einschätzung der kulturpolitischen Rolle der KPF in den dreißiger Jahren deutliche Schwächen aufweist, enthalten ihre material- und aufschlußreichen Einzelwerkanalysen methodisch und inhaltlich nützliche Ansatzpunkte für die

literatursoziologische Erschließung der französischen Zwischenkriegszeit. Dabei kristallisieren sich drei Schriftstellerhaltungen heraus: die kommunistischen Intellektuellen (Rémy, Fréville, Vaillant-Couturier, Moussinac, Nizan und Aragon); die bürgerlich-humanistischen Autoren (Barbusse, Rolland, Cassou, Chamson und der »Außenseiter« Guilloux); die bürgerlichen Schriftsteller (Gide, J.-R. Bloch und Malraux). Mit ihrer begrifflichen Unterteilung der nichtkommunistischen 'Volksfrontanhänger' grenzt sich die Verfasserin von dem bislang in der Sekundärliteratur gebräuchlichen Terminus »compagnon de route« ab, weil dieser ein direktes politisches Abhängigkeitsverhältnis der sympathisierenden Schriftsteller von der KPF impliziert.

Zu Recht befaßt sich Sick intensiv mit den Überlegungen, die Paul Nizan zu Form und Inhalt engagierter Literatur anstellt. Nizan lehne zwar jede thematische Beschränkung ab, klammere aber Fragen der literarischen Technik aus. Nizans Literaturkritiken zwischen 1932 und 1938 zeigen jedoch gerade sein kontinuierliches Interesse an der literarischen Technik. In der Rezension von Malraux' »Zeit der Verachtung« schreibt er 1935: »Die Qualität, die die größte Wirksamkeit des Kunstwerks beinhaltet, liegt in der Präzision der angewandten Mittel ...« Und 1937 erklärt er in dem Artikel »Une littérature communiste est-elle possible?« unmißverständlich »die Suche nach den technischen Mitteln, die ein Maximum an Effektivität bedeuten«, zu seinem zentralen Anliegen.

Besonders gelungen scheint mir die Analyse von Nizans erstem Roman »Antoine Bloyé« (1933) in Anlehnung an die von Durkheim, Halbwachs und Mauss entwickelte sozialpsychologische Kategorie des »Kollektivbewußtseins«, mit der nicht nur die Problematik des an seinem Klassenverrat innerlich zerbrechenden Titelhelden, sondern auch die Differenz zwischen unorganisiertem Kleinbürger und organisiertem Intellektuellen erklärt wird. Wenn Sick auch die in »Antoine Bloyé« aufscheinende bloße Fiktion des Übergangs des Intellektuellen zur Arbeiterbewegung in Nizans zweitem Roman »Das Trojanische Pferd« (1935) eingelöst sieht, so bezieht sie doch den revolutionären Pessimismus des dritten und letzten Romans »Die Verschwörung« (1938) nicht mehr in ihre Untersuchung ein, obgleich dieser bereits in der Schlußszene des »Trojanischen Pferdes« anklingt. Was hier die Niederlage der Arbeiter, ist dort das Scheitern der Volksfront. »Dieses desillusionierte Buch«, schreibt Walter Benjamin über »Die Verschwörung« in einem bislang unveröffentlichten Brief vom 24. Januar 1939 an Max Horkheimer, »zeigt an, daß nach der Meinung des Verfassers ... die Situation, die die Gründung der Volksfront und die vor allem die Fabrikbesetzungen inspirierte, der Vergangenheit angehört.«

Sicks Fazit: Es gibt in den dreißiger Jahren weder eine literarische Richtung noch eine Schriftstellergruppierung, die die Bezeichnung »Volksfrontliteratur« für sich beanspruchen könnte. Auf Grund der Uneinheitlichkeit literarischer Konzepte und Zielvorstellungen schlägt sich das gemeinsame kulturpolitische Engagement nicht in engagierter Literatur nieder.

Roland Jerzewski (Berlin)

## Kunst- und Kulturwissenschaft

**Holub, Renate: Antonio Gramsci.** Beyond Marxism and Postmodernism. Routledge, London, New York 1992 (i.Dr.)

Im Zentrum steht der Literaturwissenschaftler Gramsci. Ausführlich werden die Theaterkritiken der Turiner Zeit (besonders zu Pirandello) und die Notizen der *Gefängnishefte* zur Populärliteratur, zu Manzonis *Verlobten* und dem 10. Gesang von Dantes *Hölle* vorgestellt – immer in der Perspektive, die Spezifik von Gramscis Arbeitsweise zu erfassen. Holubs Vorgehen ist ebenso einfach wie ergiebig. Indem sie z.B. zum Namensregister der *Gefängnishefte* greift und den Eintragungen unter Manzoni nachgeht, gerät sie in die unterschiedlichsten Zusammenhänge: in die Frage der Nationalsprache und der nationalen Einheitsbewegung, die Geschichte der italienischen Intellektuellen, den Lorianismus (das Stichwort für Gramscis Intellektuellenkritik), das Verhältnis von Gebildeten und Einfachen in den *Verlobten*, die Wirksamkeit eines rassistischen Elements in der Konstruktion der Unterlegenheit der Einfachen, was laut Gramsci erklärt, warum Manzonis Roman nie populär war ... »Manzoni und seine Texte ... sind 'archäologische' Stätten, an denen zahlreiche Untersuchungen ans Licht kommen und sich kreuzen.« (51) Die Hauptlinien, auf denen Gramsci seine Manzoni-Studien anordnet und die unschwer die Hauptthemen seines Forschungsprogramms im Gefängnis erkennen lassen, verlaufen quer zur traditionellen Gliederung des Wissens in Philosophie, Ästhetik, Literatur, Politik usw. Dieses vielfältige In-Beziehung-Setzen faßt Holub als »differentielle« (10) oder »relationale Pragmatik« (51), deren ungebrochene Brauchbarkeit im Kontrast zu Lukács' essentialistischer Realismustheorie sofort in die Augen springt. Für Lukács, der in der Durchsetzung eines Kanons literarischer Werte die beste Garantie für die kulturelle Handlungsfähigkeit einer antifaschistischen Einheitsfront zu sehen scheint, gehört Manzoni zu den großen Realisten. Daß *Die Verlobten* von den Einfachen nicht gelesen wurden, ist eine der Hauptfragen, über die Gramsci nachdenkt; für Lukács stellt sie sich gar nicht. So ergibt sich die paradoxe Situation, daß der Theoretiker des Realismus sich von der Realität verabschiedet, während Gramsci der Realismusfrage den Rücken kehrt, um Zugang zu einer komplexen Realität zu gewinnen.

Holubs Kontrastierung von Gramsci und Lukács rückt eine Weichenstellung in den Blick, die für die Entwicklung einer emanzipatorischen Literaturwissenschaft grundlegend werden sollte: weg von einem rein produktionsästhetischen Standpunkt mit seiner Privilegierung von Autor und Werk, die den Leser auf Einfühlung und nachschöpfendes Miterleben festlegte, hin zur Auffassung der selbständigen Rolle des Lesers oder des Publikums, das Verstehen des Sinns nicht als kontemplatives Geschehen sondern als Intervention (vgl. die Analyse von Gramscis Dante-Lektüre, 128), die Aufmerksamkeit für die materiellen, klassenmäßigen und geschlechtsspezifischen Bedingungen der Empfänglichkeit für die Botschaft in der Perspektive ihres demokratischen Umbaus. Dabei zeigen sich die Zäsuren, die den jungen Gramsci von dem der *Gefängnishefte* trennen. Hatte er in einer im Sommer 1917 geschriebenen Artikelreihe »Die Theaterindustrie« noch den Staatseingriff verlangt, um die alten künstlerischen Standards gegen das Absinken in die Vergnügungsindustrie hochzuhalten, beginnt er in den *Gefängnisheften* die neuen Kulturtechnologien für den Emanzipationskampf zu entdecken (91). Die Erfolge des Kinos bringen ihn etwa zu der Beobachtung, daß auch bei einer Rede nicht allein das gesprochene Wort zählt, sondern die Gestik, der Ton der Stimme, das musikalische Element – kurz all das, was sich an den sinnlichen Apparat als ganzes richtet (Q, 2194f.). »Nicht der

Theaterkritiker von 1917, sondern der Kulturkritiker im Gefängnis ... ist Benjamin und Brecht verbunden« (92). Mit dem Interesse für das, was wirklich gelesen wird, erschließt sich der literarhistorischen Forschung »die geologische Struktur des Buchgebirges«, wie Benjamin in seiner Notiz über »Dienstmädchenromane« sagte. Holub sieht in dieser Notiz zu Recht dasselbe Erkenntnisinteresse am Werk wie in Gramscis Notizen zur Populärliteratur, in der die Helden wichtiger sind als die Autoren (107), und das Buch wieder als das greifbar wird, was es tatsächlich ursprünglich ist: Gebrauchsgegenstand und »Lebensmittel« (Benjamin). Holub setzt Gramsci vor allem in Beziehung zu Benjamin, Brecht und zur Frankfurter Schule. Man könnte zeigen, daß auch für Werner Krauss dieser Wechsel der Perspektive beim Sich-Herausarbeiten aus der geistesgeschichtlichen Tradition bestimmend wird.

Problematisch scheint mir der Abschnitt über Gramscis Intellektuellentheorie. Holub nimmt etwa den Begriff des Korpsgeistes auf, mit dem Gramsci die Festigkeit und Beständigkeit von Intellektuellengruppen jenseits bestimmter Klassenbindungen faßt, und übersetzt ihn mit dem Kuhnschen Begriff der »intellektuellen Gemeinschaft« (161). Am Beispiel der Verbindung, die Gramsci mit dem liberalen Intellektuellen Gobetti anstrebte, betont Holub die dialogisch-kommunikative Gegründetheit solcher Intellektuellen-Gemeinschaften: Der Dialog sei möglich geworden, weil beiden »der 'Dialekt' aufklärerischer Prinzipien« (162) gemeinsam gewesen sei. Die Bildung eines antifaschistischen Blocks wird kommunikationstheoretisch verkürzt. Die Übersetzung von »spirito di corpo« mit »intellectual community« verschluckt die kritische Dimension des Begriffs: Gramsci kritisiert hier die traditionellen Intellektuellen, die »sich selbst als autonom und unabhängig von der herrschenden gesellschaftlichen Gruppe setzen« (Q, 1515), und verweist damit auf die materielle Struktur des Korporativen, d.h. die relativ unabhängig von jedem bestimmten Dialog feststehende Struktur des Apparats, von dem umgekehrt jeder Dialog auch seine Kohärenz empfängt (was wäre der Diskurs des Rechtsstaates ohne den Justizapparat, der mit seinem Beamtenheer das Recht auf Eigentum garantiert?). Wenn Holub den Klerus als »intellectual community« faßt (166), ohne dessen Homogenität und Zusammenhalt mit der ideologischen Macht Kirche und ihrem Apparat in Verbindung zu bringen, so bleiben die Elemente einer materialistischen Ideologietheorie, die sich bei Gramsci selbst finden (z.B. Q 3, § 49), ungenutzt. Das entstandene Vakuum wird von Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns besetzt (162ff.).

Als Manacorda 1975 einen Sammelband allein mit Schriften und Notizen zur Literatur herausbrachte, sah er sich veranlaßt, ein solches Unterfangen als »nicht illegitim« zu rechtfertigen. Holub hält dagegen: Insofern »alle Disziplinen, Methoden und Schreibweisen letztlich Texte sind, die der Willkürlichkeit des Zeichens folgen ... , sollten Gramscis Texte über Literatur nicht mehr getrennt werden von den nicht-literarischen Texten, von seinen Theorien über Politik, Ökonomie und Kultur« (37). Manacordas Rechtfertigung habe sich damit nicht nur erledigt, sondern sei »illegitim« geworden (37). Aber warum den Zusammenhang von Gramscis Denken nicht ausgehend von strategisch wichtigen Problematiken, z.B. dem Hegemonieproblem, rekonstruieren und dabei das Zusammenwirken literarischer, politischer, kultureller Elemente usw. analysieren, statt auf das gegenwärtige symbolische Kapital einer Denkschule zu bauen, die jeden Ansatz zu einem kohärenten Denken in einer alles umfassenden »Willkürlichkeit des Zeichens« verflüchtigt?

Titel sind wie Wegweiser. Sie können auch in die falsche Richtung deuten. Hier wird ein Gramsci »jenseits des Marxismus« angekündigt, einer, von dem man »im Licht der jüngsten postmodernen oder 'postmarxistischen' Ideen« lernen kann, wie es auf der Rückseite heißt. Holub gibt einer solchen Lektüre teilweise Nahrung, aber

nur dort, wo sie von der Arbeit an Gramscis Text weggeht und sein Unfertiges, Fragmentarisches, Offenes usw. als solches an die »Postmoderne« heranrückt. Mit Gramsci konkret, das zeigt Holubs Studie wider den Titel, ist kein »Jenseits« des marxistischen Denkens zu gewinnen. – Weil die Vorzüge des Bandes in der konkreten Arbeit am Text liegen, wäre es für Leser außerhalb der angelsächsischen Welt hilfreich gewesen, nicht nur nach den englischen Auswahlbänden zu zitieren, sondern immer auch nach der Gerratana-Ausgabe.

Peter Jehle (Berlin)

**Morera, Esteve: Gramsci's Historicism.** A Realist Interpretation. Routledge, London, New York 1990 (243 S., Ln.)

Während die Gramsci-Rezeption der siebziger Jahre eher staatstheoretisch orientiert war, gibt es in den Veröffentlichungen der letzten Jahre eine stark philosophische Tendenz: Die Frage der Macht und der politischen Strategie scheint für die Linke mehr denn je in die Ferne gerückt zu sein. Während z.B. Buci-Glucksmanns *Gramsci et l'Etat* (1975) von der Frage der Intellektuellen und des Staates zu Gramscis neuer Praxis auf dem Gebiet der Philosophie gelangte, ist die diskursive Ordnung bei Morera genau umgekehrt: In der Manier der Profession sucht er auf etwa 130 Seiten zuerst nach den fundamentalen philosophischen Annahmen Gramscis, um dann auf den darauf folgenden 50 Seiten zu Themen wie Basis und Überbau, Hegemonie und Politik zu kommen, die somit die Form von Beispielen für Gramscis philosophische Positionen annehmen.

Morera gruppiert seine philosophische Analyse um den Begriff des Historizismus. Gramsci setzt sich mit den Termini der spekulativen Philosophie auseinander, da sie für ihn Anhaltspunkte für reale historische Probleme sind. Er übernimmt Ausdrücke wie Immanenz oder Historizismus, aber sie bezeichnen innerhalb einer marxistischen Problematik etwas anderes als vorher: es sind nicht mehr spekulativ-philosophische, sondern historiographische Begriffe (4f.). Morera entwickelt Gramscis Begriff des Historizismus in Abgrenzung zum idealistischen Historizismus Croces einerseits, der deutschen historischen Schule (Dilthey u.a.) andererseits, die er auf Hegel und Kant und letztlich auf gemeinsame Wurzeln bei Vico zurückführt. Gegen die Akzentuierung der Linie Vico-Croce als bloß negative Referenzfolie läßt sich einwenden, daß Gramsci sich durchaus positiv auf bestimmte Elemente von Vicos Philosophie bezieht: Die Vorstellung, daß die Menschen ihre Geschichte selbst machen, die Konzeption eines 'senso comune', das Element der Kontingenz in der Geschichte, die radikale Historisierung auch von 'Objektivität' und 'Wahrheit' (vgl. Krebs. *Argument* 182). Letzteres kollidiert freilich mit Moreras »realistischer« Position. Historizismus hat bei Gramsci laut Morera vier Bedeutungen, die sich unter den Stichworten Vergänglichkeit, historische Notwendigkeit, Realismus und Humanismus fassen lassen. Es handelt sich dabei insgesamt um methodische Prinzipien für historische Analysen.

Die Realität unter dem Gesichtspunkt ihrer Vergänglichkeit aufzufassen, bedeute vor allem, daß »synchron« Analysen unzureichend seien. Eine historische Phase muß im Zusammenhang ihrer Voraussetzungen und Folgen betrachtet werden. Sie kann also erst dann vollständig erklärt werden, wenn ihre Auswirkungen bekannt sind.

Gramscis Gegenstand sind »Situationen« als Konfigurationen von sozialen Verhältnissen mit jeweils eigener Zeitlichkeit, eigenem Entwicklungsrhythmus. Die »Ereignisse« bilden nur die Oberfläche des historischen Prozesses, es geht darum, zugrunde liegende Strukturen und kausale Mechanismen zu identifizieren. Laut Gramsci dürfen die empirisch feststellbaren statistischen Regelmäßigkeiten kollek-

tiver Praktiken nicht »soziologisch verdoppelt« und im Sinne naturwissenschaftlicher Gesetze verstanden werden. Gleichwohl unterstellt Morera Gramsci einen Begriff von »historischer Notwendigkeit« jenseits dieser statistischen Regelmäßigkeiten. Doch Gramsci sieht im Gegensatz zu Moreras Darstellung in der bloß statistischen Regelmäßigkeit der bürgerlichen Gesellschaft einen ihrer Wesenszüge, nicht nur eine Erscheinung der Oberfläche (um in einer alten philosophischen Terminologie zu reden): Der relative »Automatismus« der kapitalistischen Ökonomie, der die Rede von Tendenzgesetzen rechtfertigt, beruht auf einer gewissen »Dichte« »unendlicher willkürlicher individueller Handlungen«, insofern gehen die Tendenzgesetze letztlich in den statistischen Regelmäßigkeiten auf (vgl. Gramsci: Philosophie der Praxis, Frankfurt/M. 1967, 194, 201ff., 212f.; bzw. Gramsci: Quaderni del carcere, Torino 1975, 1247f., 1430, 1477ff.). Nur so kann man m.E. auch »historische Notwendigkeit« und die Tatsache, daß die Menschen ihre Geschichte selbst machen (die Morera unter dem Stichwort »Humanismus« als weitere Bedeutung von Gramscis »Historizismus« faßt), kohärent zusammendenken.

Schließlich ist Gramscis Historizismus für Morera ein ontologischer und epistemologischer Realismus im Sinne Roy Bhaskars. Diese Zuschreibung impliziert u.a. einen starken Begriff von Wahrheit als Korrespondenz einer Erkenntnis mit ihrem außerhalb von ihr existierenden Referenten. Diese Interpretation kann sich zwar auf bestimmte Passagen Gramscis stützen, konfligiert aber wiederum mit anderen, die eher eine konventionalistische und historische (was aber nicht heißt: relativistische) Sicht von Wahrheit nahelegen. Auch bestimmte kritische Bemerkungen von Gramsci zur Hypostasierung der »Wirklichkeit der äußeren Welt« im Vulgärmaterialismus kann Morera nur als subjektiven Idealismus bzw. als Folge einer mangelnden Unterscheidung von ontologischer und epistemologischer Objektivität qualifizieren. Er löst das Problem, indem er auf einer Unterscheidung von historischen Bedingungen der Produktion des Wissens und seinen gesellschaftlichen Funktionen einerseits und dem Wahrheitswert des Wissens andererseits (ähnlich einer Unterscheidung von Genese und Geltung) besteht und behauptet, Gramsci sei lediglich an ersterem interessiert gewesen. Eine solche dichotomische Sichtweise scheint mir nicht zwingend (vgl. Demirović in Argument-Sonderband 159). Fraglich ist, ob nicht viele der von Morera herausgearbeiteten »Ambiguitäten« Gramscis nur Produkt seines philosophisch-»realistischen« Zugriffs sind, der die Weite von Gramscis Fragehorizont dem Apriori eines emphatischen Wahrheitsbegriffs opfert, der bei der Suche nach einem archimedischen Punkt der Theorie davor zurückschreckt, die philosophischen Positionen selbst als Teil der sozialen Kräfteverhältnisse zu begreifen.

Die Darstellung der verschiedenen Aspekte von Gramscis Historizismus wirkt ermüdend, zugleich bleibt die Auseinandersetzung mit konkurrierenden Interpretationen wie z.B. der von Laclau/Mouffe oft oberflächlich und verkürzt. Der interessanteste Aspekt des Buches liegt vielleicht in den Vergleichen mit bestimmten geschichtswissenschaftlichen Ansätzen, allerdings bleiben die Analogien auch hier zu wenig ausgeführt, wenn Morera sich gleichermaßen positiv auf so unterschiedliche Historiker wie Fernand Braudel, Pierre Vilar, E.P. Thompson oder Reinhart Koselleck bezieht.

Thomas Sablowski (Frankfurt/M.)

**Sraffa, Piero: Lettere a Tania per Gramsci.** Hrsg. und mit einer Einleitung von Valentino Gerratana, Editori Riuniti, Rom 1991 (LV – 275 S., br., 36000 Lire)

Vermittelt durch eine Frau, entwickelt sich zwischen zwei Männern ein Dialog auf Entfernung, mit Unterbrechungen, Umwegen, baldigem Abbruch. Er konnte nicht anders sein. Gefängnissituation und politische Verhältnisse hatten sich verbündet,

um diesen Dialog verflucht kompliziert zu machen. Dabei fehlte es nicht an außergewöhnlichen Momenten. Man denke an das von Sraffa erfundene »System der Rezensions-Briefe«, das es erlaubte, »Schriften von großem Interesse zu erhalten« (61), die in die *Briefe* und die *Gefängnishefte* eingegangen sind.

Die Freundschaft zwischen Gramsci und Sraffa geht auf die Zeiten des *Ordine Nuovo* zurück. Sie schätzen einander und teilen ihre Grundüberzeugungen. Sicher ist, daß für den isolierten und von den kommunistischen Führern im Stich gelassenen Gramsci im Gefängnis die Rolle von Sraffa, der nicht Parteimitglied aber Vertrauensperson der Partei war – ein Gesprächspartner Togliattis, darauf bedacht, nichts zu billigen, aber auch nicht mit ihm zu brechen –, entscheidend ist. Tanja dagegen ist nicht eigentlich eine Vertrauensperson der Partei. Wir wissen nicht, inwieweit sie deren Hauptziele teilte. Sie hatte sich Gramscis Ideen- und Gefühlswelt verschrieben. Hierin offenbart sich eine »sublime« Persönlichkeit, wie Aldo Natoli in seiner vorzüglichen historisch-biographischen Studie *Antigone e il prigioniero* geschrieben hat. Tanja erinnere, meint Natoli, an Rosa Luxemburg. Sraffa ist ganz anders als Gramsci oder Tanja. In den Briefen kommt eine innerlich reiche, aber kühle, rationale, vorsichtige und distanzierte Persönlichkeit zum Vorschein. Tanja, die nach Antonios Tod der Frage des berüchtigten Briefes von Grieco auf den Grund gehen wollte, bekam von Sraffa einen Ratschlag, den sie für ausweichend, ja beleidigend hielt. Dennoch erweist sich Sraffa als Gramscis enger Freund, vielleicht der einzige – neben einigen wenigen Genossen im Gefängnis –, dem er wirklich vertrauen konnte.

Natoli stellte in seiner Studie die Verbindung von Persönlichem und Politischem heraus, worin – zumindest zeitweise – das weltliche Wunder der Beziehung zwischen Gramsci und Tanja Schucht, zwischen Antigone und dem Häftling bestand. Gerratana geht darüber hinaus, oder besser: sein Dämon ist ein anderer. Sraffa ist hier die beherrschende Gestalt. In der heillosen Lage, in welche die Linke in diesem Jahrhundert ihres Entstehens geraten war, haben sich wenige daran erinnert, daß Gramsci nicht nur ein heterodoxer Märtyrer, sondern auch ein großer Denker war. Und in der traurigen Polemik, die der Veröffentlichung dieses Buches vorausgegangen ist, wurde buchstäblich vergessen, daß die Beziehung Gramsci-Sraffa ein Kapitel des zeitgenössischen Marxismus aufschlägt oder aufschlagen könnte.

Nicht daß Gerratanas Buch die theoretische Frage unmittelbar angehe. Sein Schwerpunkt liegt eher im Bereitstellen der existentiellen, politischen, psychologischen und historischen Elemente, aber auch der kulturellen Koordinaten, kurz der »lebendigen Philologie« (wie Gramsci gesagt hätte), die nötig ist, um die »philosophische« Diskussion aufs richtige Gleis zu bringen. Einen theoretischen Knotenpunkt könnte man folgendermaßen fassen: Gramsci bezog sich, wenn auch kritisch, auf Croce; Sraffa dagegen auf eine wissenschaftlich-analytische Tradition (und tatsächlich brandmarkte er die humanistischen Vorurteile der italienischen Kultur). Indes ist es gerade Gramsci, der über die Problematisierung der Linie Ricardo-Hegel-Marx eine dialektische Aufgabe stellt (Verhältnis von historischem Materialismus und kritischer Ökonomie; Verknüpfung von Geschichte, Wissenschaft und Philosophie), der Sraffa, der ultrarationalistische Anhänger Ricardos, wohl nicht gewachsen war. Ist das der eigentliche Grund dafür, daß der Dialog abbricht oder sogar für immer »gescheitert« ist? Das Buch äußert sich an dieser Stelle nicht deutlich. Gerratana sagt uns, daß zwischen Sraffa und Gramsci dieselbe Linie verläuft, welche die »analytische Methode« von der »analogischen Methode« trennt. Wir kommen zum Knotenpunkt, aber der Knoten wird nicht gelöst.

Als Initiator des Aufrufs für die Veröffentlichung dieses Buches, gegen die



»Zensur«, die es zeitweilig blockiert hatte, möchte ich daran erinnern, daß der Aufruf von Gelehrten aus aller Welt unterschrieben und, leider mit entstellenden Fehlern, in der *Unità* vom 20. Dezember 1991 veröffentlicht wurde. Ich weiß, daß es ein anscheinend starkes Argument für dieses Verbot gab: daß Gerratana die Zensur ausgeübt habe, indem er nicht gleichzeitig die Briefe von Tanja veröffentlichte. Das jetzt endlich vorliegende Buch (der einzige Richter in dieser zweifelhaften Kontroverse) bringt Licht in die Frage. Es zeigt sich deutlich, daß auch der vom Verleger vorgeschlagene Ausweg, der die Veröffentlichung des Briefwechsels Sraffa-Tanja für 1994 in Aussicht stellt, nicht befriedigend sein wird. Denn der Briefwechsel Gramsci/Sraffa betrifft nicht nur die Briefe Tanjas an Sraffa, sondern auch die an Gramsci und umgekehrt sowie die der übrigen Gesprächspartner: ein umfassender, vollständiger Briefwechsel, dessen Veröffentlichung unverzüglich in Angriff genommen werden muß (ohne freilich die Einheit und stilistische Eigenständigkeit der *Briefe aus dem Gefängnis* zu opfern). Das war weder die Aufgabe noch der Sinn dieses Buches, das die Beziehung zwischen Gramsci und Sraffa zum Gegenstand hat. Demnächst werden die von Giuliano Gramsci und Mimma Paulesu herausgegebenen russischen Briefe von Tanja erscheinen, die endlich den für Tanja angemessenen historisch-kulturellen Raum erschließen werden.

Giorgio Baratta (Rom)

**Hickethier, Knut, und Siegfried Zielinski (Hrsg.): Medien/Kultur.** Schnittstellen zwischen Medienwissenschaft, Medienpraxis und gesellschaftlicher Kommunikation. Knilli zum Sechzigsten. Wissenschaftsverlag Volker Spiess, Berlin 1991 (512 S., br., 89,- DM)

Wir brauchen, schrieb Friedrich Knilli, »kein Neues Hörspiel, das nur das bessere Alte ist. Was wir brauchen ist kein Radio-Happening, kein Kollektiv-Hörspiel, kein Hörspiel, das dem Hörer mehr zumutet, kein Schallspiel und kein Mitspiel. Was wir brauchen, ist Mitbestimmung für Hörer, Mitbestimmung für Autoren und Redakteure.« Das war 1968. Knilli hatte sich damals um die »Semiotik des Radios« bemüht, aber am Ende seiner Ausführungen kam er zu der Erkenntnis, daß es keineswegs genüge, allein die Sprache des Mediums zu betrachten. Vielmehr sei es notwendig, auch die Benutzer der Zeichensysteme und die vielfältigen Beziehungen zwischen Sender und Empfänger in die medientheoretischen Analysen einzuschließen. Damit hatte er den Gegenstand der Medienwissenschaft ausgeweitet und obendrein auch für die Anschlußfähigkeit des bis dahin recht subalternen Faches Medienwissenschaft zu anderen, insbesondere sozialwissenschaftlichen Fachgebieten gesorgt.

Der vorliegende Band gibt Einblicke in das Wirken von Knilli, aber auf Umwegen. Es ist eine Festschrift zum »Sechzigsten«, aber die Person, um die es geht, ist kaum einmal explizit »anwesend«. Nur hin und wieder schimmert Knilli als »Lehrer« durch, etwa in den Beiträgen von Theo Pinkus und Robert Jungk, oder auch als »Knilli-Seminar« im Beitrag von Christian Deutschmann. Hannes Schwenger berichtet von seinen ehemals gemeinsam mit Knilli geteilten Hoffnungen hinsichtlich einer Mediengewerkschaft. Und Götz Naleppa versucht »zuohren Friedrich Knilli« (189) dessen Hörspieltheorien noch einmal auf die Probe zu stellen. Ähnliches unternimmt Ludwig Fischer in bezug auf die frühen Forschungen zur Popularkultur an dem kleinen TU-Institut. Schließlich beziehen sich am Ende des Bandes einige Mitarbeiter Knillis auf dessen jüngstes Projekt im Studiengang »Medienberatung«, der im übrigen ebenfalls zu einem guten Teil von ihm initiiert wurde. Das Projekt nennt sich »Technik-« oder auch »Softwaredokumentation« – ein, so wird mehrfach behauptet, »boomendes« Tätigkeits- und Berufsfeld, das indessen von der akademischen Seite – abgesehen von Knillis Initiative – noch kaum hinreichend ernst-

genommen wurde. – Insgesamt präsentiert der Band 46 Beiträge. Bei der Auswahl der Fest-AutorInnen wurde offensichtlich nicht nur nach den großen resp. prominenten Wegbegleitern des Jubilars gefahndet, obgleich sich auch solche darunter befinden (Alfons Silbermann, Karl Riha, Herbert I. Schiller, Jost Hermand, Roland Posner, Anton Kaes sowie die bereits erwähnten Theo Pinkus und Robert Jungk etc.). Vielmehr werden Spuren verfolgt, Arbeiten und Forschungsprojekte vorgestellt, die sich direkt oder indirekt auf Knillis Tätigkeitsfelder zurückführen lassen. Nur vier Beiträge stammen von Frauen, und die Geschlechterproblematik spielt in keinem der Beiträge zur Medienkultur eine Rolle.

Einer der thematischen Dichtepunkte in dem Band ist das Feld der populären Kultur: Film-, Fernseh- und Hörspielanalysen. Dann geht es um die Historiographie der elektronischen Medien – speziell während des NS, damit zusammenhängend die Analyse des Antisemitismus in den Medien und allgemein die Beschäftigung mit dem Judentum. Ferner befassen sich etliche der Autoren mit Methodfragen im weiteren Sinn – im Vordergrund stehen dabei Probleme und aktuelle Aufgabenstellungen in der Filmanalyse und -geschichte. Einer der Herausgeber und langjährige Mitarbeiter von Knilli, Siegfried Zielinski, wendet sich den Umbrüchen in der filmischen Produktion und Wahrnehmung am Beispiel eines Videos von Zbigniew Rybczynski (»Steps«) zu. Er vertritt dabei nachdrücklich die Auffassung, daß sich in diesem »Vilm« (366) verallgemeinerbare Aspekte der künftigen audiovisuellen Produktion und Rezeption auffinden lassen: Die »Verschiebung und die ungeheure Erweiterung des lange Zeit mechanisch abgesteckten Beziehungsfeldes zwischen Bezeichnendem und Bezeichnetem, auch interpretierbar als besonderer, nämlich ästhetischer, Fall der Verschiebung/der Verunsicherung in den vertrauten Subjekt-/Objektrelationen« (368). Ästhetisch und technologisch erweiterte »Image«-Produktionen verlangen laut Zielinski neue medienwissenschaftliche Erklärungsstrategien. Es haben sich nicht nur die audiovisuellen Materialformen radikal gewandelt, sondern mit diesen auch die Akteure und die Produktionsverhältnisse. Sichtbar wird dies z.B. daran, daß die Hard- und Softwarespezialisten an erster Stelle im Abspann stehen, dann erst werden die Schauspielerei aufgeführt und schließlich folgt die lange Liste derjenigen, die etwa als Paintbox Artist, Video Engineer, Paintbox Supervisor usw. selbst zu ästhetischen Produzenten geworden sind.

»Was wir brauchen«, schrieb Friedrich Knilli 1968, »ist Demokratie, damit die Massenmedien endlich Medien der Massen werden ...« Die neueren medientechnologischen Entwicklungen, die aus Millionen von Rezipienten potentielle Nutzer machen, sowie die von Zielinski skizzierten Veränderungen in den filmischen Produktionsverhältnissen kommen, so scheint es, dieser fast ein Vierteljahrhundert alten Forderung nun doch ein Stück weit entgegen. Die Festschrift stimmt kein disziplinäres Hohelied auf einen »bedeutsamen« Fachvertreter und dessen »wegweisende« Arbeit an; statt dessen wurde ein spannendes und vorläufiges Resümee eines sehr facettenreichen »work in progress« gewagt. Leider ist der Preis des Bandes durchaus festschriftgemäß, während Aufmachung und Redaktion der Beiträge erheblich mehr Sorgfalt vertragen hätte. (Ulrich Schmid, Berlin)

**Schlüpmann, Heide: Unheimlichkeit des Blicks.** Das Drama des frühen deutschen Kinos. Verlag Stroemfeld/Roter Stern, Frankfurt/M. 1990 (365 S., br., 48,- DM)

»Das Problem feministischer Filmtheorie besteht seit Laura Mulvey darin, daß die Analyse der herrschenden Kinoästhetik regelmäßig bei der Aufdeckung von patriarchalen Grundstrukturen endet, vor denen sich die Kritik letztlich machtlos fühlen muß.« (308) Dieses Problem resultiert für Heide Schlüpmann, Mitherausgeberin

der Zeitschrift *Frauen und Film*, aus einem statischen, ahistorischen Blick auf das der herrschenden Spielfilmästhetik eingeschriebene Geschlechterverhältnis. Sie stellt in ihrer materialreichen und fesselnden Studie über die Anfangsjahre des deutschen Kinos dazu die Gegenthese auf: Die heute vorherrschende Kinoästhetik sei erst als Produkt der Vereinnahmung des Kinos durch die bürgerliche Kultur entstanden. In den Anfängen der Kinogeschichte dagegen weisen die Filme eine andere – »nicht-voyeuristische« – Ästhetik auf, mit der das »frühe Kino ... eine Opposition gegen das patriarchal organisierte Geschlechterverhältnis (bildet)« (ebd.).

Wie konnte das Kino im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts eine solche Funktion erhalten? Zum einen entsteht hier zum ersten Mal eine gemischtgeschlechtliche Öffentlichkeit, die Frauen auch ohne männliche Begleitung zugänglich ist. Berichte aus dieser Zeit geben an, daß das Publikum sogar überwiegend weiblich ist, wobei die Zuschauerinnen aus allen sozialen Klassen kommen. Als wichtiger wirtschaftlicher Faktor nehmen sie konstitutiv Anteil an Inhalt und Form der Filme, an der Entstehung des »Kinodramas«. Schlüpmann unterscheidet zwei Ausformungen: Das »Melodrama« ist die traditionelle, nicht-widerständige Variante, die eine bloße Übersetzung des Theaters in das neue Medium darstellt. Gleichzeitig entwickelt sich das »soziale Drama«, das »Kernstück des Kinodramas« (17). Zwar stellt das Melodrama Frauen in den Mittelpunkt des Geschehens, es hat aber die Tendenz, »die Frau als männliche Projektion auftreten zu lassen« (ebd.). Das soziale Drama thematisiert Probleme der Frauen aus weiblicher Perspektive und setzt sich mit der Geschlechterdifferenz und der Veränderung der Geschlechterrollen in der Moderne auseinander. »Daher spielt das soziale Drama die entscheidende Rolle für einen Begriff des frühen Kinos, der an seiner Bedeutung für ein weibliches Publikum und den emanzipatorischen Entwicklungen im Geschlechterverhältnis interessiert ist.« (Ebd.)

Zum Nachweis ihrer Thesen legt Schlüpmann im ersten Teil eine Unmenge Filmmaterial vor und geht (zu) ausführlich auf die verschiedenen Frauenrollen ein. Unter Titeln wie »Wem gehört das Kind?«, »Die Vernunft des Herzens« oder »Grausame Ehe« greifen die vorgestellten Produktionen spezifisch weibliche Lebenswelten und ihre Problematik auf. Im »sozialen Drama« werden erstens bisher als privat geltende Lebensräume und Konflikte öffentlich verhandelt, zweitens wird die Schuld an den Situationen nicht den Individuen zugeschrieben, sondern den Verhältnissen. Trotzdem ist Schlüpmanns Behauptung einer die Geschlechterverhältnisse verändernden Kraft in den – zumindest von ihr ausgewählten – Filmbeispielen nicht überzeugend, denn die Bestimmung der Frau als liebende Mutter und Ehefrau wird nicht angezweifelt, sondern als das wichtigste weibliche Bedürfnis sogar bestätigt. Die traditionellen Geschlechterrollen werden nicht in Frage gestellt.

Überzeugender ist die Analyse der zeitgenössischen kulturpublizistischen Reaktion auf die »Schundfilme« im zweiten Teil. Der von den »Reformern« geführte »Kampf gegen das Kinodrama« läßt den Rückschluß auf das sozialkritische Potential des sozialen Dramas zu. »Im 'Haß' gegen das Kinodrama steckt nicht zuletzt der gegen das andere Geschlecht.« (244) Dieser »Haß« oder »die Angst vor der anderen Stimme im Stummfilmkino« (189) springt förmlich aus den zitierten Texten der Warstats und Bergmanns, der Brunners und Lemkes, der Langes und Hellwigs – der Vertreter der männlichen Kinoreformpublizistik. Ihr Kampf richtet sich gegen die Erschütterung der herrschenden Organisation der Sexualität und des Geschlechterverhältnisses und gegen das Infragestellen ihrer patriarchalen Identität – eine Gefahr, die allerdings so nicht benannt wird. Die Schriften der Reformer handeln von Unkultur, Unnatur, Unmoral, sie verurteilen die Darstellung von Sexualität und Verbrechen, die Stimulation der Sinne, sie wenden sich gegen die sittliche Gefährdung

von Frauen und Kindern durch deren Anwesenheit auf und vor der Leinwand. Der gefürchteten Autonomie der Frauen wird mit dem Verweis auf ihr Schutzbedürfnis und die weibliche Passivität begegnet. Daß diese Strategie erfolgreich war, zeigt Schlüpmann am Ende ihres Buches. Die Verleugnung einer autonomen weiblichen Aktivität setzt sich fort in allen späteren Filmtheorien – von Herbert Tannenbaum über Hermann Häfker bis hin zu Lukács, »von Belá Balázs über Siegfried Kracauer bis hin zu Walter Benjamin« (286). Inzwischen ist der Begriff der »Verleugnung« allerdings nicht mehr treffend, denn hier »bildet die Theorie schließlich die Wirklichkeit ab, die Tendenz der Filmproduktion nämlich, die Gegenwart der Frauen vorzusetzen und sie zugleich namenlos zu machen« (310). Der Diskurs der männlichen Bildungsbürger hat eine autonome Repräsentanz des Weiblichen im Kino längst vernichtet. Die »Unheimlichkeit des (weiblichen) Blicks« konnte erfolgreich bekämpft werden. Ulla Weber (Berlin)

**Altersbild incognito.** Frauen und Film, Heft 50/51. Verlag Stroemfeld/Roter Stern, Frankfurt/Main 1991 (158 S., br., 30,- DM)

Nun ist sie also bereits zum 50. Mal erschienen, die einzige deutschsprachige Filmzeitschrift, die seit ihrer Gründung eine kontinuierliche feministisch-theoretische Auseinandersetzung verbürgt: »Frauen und Film«. Neben Übersetzungen fremdsprachiger Texte, insbesondere aus dem französischen und angloamerikanischen Raum, wurde über die verschiedenen filmtheoretischen Ansätze von Psychoanalyse, Strukturalismus oder kritischer Soziologie diskutiert – sei das nun in Form von Einzelfilm- oder Werkanalysen, »rein« theoretischem Entwurf, historischer Forschung oder kritischen Berichten über aktuelle filmischen Ereignisse aus feministischer Perspektive.

Zum Jubiläum des 1974 von Helke Sander initiierten und später vor allem von Heide Schlüpmann und Gertrud Koch weitergetragenen Projekts haben die Herausgeberinnen ein naheliegendes Thema gewählt, das Noll Brinckmann so umreißt. »Das Klimakterium oder überhaupt die Gestalt der alternden Frau ist in diesem Kräftefeld traditioneller Erzählungen nicht enthalten und eignet sich schlecht als zentrales Motiv. In den Männerphantasien – und die meisten Fiktionen gehören in diese Kategorie – ist für sie kein Platz: Weder bildet die alternde Frau ein passendes Objekt, das es zu erringen gilt, noch wird sie als entwicklungsfähiges Subjekt betrachtet, das seinerseits die Handlung in Schwung bringt.« (75) So kommt die alternde Frau eben sehr selten, und wenn, dann meistens in Zusammenhang mit asexueller Mütterlichkeit oder – als sinnlich-sexuelle – in Verbindung mit Verlust und Tod vor. Zu diesem Ergebnis kommt sowohl Maureen Turims Untersuchung einer Beischlafszene von Oshimas bekanntermaßen heftig umstrittenen Film »Im Reich der Sinne« als auch Régine Mihal Friedmans Analyse von drei Filmen zur Schauspielerin im »kritischen« Alter. Auch Renate Lipperts Blick auf die Frauengestalten in Tennessee-Williams-Verfilmungen, Daniela Sannwalds Vergleich zwischen der Romanvorlage und der Michael Curtiz-Verfilmung von »Mildred Pierce« oder Heike Klippels Betrachtung der Fernsehserie »Golden Girls« stellt ganz ähnliches fest. Aufgezeigt werden von den Autorinnen zum einen die Methoden der Inszenierung des Alterns bzw. Altseins von Frauen, zum anderen die psychischen und sozialen Strategien, die in deren Darstellung verfolgt werden.

Ein Charakteristikum, das im Kontext des weiblichen Altersbildes immer wieder auftaucht, ist die narrative Einbindung in melodramatische Strukturen: das Ende einer (letzten) Liebe und der Beginn einer unerbittlichen Krankheit, eine allgemeine Entleerung und gleichzeitige Neurotisierung stehen dann (wie bei »Mildred Pierce«

oder den Tennessee-Williams-Filmen) im Mittelpunkt der Erzählungen. Während sich die filmische Umsetzung der sogenannten »midlife crisis« des Mannes gerne als Versiegen des kreativen Impulses zeigt (so in Fellinis »8 1/2« oder in Bob Fosses »All that Jazz«), ist sie bei der Frau fast immer unmittelbar mit Sexualität verknüpft.

Den allgemeinen Gesetzen der Weiblichkeitsdarstellung entsprechend folgt auch die filmische Repräsentation der Frau im Klimakterium dichotomischen Stereotypen: Entweder sind sie längst brave Mütter und Ehefrauen oder sie sind – innerlich wie äußerlich – häßliche Gestalten. Sind sie im ersten Fall durch Asexualität und Aufopferung definiert – so daß ihre Wechseljahre ohnehin überdeckt werden –, erscheinen sie im zweiten Fall oft als alte Jungfern (beispielsweise bei Griffith), als hysterische Lesben (»Die Nacht des Leguan«) oder als tragische Opfer ihrer (noch einmal aufflackernden und zumeist auf einen jungen Mann gerichteten) verblendeten Liebe (Joan Crawford als »Mildred Pierce«, Anna Magnani in »Der Mann mit der Schlangenhaut«, »Die tätowierte Rose«). Oft wird Begehren und Sexualität der Frau vor dem Hintergrund ihrer Wechseljahre unmittelbar mit Verfall ihres Körpers und nahendem Tod verknüpft: die welke Haut, der aus der Form geratene Leib, die das Innere zersetzende Krankheit sind bestimmende dramaturgische Elemente.

Die nicht mehr den weiblichen Idealnomen entsprechende ältere Frau wird entweder konsequent ent-erotisiert, was gleichzeitig – wie in »Sunset Boulevard« oder »Fedora« vorgeführt – den Zerfall von Ruhm und Reichtum mit sich bringt oder ganz ihrer Sexualität beraubt, wie die ins Stadium pubertärer Unreife regredierenden »Golden Girls« unter Beweis stellen. Ganz offensichtlich, so läßt sich mit der an Lacan orientierten Lesart Turims folgern, verkörpert die alte Frau »eine beunruhigende Negation der weiblichen Sexualität« (13); immer wieder ist das männliche Erzählkino jedenfalls darum bemüht, die verheerenden Konsequenzen einer nicht in der traditionellen Familienordnung, in Ehe und Mutterschaft aufgegangenen Frau eindringlich vor Augen zu führen. Rollenverweigerung, weibliche Selbstbestimmung, kulturelle Autonomie werden so an Hand der mitunter sogar dem Wahnsinn verfallenden, alternden Frau moralisch exekutiert.

Daß es aber nicht nur den männlichen Blick und die patriarchale Triebökonomie gibt, beweist Yvonne Rainers neuer Film »Privilege«, der eine feministische Aufarbeitung des Klimakteriums im Spannungsfeld von experimentellem Erzählkino und Dokumentarfilm vornimmt. Noll Brinckmann geht in ihrem Beitrag zu Rainers Werk den Spuren weiblichen Alter(n)s und deren Verknüpfung mit Sexismus und Rassismus nach und reflektiert sie an Hand der grundsätzlichen Frage der »Fiktionswürdigkeit«. Yvonne Rainer selbst erzählt von den Ausgangsüberlegungen und den Umsetzungsmöglichkeiten bzw. -schwierigkeiten in ihrer Arbeit. Nach Heide Schlüpmanns Beitrag zum Frauen-Jubiläumsheft des Kinematographen aus dem Jahre 1916 (mit Archivdokumenten und gleichsam eingerahmt von einer sehenswerten Serie von Künstlerinnenporträts) wird das Heft mit einer Analyse von Jonathan Demmes »The Silence of the Lambs« und einem Beitrag über einige Frauenfilme auf der diesjährigen Berlinale abgeschlossen.

Siegfried Kaltenecker (Frankfurt/M.)

**Asholt, Wolfgang, und Walter Fähnders (Hrsg.): Arbeit und Müßiggang 1789-1914.** Dokumente und Analysen. Fischer-Taschenbuch Verlag, Frankfurt/M. 1991 (315 S., 33 Abb., br., 26,80 DM)

Der historische Wandel des Alltags-Bewußtseins und des sozial geprägten Umgangs mit Arbeit wird gespiegelt und gleichzeitig mit neuen Interpretationsschemata versorgt durch die Intellektuellen. Das zeigt sich in diesem Buch, das diese beiden

Themenkomplexe in ihren Zusammenhängen und Widersprüchen darzustellen versucht. Verschiedene Autoren bieten in meist kurzen Kapiteln einen Einblick bzw. eine Analyse zu Detailthemen, die anschließend durch zeitgenössische Dokumente und Texte ergänzt werden. Es ist eine Einführung in die Ideengeschichte der »Arbeit« und des »Müßiggangs« in dem Zeitabschnitt zwischen Französischer Revolution und Erstem Weltkrieg. Die bürgerliche Wertvorstellung von Arbeit (charakterisiert durch Tüchtigkeit, Fleiß, Rechtschaffenheit ...) sollte im Gegensatz zur »feudalen, parasitären Faulheit« den Garant für Fortschritt darstellen. In der Polemik gegen Faulheit und Müßiggang waren sich das Bürgertum und das entstehende Proletariat vorerst einig. Arbeit bekommt einen Absolutheitscharakter, der die geschlechts- und klassendifferenzierte Komponente ausspart. Auch Theoretiker und soziale Bewegungen des 19. Jahrhundert stellten die hohe Wertung von Arbeit nicht in Frage, sondern nur deren Organisation. Dies gilt auch für die utopischen Sozialisten (z.B. Fouriers libidinös besetztes Interesse an der attraktiven Arbeit; 110). Bei den von H.G. Klaus interpretierten englischen Utopisten stehen sich die am französischen Vorbild orientierte perfekte Organisation der Arbeit und der Gesellschaft bei Bellamy und William Morris' prozeßhafte Utopie gegenüber – letztere kann auf Grund des Motives »Freude an der Arbeit« auf deren Disziplinierung verzichten (262).

Das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert massiv von Philosophen, Theoretikern und der frühen Arbeiterbewegung geforderte Recht auf Arbeit beinhaltete einerseits den Kampf der »arbeitslosen« Gesellschaftsschichten um Existenzsicherung, andererseits aber auch die Akzeptanz des bürgerlichen Arbeitsideals. Die Übergänge zur Arbeitssucht als bürgerliches Medium der Kompensation und Flucht sind fließend (Carlyle, 60; Zola, 72). Nietzsche warnt zuerst vor der »atemlosen Hast der Arbeit«. Noch in dem »Recht auf Faulheit« (Lafargue) ist die Forderung nach dem Anspruch auf eine menschlichere Organisation der Arbeit enthalten (96f.).

Gabriele Stumpp (»Müßiggang als Provokation«) liefert eine präzise Darstellung der sich wandelnden Wertungen des Müßigganges im Kontrast zur Arbeit von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, bis zur Neugewichtung des Müßigganges als Refugium und Reservat des autonomen Individuums bei den Künstlern des 19. Jahrhunderts (186). Gontscharows »Oblomow« (1859) ist in der Interpretation von Fritz Mierau »reine Muße geschützt durch Apathie« (212). Eindrucksvoll zu lesen ist, wie selbst die Dandys des 19. Jahrhundert sich immer noch mit der Arbeit auseinandersetzen – indem sie das Dichten als besondere Form der Arbeit interpretieren, oder die Arbeit zu befreien versuchen. Die »artifizial-künstlerische Gegenwart« des »Flaneurs« korrespondiert mit der (an Ernst Jüngers Arbeiter erinnernden) Extremisierung der Arbeit als Terror in Jarry's König Ubu.

Appollinaire träumt von Zeiten, »in denen die Maschinen endlich zu denken beginnen« (289) – sie sind gekommen, nicht verwirklicht aber sein damit verbundener Traum der Versöhnung von Arbeit und Müßiggang. Der Wunsch nach Versöhnung der Arbeit mit Lust, Spiel oder Kunst beinhaltet den Anspruch auf befriedigende Arbeit als Teil von positiv empfundener Lebenspraxis. Er ist auch im »Recht auf Arbeit« neben dem Anspruch auf Verdienst und Existenzminimum in immer wechselnden Mischungsverhältnissen enthalten, selbst noch in den aktuellen Ansprüchen auf eine Integration von Arbeit und Leben im Konzept der »Tätigkeit« als Einheit beider. Dagegen steht die entfremdete Arbeit als Zuchtmittel, gegen die zu protestieren nur mit der Vorstellung einer befreiten Arbeit möglich ist. Die Idee gehört zum Kernbestand der Marxschen These vom Doppelcharakter der Arbeit als

entfremdete Zwangsarbeit und als notwendigem Stoffwechsel mit der Natur, dessen positives Ergebnis »disposable time«, wahrer Reichtum ist. Ursula Schmiederer hat kurz vor ihrem Tod das Kapitel dazu eingeleitet und zusammengestellt.

Heiner M. Becker setzt sich mit Arbeitsverweigerung, Boykott und Sabotage auseinander (219). Helga Grubitsch und Christiane Krause beschäftigen sich mit der Stellung und Bewertung der Frauenarbeit im 19. Jahrhundert. Erstere stellt die komplizierte Beziehung zwischen Arbeit und Müßiggang für Frauen im Frühsozialismus dar. Für reiche Frauen war der Müßiggang seit der Aufklärung nicht mehr ein selbstverständliches Privileg. Müßiggang bekommt den »bitteren Beigeschmack von Leere und Nutzlosigkeit« (121). Das Problem der »sinnvollen Betätigung« wurde zu einem Thema der bürgerlichen Frauenbewegung. Für die proletarische Frauenbewegung, der nicht Müßiggang, sondern die mehrfache Arbeitsbelastung Problem war, wurden die Lehren von Saint-Simon und Ch. Fourier mit ihrer Kritik an der Unterdrückung des »weiblichen Geschlechts« wichtig. Die Ideen, Projekte und Hoffnungen zur Verbesserung der Lage der Frauenarbeit (»Freiheit für die Frauen, Freiheit für das Volk durch eine neue Organisation der Hausarbeit und der Industrie«; 128) lassen sich hier nachlesen. Ch. Krause setzt sich mit den Debatten über die Frauenarbeit im 19. Jahrhundert auch innerhalb der Arbeiterbewegung auseinander. – Das Buch dokumentiert die Wertvorstellungen unterschiedlicher Gruppen und ermöglicht, den Prozeß nachzuvollziehen, in dem kulturellen Normen geschaffen und für große Bevölkerungsgruppen prägend für das alltägliche Leben werden.

Sanna Harringer (Wien), Dieter Kramer (Frankfurt/M.)

## Soziale Bewegungen und Politik

**Gorz, André: Und jetzt wohin?** Rotbuch Verlag, Berlin 1991  
(215 S., br., 16,- DM)

Das neueste Buch des aus Österreich stammenden, in Frankreich lebenden André Gorz ist ein *mixtum compositum*, nur die Einleitung und zwei Kapitel sind Originalbeiträge. Eingerahmt werden Gorz' interessante Darlegungen von »Vor-« und »Nachfragen« des jüngeren und skeptischeren Otto Kallscheuer. – Was ist mit dem »(ir)realsozialistischen Herrschaftssystem« gescheitert und was sind die Hauptpunkte eines erneuerten Sozialismusverständnis? Gorz identifiziert den realen Sozialismus mit einer »Konzeption des 'eigentlichen', 'wahren' in den Schriften der Gründer bestimmten Sozialismus ... als quasi-religiöser Glaube« (29), der aus einer modernen, komplexen Gesellschaft in die Geborgenheit einer vor-modernen Gesellschaftsform zurückfinden, die Entfremdung beseitigen und die Einheit von Arbeit und Leben wiederherstellen wolle (29). Diese vor-moderne Gemeinschaftsgesellschaft (Marx = Rousseau?) sei »ontologisch-unmöglich« (31) für komplexe Industriegesellschaften. Bei dem von ihm so genannten »Fundamentalismus« sieht er den kommunistischen Gesellschaftsentwurf und die Zusammenbruchstheorie nun ökologieorientiert wiederaufleben. »Es ist bezeichnend für den vor-modernen Charakter der 'fundamentalistisch'-ökologischen Zusammenbruchstheorie, daß sie die 'postindustrielle' Gesellschaftsform nicht mehr als eine Entwicklung auffaßt, die den Kapitalismus aufhebt, sondern als dessen Beseitigung« (32). In einem kühnen Gedankensprung gelangt Gorz von der abgelehnten unmöglichen Vormoderne zu einem Kapitalismus, der sich aufhebt: »Enthält der Kapitalismus ... nicht selbst noch latente Potentiale emanzipativer Modernisierung« bzw. kann die kapitalistische Gesellschaft »ihre kapitalistische Form hinter sich lassen, weil sie modern-komplex zu Weiterentwicklungen

fähig ist« (33)? Auch durch Wiederholung freilich verliert der Begriff »Modernisierung« nichts von seiner Beliebigkeitsunschärfe.

Belehrt über den Weg nach vorn, nämlich, daß »die Beseitigung der Dominanz der Markt- und Verwertungslogik gegenüber lebensweltlichen Ansprüchen und Bedürfnissen der nächstliegende Schritt der modernen gesellschaftlichen Weiterentwicklung« (33) ist, fragt man nach dem historischen Subjekt. Außer einer Negativklausel, daß die Akteure »nicht mehr allein und auch nicht in erster Linie die zusammenschumpfende Klasse der Industriearbeiter« (34) bilden, äußert sich Gorz nicht, beschreibt vielmehr mit R. Land das zu lösende Problem, »Staat, Kultur, Recht, politische Öffentlichkeit und auch [sic] Wirtschaft ihre relative Selbständigkeit zu erhalten, aber wirtschaftliche und technische Entwicklung sozial-ökologisch gestaltbar zu machen«, »d. h. wie weit 'die verselbständigte Gesellschaftsmaschinerie an die Lebenswelten der Individuen durch politische Partizipation'« (37) rückzubinden sei. »Demokratisierung der wirtschaftlichen Entscheidungen« und die »Etablierung lebensweltlicher Selektionskriterien in die kommunikative Gestaltung wirtschaftlicher Entwicklung« sind die Prozesse, in denen, so zitiert Gorz Robert Land, »noch unerkannt die eigentliche Transformation des Kapitalismus in eine neue Gesellschaft verborgen« (37) sei. Dabei kann der Konflikt zwischen System und Lebenswelt »nur durch Vermittlung und neue Vermittlungen lösbar« (37) gemacht werden.

Dabei verabschiedet sich Gorz vom Sozialismus als alternativem System, Sozialismus ist »nichts anderes als der Sinnhorizont, den soziale Bewegungen aufreißen, wenn sie für eine an lebensweltliche Bedürfnisse rückgekoppelte, öffentlich und demokratisch gestaltete Entwicklung kämpfen – gegen ... das Überwiegen der im Kapital verkörperten ökonomischen Rationalität« (38). Doch wie kann der ökologische Umbau der Gesellschaft, der nach Gorz die Unterordnung der ökologischen unter die ökosoziale Rationalität verlangt, ohne alternative Systemvorstellung bewerkstelligt werden, zumal Gorz selbst definiert, daß dieser Umbau »mit dem kapitalistischen Paradigma der ... größtmöglichen Kapitalverwertung unvereinbar« (38) ist? Das »Größtmöglich« ist nicht mehr als eine salvatorische Klausel, soll doch der Umbau auch durch »das Schrumpfen des Angebots an Waren ... durch eine viel direktere demokratische oder basisdemokratische Gestaltung der Wirtschaftsentwicklung« (ebd.) verwirklicht werden. Das »Gehäuse der Hörigkeit«, von dem Max Weber sprach und das auch Gorz zitiert und als industriell-bürokratische Megamaschine benennt, soll einerseits gesellschaftlichen Zielen unterworfen werden (67), andererseits würde der geforderte »Entwurf eines Abbaus all dessen, was die Gesellschaft zu einem System, einer Megamaschine macht« (96) ein andersartiges Wirtschafts- und Gesellschaftssystem erfordern, als das Sozialismus nach Gorz explizit nicht aufgefaßt werden darf (ebd.).

In anderen Kapiteln wiederholt Gorz seine bekannten Thesen zum Ende der Arbeitsgesellschaft: »Arbeit ... ist nicht mehr das wichtigste Band, das die Menschen in die Gesellschaft einbindet« (68), eine These, deren exemplarische Falsifizierung wir gerade in der früheren DDR erleben. Dies wird nicht durch den Individualisierungsschub und die Lebensstilentwicklung in den westlichen Gesellschaften widerlegt. Die Privilegienstrukturen sind – wie die Bewegung der sogenannten Wirtschaftsflüchtlinge zeigt, an die Einbindung in den Arbeitsprozeß gebunden, und den Kapitalismus als Weltssystem begreifen heiße, den Blick über die Grenzen Westeuropas auf die internationale Arbeits- (nicht Freizeit-)teilung zu richten. Gerade die von Gorz beschriebene Ausweitung der Dienstbotenarbeit (72ff.) zeigt die Unterwerfung der Arbeitskraft und -biographie unter die Dominanz der von der ökonomischen Entwicklung hervorgerufenen Ungleichheitsstrukturen. – In seinem



als 5. Kapitel wiederabgedruckten Kommentar zum SPD-Programm 1989 bemängelt Gorz die »Orientierungen und Themen als 'normativ und axiomatisch' dargestellt« (81): »Der Programmentwurf hängt dadurch teilweise ganz in der Luft« (ebd.). Das könnte auch den Generalnenner für die zentralen Gorzschen Gedankengänge abgeben.

Robert Lederer (Bochum)

**Brus, Wlodzimierz, und Kazimierz Laski: Von Marx zum Markt.** Der Sozialismus auf der Suche nach einem neuen Wirtschaftssystem. Aus dem Englischen von Silvia Zenden. Metropolis-Verlag, Marburg 1991 (201 S., br., 29,80 DM)

»Sozialistische Marktwirtschaft« lautet seit dem Zusammenbruch des Kommandosystems des bürokratischen Sozialismus das neue Zauberwort der Linken. Ausgearbeitete Konzepte, die das Spannungsverhältnis von Plan und Markt in ihrer ganzen Tragweite reflektieren, gibt es allerdings nur wenige. Der 1989, noch vor den Ereignissen in Ostberlin und Prag vorgelegte und jetzt in deutscher Übersetzung erschienene Diskussionsbeitrag versucht, die grundlegenden Voraussetzungen eines Plan-Markt-Modells sowie die prinzipiellen Grenzen einer externen Steuerung des Marktes nachzuzeichnen.

»Von Marx zum Markt« stellt eine Abkehr von früheren Positionen der Autoren dar (7). Die einstigen Verfechter der These von der prinzipiellen Reformierbarkeit des »real existierenden Sozialismus« halten denselben mittlerweile für systembedingt funktionsunfähig. In der »von marxistischer Seite behaupteten ökonomischen Rationalität des Sozialismus« wird »eine fundamentale Änderung des ökonomischen Verhaltens der Mitglieder der Gesellschaft unterstellt. Demnach werde sich der Homo oeconomicus auf der Basis eines als genuin gemeinschaftlich wahrgenommenen Eigentums an Produktionsmitteln mit dem Homo socialis vermischen, und damit werde auch die Differenz zwischen 'principals' und 'agents' verschwinden. Anstelle der Rivalität herrsche ein Geist der Anteilnahme und Kooperation.« (57) Die Differenz zwischen der Funktion des »principals«, also desjenigen, der mit seiner eigenen materiellen Existenz an die ökonomische Verantwortung gebunden ist, und der Funktion des »agents«, der die ökonomisch rationalen Entscheidungen ausführt, diese Differenz, die im Kapitalismus auf Grund des Privateigentums an Produktionsmitteln existiert, wird durch die Abschaffung des Marktes an den Staat als Repräsentanten der Gesellschaft übertragen (22). Dieser muß mangels des Konkurrenzzwanges des Marktes die Allokation der materiellen und menschlichen Ressourcen gemäß zentral festgelegter Ziele und der gewählten Wege zu ihrer Realisierung erzwingen. Die beseitigten Absurditäten des Kapitalismus, »der gleichzeitigen Existenz von überschüssigem Kapital, überschüssiger Arbeitskraft und unbefriedigten Bedürfnissen ... , bewirkte zur gleichen Zeit aber auch, daß die aus dem Konkurrenzkampf um den Güter- und Produktionsfaktorenmarkt hervorgehenden Anreize so geschwächt wurden, daß sie nahezu verschwanden. (...) Es genügte daher nicht, daß der Staat das Verhalten der Wirtschaftseinheiten lediglich von außen kontrollierte und regulierte. Vielmehr mußte er, damit gespart, investiert, produziert und verteilt wurde, auf Makro- wie auf Mikroebene *selbst* zum Wirtschaftsakteur werden.« (60) Die daraus resultierenden Probleme sind bekannt: Mangelnde Motivation der im Wirtschaftsprozeß auf die bloße Ausführungsfunktion reduzierten Individuen und gleichzeitiges Informationsdefizit in der Zentrale über den gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsprozeß gelten als die zentralen Ursachen der Ineffizienz und Irrationalität geplanter Ökonomien.

Diese systembedingten Mängel aller bisherigen Planungsinstrumente gilt es nach Brus/Laski auch in der Diskussion von Plan-Markt-Modellen im Auge zu behalten.

Das Konzept des Marktsozialismus wird daher – trotz bekundeter Sympathie der Autoren (201) – in der Version seines Begründers Oskar Lange einer ganz ähnlichen Kritik unterzogen. Die Einführung von Märkten im Bereich der Konsumgüterproduktion bei Beibehaltung einer zentralen Planungsinstanz, die über ein System von »trial and error« effiziente Allokation gewährleisten soll, ließe nach Brus/Laski insbesondere das Motivationsproblem ungelöst, so daß ein effizienter Einsatz von Ressourcen nicht notwendig gewährleistet werden könne. »Ist ein solches Verhalten«, fragen die Autoren, »überhaupt vorstellbar für Wirtschaftsakteure, die nicht als 'principals' auf eigenes Risiko und in eigener Verantwortung arbeiten, sondern nur 'agents' sind, angestellt von einer öffentlichen Körperschaft, die selbst nicht in der Lage ist, unternehmerisch zu agieren? Mit anderen Worten, hier taucht wieder das Problem der Kompatibilität von Markt und Sozialismus auf ...« (85) Sämtliche Reformversuche in den Staaten des »real existierenden Sozialismus« – Brus/Laski diskutieren den ungarischen »Neuen Ökonomischen Mechanismus« und das jugoslawische Selbstverwaltungsmodell – waren letztendlich mit dieser Frage konfrontiert.

Ihr Resümee ist ernüchternd: Grundlegende Voraussetzung für einen funktionierenden Markt ist die Existenz von bisher als prinzipiell kapitalistisch kritisierten Einrichtungen – von Märkten jenseits des Produktionsbereichs. Die Einführung eines Arbeitsmarktes – folglich auch die Akzeptanz zyklischer Arbeitslosigkeit (155) – ist genauso notwendig wie die Existenz eines Kapitalmarktes, der die Kapitalmobilität erhöht und Investitionsentscheidungen dezentralisiert (136, 155). Letzteres bedeutet die Wiedereinführung der »principal«-Funktion auf der Ebene von Individuen, durch Privateigentum an Produktionsmitteln. Daher ist es nicht verwunderlich, daß für Brus/Laski, die übrigens nach wie vor an sozialistischen Grundwerten wie »Chancengleichheit, Vollbeschäftigung als eines der wichtigsten Anliegen, soziale Fürsorge« festhalten, »die bislang geltenden Unterscheidungen zwischen kapitalistischen und sozialistischen Wirtschaftssystemen mit dem MS [Marktsozialismus; M.R.] vollkommen hinfällig werden« (200).

Auch wenn das Resultat der Analyse von Brus/Laski unter Linken so manches Murren hervorrufen wird, alle aus marxistischer Perspektive entwickelten Neukonzeptionen einer Ökonomie des Sozialismus werden sich, allein um ihre Konsistenz zu beweisen, mit Brus/Laski auseinanderzusetzen haben. Dies gilt sowohl für Modelle des Marktsozialismus als auch für gegenwärtig wenig populäre Konzepte demokratisch legitimierter Planung. Mathias Richter (Tübingen)

**Vargas, Oscar René: Adonde va Nicaragua.** Perspectivas de una revolución latinoamericana. Ediciones Nicarao, Managua 1991 (346 S., br., 26,80 DM)

Die ein Jahr nach der Wahl erschienene Studie des Soziologen und Historikers setzt sich mit der Vorgeschichte, den Ursachen und den Konsequenzen der Niederlage der FSLN Februar 1990 auseinander. Vargas hebt sich in zweierlei Hinsicht positiv von anderen Autoren ab. Er begreift die FSLN-Niederlage nicht als reine »Denkzettel«-Wahl mit von vielen nicht gewünschtem Ausgang, eine Art Betriebsunfall, nach dem die FSLN eigentlich bei einigen inneren Reformen stark genug sei, jederzeit die Macht zurückzugewinnen. Die nicaraguanische Entwicklung ist für ihn nicht nur regionaler Ausdruck des Endes des »realen Sozialismus«, was viele – vor allem in Europa – dazu veranlaßt hat, die Erfahrung des sandinistischen Projekts für »erledigt« zu erklären. Vargas ist weit entfernt davon, unmittelbare Rezepte für die FSLN zu verteilen oder sich nur auf die Denunziation der neo-liberalen, pro-US-amerikanischen Politik der U.N.O.-Regierung und die Aufdeckung ihrer inneren Widersprüche zu beschränken.

Sein umfassender Rückblick zeigt, was den Sieg 1979 ermöglicht hat: ökonomische Wandlungsprozesse unter dem Einfluß des eindringenden US-amerikanischen Kapitals, welche die ökonomische Basis der Somoza-Dynastie untergruben; die verspätete Entwicklung des Staates und seine geringe Verwurzelung in der Zivilgesellschaft; eine geringe Klassendifferenzierung und eine innere Schwäche der »Zivilgesellschaft«, über die sich eine diktatorische Staatsform erhob; die hegemoniale Rolle der FSLN in der antisomozistischen Opposition; eine sich verschärfende Krise innerhalb der bürgerlichen Klasse; das Bündnis der Sandinisten mit repräsentativen Sektoren der oppositionellen Bourgeoisie; schließlich die Bildung eines neuen Staates, basierend auf einem Volksheer, das die Revolution zum Sieg führte.

Diese Faktoren wertet Vargas auch als entscheidend für die Wahlniederlage der FSLN. Zwar benennt er auch Zentrales bisheriger Analysen: eine falsche Einschätzung der Stimmung breiter Volksschichten durch die FSLN vor allem auf Grund ihrer fehlenden inneren Demokratie, die Konsequenzen der Wirtschaftskrise, der Krieg der Contra und der Militärdienst sowie die Politik der USA (*low intensity warfare*, Unterstützung der Contra, ökonomischer Boykott, Entwicklung der politischen Opposition im Land), schließlich die Rolle der Kirchenhierarchie. Aber über diese Analysen hinaus erklärt er, wie die strukturellen Probleme der FSLN zur Niederlage beigetragen haben. Zunehmend habe der Staatsapparat die Energie der FSLN absorbiert, es sei zu einer Vermischung von Staat und Partei gekommen: »In dieser Dynamik höhlichten die Parteistrukturen die lokalen Machtorgane aus, indem sie deren Funktionen übernahmen. Der gleiche vertikalistische Führungsstil wurde auf die Organisationen der sozialen Bewegung übertragen. Das Ergebnis war eine enorme Machtkonzentration im Partei/Staat zum Schaden der lokalen Machtorgane und der Basisorganisationen der Zivilgesellschaft.« (71) Die FSLN habe einen Schwenk in ihrer Wirtschaftspolitik von einer zentral geführten Wirtschaft hin zu einer Politik des freien Marktes mit einem Stabilisierungsplan im Stile des IWF vollzogen und damit die ärmsten Bevölkerungsschichten, ihre eigentliche gesellschaftliche Basis, am härtesten getroffen. Gleichzeitig habe ihre Landwirtschaftspolitik die von Somoza vererbten Strukturen der Agrarexportindustrie unangetastet gelassen und die Wirtschaftsreformen auf die Verteilung des Gewinns beschränkt, was zu einer Stärkung des agro-industriellen Sektors der herrschenden Klasse geführt habe. Schließlich habe die FSLN unter dem äußeren Druck einseitige Konzessionen gegenüber der einheimischen Bourgeoisie und den Regierungen der USA und Westeuropas gemacht, die zur Desorientierung ihrer gesellschaftlichen Basis führten, ohne daß die Contra habe entwaffnet und der Frieden erreicht werden können. Dies habe zur Verschiebung der Kräfteverhältnisse geführt. »In den Wahlen von 1990 begann das Kleinbürgertum unter dem Druck der sich allgemein verschlechternden Lage des Landes die Bourgeoisie zu unterstützen. Das zeigte, daß der politisch-moralische Einfluß der Revolution zerstört war, daß die FSLN-Regierung nur noch einen Sektor der Bevölkerung repräsentierte und daß der große Privatbesitz und der Imperialismus an Boden gewannen, da die Mittel- und Kleinbauernschaft ihre Rettung im Lager derjenigen suchten, die über Eigentum verfügten.« (65) Vargas gelingt hiermit die bisher umfassendste und beste Erklärung der Ursachen der Wahlniederlage. Dazu trägt eine überzeugende sozialpsychologische Studie des Wahlkampfes (78-84) bei, wie er von seiten der U.N.O. (Chamorro als Jungfrau Maria) und von seiten der FSLN (Ortega als Hahn/Macho) geführt wurde – gerade vor dem Hintergrund der tiefen Verwurzelung religiöser Einstellungen in der nicaraguanischen Bevölkerung und der zentralen Rolle der Mütter und Hausfrauen bei wichtigen politischen Themen (z.B. Militärdienst) ein wesentlicher Erklärungsansatz.

Zur Perspektiveneinschätzung analysiert er detailliert die Ziele und die ersten Maßnahmen der Chamorro-Regierung, deren Kern in der Privatisierung, in der Herabsetzung des Preises der Arbeitskraft, in einer restriktiven Kreditpolitik gegenüber Kooperativen, in dem Versuch, die soziale Bewegung zu kontrollieren, und schließlich in einer ideologischen Offensive mit dem Ziel besteht, die Revolution rückgängig zu machen und das Land wieder voll in den Weltmarkt und damit in die Strukturen der imperialistischen Ausbeutung zu integrieren. Die Regierung Chamorro charakterisiert er als instabile Übergangsregierung in einer Phase, in der die Revolution zwar eine wichtige Niederlage erlitten hat, aber noch nicht geschlagen ist, während auf der anderen Seite die Ultrarechte und die Konterrevolution auf eine schnelle vollständige Liquidierung des Sandinismus drängen. Diese Kräftekonstellation macht die Form der »Konzertierung« zwischen den modernen Fraktionen der Bourgeoisie, die hinter der U.N.O.-Regierung stehen, und der FSLN entscheidend für den Ausgang des Übergangsprozesses, auch für die USA und Westeuropa. Vargas schätzt die Chamorro-Regierung als sehr kurzfristige ein (z.B. 67f.) und charakterisiert sie mit dem Begriff des Bonapartismus. Diese oder eine ähnliche Regierung könnte sich jedoch, auch ohne reale Massenbasis, mangels Alternative und bei massiver ausländischer Unterstützung durchaus länger halten. Er sieht selbst als Perspektive der sozialen Bewegungen eine Phase der defensiven Kämpfe, in der den Gewerkschaften eine zentrale Rolle zufällt. Explizit wendet er sich gegen eine bequeme Erwartung, mit der Verschärfung der wirtschaftlichen Krise verschiebe sich das Kräftegleichgewicht wieder zugunsten der Linken, und warnt vor einer möglichen Rechtswendung weiter Teile der Bevölkerung unter wirtschaftlichem und ökonomischem Druck. Um wieder die Hegemonie zu gewinnen, müsse die FSLN auf grundlegende Probleme antworten: auf die innere Demokratie, das Verhältnis von Sozialismus und Demokratie, die Konsequenzen aus dem Zusammenbruch des stalinistischen Modells in Osteuropa und aus dem Ende des Kalten Krieges mit dem asymmetrischen Rückzug der hegemonialen Mächte, schließlich die Steigerung des ideologischen Einflusses und der militärischen Interventionsfähigkeit der USA in Mittelamerika bei gleichzeitiger Verringerung ihrer industriellen Macht. Innerhalb der FSLN versuchten dies zwei Tendenzen: eine auf die Sozialdemokratie orientierte und eine, die an die radikale sandinistische, guevaristische und sozialistische Tradition ansetze. Vargas läßt keinen Zweifel daran, daß seine Sympathie der zweiten gehört und daß er an einem zu erneuernden marxistischen Ansatz festhält. Trotz einiger Redundanzen und Längen kann er mit einer Fülle an Material und Thesen die Diskussion der nicaraguanschen Perspektiven und darüber hinaus der nationalen Befreiungsbewegungen befruchten.

Werner Mackenbach (Frankfurt/M.)

**Hartung, Klaus: Neunzehnhundertneunundachtzig.** Ortsbesichtigungen nach einer Epochenwende. Luchterhand Literaturverlag, Frankfurt/M. 1990 (219 S., br., 28,- DM)

Zusammenbruch des Realsozialismus und administratives Ende der DDR, je nach politischem Standort als Wiedervereinigung, Anschluß oder Lösung der deutschen Frage apostrophiert, haben eine kaum überschaubare Flut an Literatur auf den Markt geworfen. Viele dieser Bücher sind inzwischen bereits zur Makulatur geworden, überholt und dementiert durch die rasante Beschleunigung der Entwicklung, von Interesse lediglich für eine Vollständigkeit beanspruchende Historiographie des politischen Umbruchs. Hartungs Buch, obgleich Resultat eines »Schreibens im Übergang« (9), gehört nicht zu ihnen. Geschrieben auch gegen die bereits wieder einsetzende Legendenbildung, »vor allem auch der Legenden, die eine verunsicherte

Linke braucht, um einen historischen Prozeß zu denunzieren, auf den sie nicht reagieren konnte«, ist es nach dem Selbstverständnis seines Autors »ein Versuch, Chronist der Möglichkeiten zu sein, gegen die vielen Notare der verpaßten Chancen« (12). So ist diese »deutsche Revolution« für ihn auch nicht der erneute, wieder einmal an der verstockten Realität gescheiterte Versuch, alte Menschheitsträume ihrer Verwirklichung ein Stück näher zu bringen, sondern sehr viel bescheidener, dadurch jedoch ungleich radikaler, »Revolution als Erlösung ... zum Alltag« (16), die Verallgemeinerung außeralltäglicher, nur selektiv oder gar nicht gewählter Privilegien zu »Selbstverständlichkeiten der Zivilisation« (17). Eine weitere Erklärungsfigur, die Hartung in zahlreichen Varianten überzeugend in Szene setzt, ist die der Zeit. Das Revolutionsjahr '89 als »Abschaffung der Ewigkeiten«, als Zerfall der »Zeitlosigkeit der Zukunft«, als Ineinanderschieben von Ungleichzeitigkeiten (18), erlebt als ungeheure Beschleunigung zeitlicher Rhythmen (15). Schließlich die »Logik der Verspätung« der Herrschenden, die »Ungleichzeitigkeit der Revolutionäre« (70f.), nur ausnahmsweise im Gleichklang mit den Forderungen der Straße. Diese Verspätung konnte auch die demokratische Opposition des Herbstes nicht aufholen, gegen die allgemeine Erfahrung verlornener, entwerteter Lebenszeit war kein revolutionäres Kraut gewachsen: »Mit dem 9. November erlebten Millionen von Menschen den Westen. Es war ein leiser, aber gründlicher Schock. Sie sahen ein Leben ohne Daueranspannung der Moral. Sie sahen eine reibungslose Gesellschaft. In ihr erblickten sie die durchs Schlangestehen, durchs Organisieren verspielte Lebenszeit. (...) Eine unheimliche, leise Entwertung aller bisherigen Mühen. So hieß das Leben nach der Revolution für die meisten: Leben nachholen, bevor alles zu spät ist.« (75) Damit wurden Tempo und Zeitplan selbst zum politischen Inhalt der deutsch-deutschen Entwicklungen, zum wichtigsten politischen Hebel, zur »Tempokratie« (76) der Verfügungsgewalt über die Konditionen dieser Entwicklungen, zunächst einseitig, schließlich ausschließlich bestimmt durch die Bundesregierung, die sich im Unterschied zur DDR-Regierung Zeit lassen konnte und es eben deshalb sehr eilig hatte, die deutsche Einheit unter Dach und Fach zu bringen.

Überzeugend auch die Benennung der Paradoxien dieser Revolution, der »buchstäblichen Flüchtigkeit ihres revolutionären Subjekts«, die dazu führte, daß die Revolutionäre »mit dem Rücken zu den fluchtbereiten Massen und im Angesicht des vorseilenden Zerfalls des Staates« (63) organisierten und formulierten, wodurch sie gezwungen waren, um der Demokratisierung der Gesellschaft willen die DDR bewahren wollen zu müssen und damit Teile der SED-Herrschaft zu stabilisieren (60). Die Machtfrage wurde dabei nicht gestellt, konnte wohl nicht gestellt werden, während doch »nichts die individuellen Kräfte in einer revolutionären Situation so sehr mobilisieren kann wie das Bewußtsein, es geht um die Macht« (58).

Für Hartung droht mit dem Zusammenbruch des »Realsozialismus« zugleich auch der schmerzliche »Verlust einer ganzen Epoche verlornener Emanzipationskämpfe« (41). Dabei sieht er die Linke wieder einmal am Wendepunkt: »Entweder macht sie aus dem Zerfall ihrer Gewißheit ein produktives Prinzip, oder sie distanziert sich durch theoretische Rettungsmanöver davon. Dann würde sie mit dem Realsozialismus scheitern, allerdings weniger auffällig.« (41f.) Man mag diese Alternative nicht für zwingend halten, auch das von Hartung benannte »folgenreiche Defizit der Marxschen Theorie« – die vielfältigen Formen und Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft als abhängige Phänomene theoretisch vernachlässigt und dadurch ihre spätere gesellschaftspraktische Vernachlässigung mitprovoziert zu haben (42) – so nicht teilen. Aber auch dann noch ist dieses Buch ein wichtiger Beitrag zur anstehenden Debatte über Hoffnungen und Frustrationen, illusionäre Erwartungen und

intellektuelle, aber auch emotionale Verstrickungen der Linken in Ost und West mit dem untergegangenen System des staatsmonopolistischen Sozialismus.

Wolfgang Bialas (Berlin)

**Bullmann, Udo: Kommunale Strategien gegen Massenarbeitslosigkeit.** Ein Einstieg in die sozialökologische Erneuerung. Verlag Leske und Budrich, Opladen 1991 (320 S., br., 36,- DM)

Aus der gewerkschaftlichen Perspektive der Bekämpfung von Massenarbeitslosigkeit ist häufig kritisiert worden, daß die monatliche Bekanntgabe der Arbeitslosenzahlen durch die Bundesanstalt für Arbeit immer mehr Ritualcharakter ohne Handlungsaufforderung angenommen habe. Seit die Arbeitslosen gesamtdeutsch gezählt werden, findet lediglich die gegenläufige Entwicklung in den alten und neuen Bundesländern noch eine neue Aufmerksamkeit. Wer selbst arbeitslos ist oder sich ein waches Bewußtsein für die Schattenseiten der Wohlstandsgesellschaft bewahrt hat, mag das geringe öffentliche und politische Interesse an den Initiativen zur Beseitigung von Arbeitslosigkeit beklagen. Die politische Praxis beweist bislang hinreichend, daß eine rein anklagende Intervention an diesem Zustand nur wenig ändern kann. Die staatliche Politik, zumal in der konservativ-liberalen Regierungsära, setzt mit anhaltendem Erfolg eher auf eine Strategie der Verwaltung bzw. Entthematisierung von Arbeitslosigkeit, statt mit den Möglichkeiten staatlicher Arbeitsmarktpolitik Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Der Gießener Politikwissenschaftler Udo Bullmann belegt dies einmal mehr durch eine ausführliche Konfrontation neokonservativer Modernisierungs- und Entsolidarisierungspolitik mit sozialökologischen Programmalternativen (7-132). Er untersucht, wie durch Initiativen aktiver Beschäftigungspolitik in kommunalpolitischen Handlungsfeldern gegengesteuert werden kann. Bieten sich Chancen, örtlich und überörtlich verfügbare Ressourcen »von unten« zu mobilisieren und gleichsam kommunalpolitisch mit der sozialökologischen Erneuerung der Industriegesellschaft zu beginnen?

Bullmann zeigt Vorbilder auf (133-162). Labour-Stadtregerungen in Großbritannien (Sheffield, Greater London) haben bis zu ihrer politischen Entmachtung durch die konservative Zentralregierung demonstriert, daß Kommunalpolitik nicht auf Nachsorge- und Nothilfemaßnahmen fixiert bleiben muß. Eine Verknüpfung von Arbeitsbeschaffung, Qualifizierung, Technik- und Produktförderung ist möglich, sofern sie von den lokalen politischen Verantwortungsträgern und den Betroffenen und Nutznießern gewollt und aktiv unterstützt wird. In der bundesdeutschen Praxis sucht Bullmann nach vergleichbaren Anknüpfungspunkten (221ff.). Er analysiert die verschiedenen Formen des »zweiten Arbeitsmarktes« und die traditionellen Ansätze lokaler Wirtschafts- und Technologieförderung, aber auch die noch jungen Erfahrungen mit lokalen Beschäftigungsprojekten in Nürnberg (ZATU), Osnabrück (ECOS) und Dortmund (EWZ). Solche Ansätze unterstreichen immerhin, selbst bei ihrer beschränkten Reichweite und den von Bullmann ermittelten Realisierungsproblemen, daß Städte, Kreise und Gemeinden sich konzeptionell nicht einbinden lassen müssen in das Netz konservativer Modernisierungspolitik und Problemverwaltung, sondern unter Nutzung eigener Handlungskompetenzen zum Teil gesamtgesellschaftlicher Reformbewegungen werden könnten.

Politische Durchsetzungskraft und Gestaltungsmacht entsteht nur dann, wenn lokale Beschäftigungspolitik nicht nur von einigen Pionier- bzw. Problemkommunen als Krisenmanagement betrieben wird, sondern generell auf den Prioritätenlisten der kommunalpolitischen Arbeit nach oben rückt. Daß es natürlich auch zusätzliches Geld kostet, in kommunalen Handlungsfeldern Beschäftigungspolitik zu befördern

und das Problem der zentralstaatlichen Mechanismen der Kostenabwälzung auf die Kommunen besteht, muß ja nicht das Ende der Bemühungen bedeuten, sondern kann im Sinne der Intention des Autors Politisierungsprozesse befördern, wo bislang Anpassung, politische Phantasielosigkeit oder Resignation dominierten.

Dabei müßten sich die kommunalpolitischen Verantwortungsträger hinsichtlich einer arbeitsplatzvermehrenden Gestaltung der Arbeitszeiten und der Arbeitsorganisation von den gewerkschaftlichen Tarifpartnern ja nicht erst »zum Jagen tragen« lassen. Bullmann hat im Rahmen seiner Überlegungen für kommunale Strategien gegen Massenarbeitslosigkeit diesen Ansatz ausgespart. Doch es läßt sich unschwer vorstellen, daß gerade rot-grüne Kommunalregierungen diesbezüglich tarifpolitisches Neuland betreten, das auch für die Privatwirtschaft Modellcharakter gewinne.

Hans-Joachim Schabedoth (Frankfurt/M.)

### **Hindrichs, Wolfgang, Claus Mäulen und Günter Scharf: Neue Technologien und Arbeitskampf.** Westdeutscher Verlag, Opladen 1990 (502 S., br., 68,- DM)

Der massenhafte Einsatz von neuen Informations- und Kommunikationstechnologien führt zu erheblichen Veränderungen in den industriellen Produktions- und Arbeitsstrukturen. Diese Veränderungen verlaufen nicht deterministisch: »Das Ringen um die humane Gestaltung von Ökonomie und Ökologie, von Technik und Arbeit kann sich in demokratisch verfaßten Gesellschaften nur über gesellschaftliche Widersprüche und Konflikte vermitteln. Unter den Austragungsformen ist der Arbeitskampf der wichtigste.« (3) Hindrichs u.a. unterscheiden hierbei sechs Gegenstandsbereiche: (a) Arbeit- und Produktionsorganisation, (b) Unternehmenspolitik, Unternehmensorganisation und -beziehungen, (c) Belegschaftsstrukturen, (d) rechtliche Regelungen, (e) politische Bedingungen sowie (f) gewerkschaftsorganisatorische Voraussetzungen. Darüber hinaus bilden Formen des betrieblichen Technik- und Arbeitseinsatzes auch Inhalte von – nicht immer umkämpften – Tarifverträgen. Wichtige Dimensionen bilden dabei Arbeitszeit, Einkommen, Qualifizierung und Humanisierung.

In zwei umfangreichen Kapiteln (IV und V) wird der Einfluß der neuen Technologien auf Strategie, Organisation und Verlauf von Arbeitskämpfen dargestellt. Dieser Zusammenhang wird über sechs Branchen bzw. Einzelgewerkschaften des DGB untersucht. Eindeutige Positionsgewinne erzielt die Unternehmerseite durch eine deutliche Erweiterung des Spektrums an verfügbaren Optionen, auf Streiks zu reagieren. Dazu zählen etwa die verbesserten Möglichkeiten einer Produktionsverlagerung im nationalen und besonders im internationalen Rahmen, strategische Umstrukturierungen wie Betriebsteilung und Integration von Zulieferern sowie die Zentralisierung von Entscheidungsmacht. Umgekehrt verändern sich die Struktur und die Handlungsmöglichkeiten der Belegschaften zu Lasten der Gewerkschaften. Abnehmende Zahl der Facharbeiter, Zunahme an kaufmännischen und technischen Angestellten, »flexible« Arbeitsverhältnisse, Tendenzen zur Individualisierung usw. sind Stichworte, die in diesem Zusammenhang zu nennen sind. Allerdings erweist sich die zunehmende Integration und Vernetzung der Produktion durch moderne Datentechnik auch als Achillesferse: Streiks in Zulieferbetrieben oder Rechenzentren können eine erhebliche Fernwirkung erfahren; denkbar sind ferner individuelle Formen von Widerstand durch Experten im EDV-Bereich.

Diese technisch induzierten Entwicklungen des Arbeitskampfs stehen schließlich im Zusammenhang mit den vorherrschenden rechtlichen und politischen Bedingungen. Insbesondere die Neufassung des § 116 AFG ist »als ein politischer Akt zu werten, durch den die Risiken der störanfälliger gewordenen Zulieferer-Abnehmer-

Beziehungen auf die Gewerkschaften, deren Mitglieder und die Arbeitnehmerschaft insgesamt abgewälzt werden« (227). Die Gewerkschaften reagieren darauf mit dem neuen Arbeitskampfziel, die Produktion dort aufrechtzuerhalten, wo sie von sich aus keinen Arbeitskampf führen wollen. Auch wird das Thema Betriebsbesetzung als Mittel gegen Produktionsverlagerung und Streikbruch vielerorts diskutiert. Die verbesserte Koordination und Kooperation auf zwischengewerkschaftlicher und internationaler Ebene könnte die Kampfkraft ebenfalls stärken.

Die Arbeit ist im Rahmen des nordrhein-westfälischen Programms »Mensch und Technik – Sozialverträgliche Technikgestaltung« entstanden. Sie enthält viele Details, umfangreiches Material und plausible Erkenntnisse. Eine präzise theoretische und methodische Verfolgung der eigentlichen Fragestellung wird allerdings gerade dadurch erschwert. Zu den Grundstrukturen der industriellen Beziehungen (Kap. II), der Geschichte der Tarifauseinandersetzungen (Kap. III) und zur neueren arbeitsrechtlichen Diskussion (Kap. V.4.) existiert eine Vielzahl von Publikationen, so daß diese Aspekte deutlich kürzer hätten ausfallen können.

Josef Schmid (Bochum)

**Kaßbaum, Bernd: Betriebliche Technologiepolitik.** Arbeitsgestaltung in der Politik der IG Metall. Campus Verlag, Frankfurt/M. 1990 (315 S., br., 58,- DM)

Mit dem »Aktionsprogramm: Arbeit und Technik« der IG Metall aus dem Jahr 1984 hat sich »ein bemerkenswerter Wandel der Technikeinschätzung und -politik« der deutschen Gewerkschaften vollzogen (9). Kaßbaum stellt die wesentlichen Aussagen dieses Programms dar und verdeutlicht Kontinuität und Diskontinuität in der Entwicklung der gewerkschaftlichen Arbeitspolitik. Ferner rückt er die Strategie und Umsetzung des Programms in den Kontext der ökonomisch-technischen Rahmenbedingungen, um so Handlungschancen und -restriktionen einer Gestaltung von Arbeit und Technik durch die Gewerkschaften zu bestimmen.

Die Veränderung der gewerkschaftlichen Positionen in der Technologiepolitik basiert vor allem auf drei Faktoren. Erstens befinden sich die Produktionsstrukturen in der bundesdeutschen Ökonomie seit Mitte der siebziger Jahre im Umbruch. Der massierte Einsatz von Computertechnologien in allen Bereichen der Industrie und die dauerhafte Massenarbeitslosigkeit haben das arbeitspolitische Terrain für die Gewerkschaften erheblich gewandelt. Zweitens hat die Erfahrung mit der Regierungspolitik vor allem nach der konservativ-liberalen Wende eine stärkere Rückbesinnung auf die eigene Kraft erfordert. Schließlich liegen drittens Erfahrungen aus den tarifvertraglichen Aktivitäten zum Rationalisierungs- und Arbeitsschutz sowie den Forschungsprojekten aus dem Programm Humanisierung der Arbeit vor.

Bedeutung und Inhalt des neuen Programms lassen sich so umschreiben: »Das gewerkschaftliche Aktionsprogramm zur sozialen Gestaltung von Arbeit und Technik erhebt einen hohen normativen Anspruch. In der Verknüpfung von 'Tagesaufgabe' und 'Langzeitprogramm' versucht es, der gewerkschaftlichen Arbeitspolitik eine Orientierung zu geben, die den Gebrauchswertcharakter von neuer Technik über den unmittelbar arbeitspolitischen Vertretungsanspruch hinaus für eine Umorientierung gewerkschaftlicher Technologie- und Gesellschaftspolitik insgesamt postuliert.« (101) Dies beinhaltet auch eine Politisierung der Technikauseinandersetzung, die Entwicklung von Ansätzen einer alternativen Produktion, die Forderung nach Gruppenarbeit sowie eine kritische Reflexion über das Verständnis von Fortschritt und Modernisierung.

Allerdings bestehen massive Umsetzungsdefizite: »Zwischen der programmatisch geführten Diskussion und der Einlösung dieser Ziele in praktische Betriebspolitik



besteht ein weiter Abstand.« (16) Dies liegt zum einen an den objektiven Restriktionen, die der systemische Rationalisierungsprozeß und die Machtverhältnisse in den Betrieben den gewerkschaftlichen Gestaltungsbestrebungen auferlegen. Zum anderen werden durch strategische Defizite seitens der Gewerkschaften nicht alle Chancen erfolgreich genutzt. Koordination zwischenbetrieblicher Aktivitäten, Mobilisierungsdefizite bei technischen und kaufmännischen Angestellten und eine mangelnde gewerkschaftliche Repräsentanz in kleinen und mittelständischen Unternehmen sowie in manchen Fällen ein unterentwickelter Gestaltungswille (228ff.) sind »weiße Flecken« der Interessenvertretung.

Abschließend entfaltet Kaßbaum Überlegungen über die Perspektiven gewerkschaftlicher Gestaltung, die den Aspekt der Technologiepolitik in einen breiteren Rahmen stellen. Qualitative Tarifpolitik soll in Ergänzung zur Betriebspolitik Mindestnorm für Technikeinsatz und Arbeitsorganisation, aber auch für solidarische Partizipations- und Dispositionsformen schaffen und somit Humanisierung mit Demokratisierung verbinden. »So erhielte auch die Tarifpolitik Züge einer an den gleichen Teilhaberechten an der Gestaltung der Produktion ausgerichteten, qualitativen Vereinheitlichung von Arbeits- und Reproduktionsbedingungen.« (282)

Die Arbeit stellt damit eine Kombination aus gewerkschaftlicher Programmrekonstruktion und -bewertung verbunden mit einer Restriktionsanalyse der Handlungsbedingungen unter postfordistischen Produktionsstrukturen dar. Implementations- und Evaluationsaspekte innerhalb des organisatorischen Rahmens der IG Metall kommen dabei leider etwas zu kurz – gleichwohl sind gerade hier Optimierungen möglich und nötig.

Josef Schmid (Bochum)

**Frey, Martin, und Paul Schobel: Konflikt um den Sonntag.** Der Fall IBM und die Folgen. Mit einem Vorwort von Gustav Fehrenbach. Bund Verlag, Köln 1989 (153 S., br., 16,- DM)

Die deutsch-deutsche Vereinigung droht die Debatte um die Arbeitszeitstruktur der Arbeitsgesellschaft Bundesrepublik etwas in den Hintergrund zu drängen. Dabei sollte unter Bedingungen von wachsender Massenarbeitslosigkeit die Zentralfrage dieses Bandes an Bedeutung gewinnen: Wird das technologische Potential dazu genutzt werden, den lange gehegten Traum der kontinuierlichen Verkürzung der Arbeitszeit durch eine größere Effizienz der Maschinen zu verwirklichen, oder steht im Interesse der kontinuierlichen Kapitalverwertung eine neue Stufe der Anpassung des Menschen an die Maschine auf dem Programm? Der Band stellt den Versuch dar, über den Fall IBM hinaus die grundsätzliche Bedeutung der Auseinandersetzung um die – hier letztlich genehmigte – Sonntagsarbeit für die zukünftige Gestalt der Arbeitsgesellschaft zu skizzieren. Gemeinsamer Anknüpfungspunkt der hier versammelten Koalition aus Gewerkschaftern und Theologen ist die Feststellung, daß der arbeitsfreie Sonntag und das erkämpfte arbeitsfreie Wochenende mehr sind, als die »Summe von zwei Tagen« (Klaus Zwickel, 96). Der Sonntag ist nicht bloß ein arbeitsfreier Tag; er ist zu einer sozialen Institution geworden, der neben seiner religiösen Funktion gerade eine zentrale Bedeutung als Tag der Kommunikation, als Tag auch der kulturellen und sozialen Aktivierung gewonnen hat. Zwar wird auch in den Beiträgen verschiedener Theologen hervorgehoben, daß die »Sonntagskultur« mit Kirchgang, Familie und Feier unter der fortschreitenden Ökonomisierung aller Lebensbereiche gelitten habe. So konstatiert gar Dietmar Seiler, evangelischer Pfarrer in der Sindelfinger Johannes-Gemeinde, in der auch viele IBM-Mitarbeiter wohnen, eine »Verwahrlosung« des Sonntags hin zu einer Wochenendkultur, »die im Wegsein vom Wohn- und Arbeitsort besteht« (50). Gerade diese aus pastoraler Sicht

beklagte Wochenendkultur fordert somit besonders das Engagement der Kirchen zur (Wieder-)Besinnung auf das eigentlich Sonntägliche. Die Sicht des Sonntags als Tag jenseits der Arbeit knüpfte schließlich auch die Gemeinsamkeit zwischen Theologen und Gewerkschaftern in der Auseinandersetzung um die Einführung der Sonntagsarbeit bei IBM. – Für die Gewerkschaften – dies machen die Beiträge von Detlef Hensche (IG Druck), Berthold Keller (Gewerkschaft Textil-Bekleidung) und Klaus Zwickel (IG Metall) deutlich – verbindet sich mit dem Problem Sonntags-/Wochenendarbeit eine der zentralen Fragen nach der Zukunft der Industriegesellschaft Bundesrepublik insgesamt, da das arbeitsfreie Wochenende – gerade auch als das Ergebnis harter Auseinandersetzungen – mit zum Kernbestand des Sozialstaates Bundesrepublik zu rechnen ist. Während auf seiten der Unternehmen für die Forderung nach einer generellen Arbeitszeitflexibilisierung, die das Wochenende einschließt, technologische und ökonomische Faktoren reklamiert werden, zeigen Hensche, Keller und Zwickel, daß sich der *Sozialstaat* Bundesrepublik den arbeitsfreien Sonntag nicht nur leisten muß, sondern auch ökonomisch leisten kann, da weder binnen- noch außenwirtschaftliche Faktoren zu einer Änderung der bestehenden Regelung zwingen. Ja, und darauf weist Keller besonders hin, die bisherige Arbeitszeitstruktur mit dem freien Wochenende ist zu einem wichtigen Faktor für die Leistungsfähigkeit der westdeutschen Wirtschaft im internationalen Vergleich geworden (88). Eine erfolgreiche Wirtschaft benötigt mehr als nur hochentwickelte Technologie. Nicht Flexibilisierung ist daher das gewerkschaftliche Gebot. »Arbeit auf mehr Menschen verteilen« vermag den Anteil der Arbeitnehmer am technologischen Fortschritt zu sichern und würde ihn so zu einem *sozialen Fortschritt* machen.

Und doch: Trotz der vielen Argumente, die in diesem Band gegen die Einbeziehung des Sonntags in die Regelarbeitszeit mobilisiert werden, finden sich im Konflikt um den Sonntag, wie überhaupt in der Frage nach einer Individualisierung von Arbeitszeitregelungen, generell Arbeitnehmer und ihre Vertreter nicht immer – wie auch beim hier geschilderten Fall IBM – in diesen Argumenten gemeinsam wieder. Es scheint, als ob sich mit der Nähe zum Betrieb auch die Einschätzung der Chancen und Gefahren einer Veränderung der etablierten Arbeitszeitstrukturen verändert. Die Auseinandersetzungen im Fall IBM machen deutlich, daß die Vertretungs- und Gestaltungskompetenz von Betriebsräten und Gewerkschaften in dieser Frage umstritten ist. Umstritten war hier nicht nur die geplante Veränderung der etablierten Arbeitszeitstruktur, sondern auch die betriebliche Entscheidungsstruktur. Der Konflikt um den Sonntag und das arbeitsfreie Wochenende setzt somit fort, was sich in anderen Auseinandersetzungen um die zukünftige Gestalt der (Industrie-)Gesellschaft bereits andeutete: Den gewerkschaftlichen Positionen und Argumenten kommt in einem veränderten sozialen, ökonomischen und politischen Umfeld nicht mehr jene Gestaltungskraft zu, die noch den Kampf um den arbeitsfreien Samstag auszeichnete. Neben der Bedeutung, die Gewerkschaften und Kirchen dem arbeitsfreien Sonntag als sozial-kultureller Institution beimessen, ist es daher auch die Erkenntnis vom schwindenden gesellschaftspolitischen Einfluß beider Organisationen, die die in dieser Qualität seltene Allianz für den Sonntag hat entstehen lassen. Paul Schobel hebt diesen Aspekt des Kampfes für den Sonntag besonders hervor: »Wir sind jetzt schon stärker aufeinander verwiesen als viele in beiden Lagern wahrhaben wollen. Denn der gestalterische, gesellschaftspolitische Einfluß beider Organisationen ist im Schwinden. Nur eine breite, politische Basis unter Einbeziehung aller Menschen guten Willens wird die totale Vermarktung unseres Lebens noch verhindern und ethische Maximen, kulturelle Werte und gesellschaftlich errungene Positionen sichern können.« (65) Wolfgang Joußen (Eschweiler)

## VerfasserInnen

A: = Arbeitsgebiete, V: = Veröffentlichungen, M: = Mitgliedschaften

*Badenberg, Nana*, 1964; Studium der Lateinamerikanistik, Kunstgeschichte, Germanistik an der FU Berlin. A: Lateinamerikanische Kunstgeschichte, Visuelle Kommunikationsformen in Mexiko

*Baratta, Giorgio*, 1938; Prof. für Philosophie an der Univ. Urbino; Mitbegr. des Centro Studi EMIM (Emigrazione/Immigrazione). V: *L'idealismo trascendentale di Edmund Husserl* (1968); *Emigrazione e esercizio industriale di riserva* (1974); *Sartre dialettico?* (1985). A: Existenzialismus und Marxismus; kulturpolitische Geschichte der 68er Bewegung in Italien; Probleme der Emigration

*Bernhard, Armin*, 1957; Dr.phil., Dipl.päd., wiss. Mitarb. am Institut für Pädagogik der TH Darmstadt. V: *Mythos Friedenserziehung* (1988); *Bildung für Emanzipation und Überleben* (1989); *Der Bund der entschiedenen Schulreformer* (Mithrsg., 1991). A: Erziehungs- und Bildungstheorie, Politische Erziehungs- und Bildungsarbeit

*Bialas, Wolfgang*: siehe *Argument* 191

*Blumenbach, Ulrich*, 1964; Doktorand an der FU Berlin. V: *Auf Spurensuche im Medienmüll* (Mitauteur, 1991); *A Bakhtinian Approach towards translating »Finnegans Wake«* (ersch. 1992). A: Musik- und Literaturtheorie, englische Literatur der klassischen Moderne

*Briegleb, Klaus*, 1932; Dr., Prof. für Literaturwiss. an der Univ. Hamburg. V: *Unmittelbar zur Epoche des NS-Faschismus. Arbeiten zur politischen Philologie 1978-1988* (1989); »1968«. *Literatur in der antiautoritären Bewegung* (1992)

*Dwars, Jens-Fietje*, 1960; Dr.phil., wiss. Assistent am Germanist. Institut der Univ. Jena. V: *Goethe. Ein Lesebuch für unsere Zeit* (1992). A: Goethe

*González Casanova, Pablo*, 1922; Dr., Prof. an der Univ. Nacional Autónoma de Mexico, Soziologe. V: *Democracia en Mexico* (1964); *Sociología de la explotación* (1968); *The Fallacies of Social Sciences* (1981). A: Soziale Bewegungen in Lateinamerika. M: Asociación Latinoamericana de Sociología (ehem. Präsident)

*Haacke, Stefanie*, 1961; Studium der Religionswiss., Philosophie, Kunstgeschichte an der FU Berlin

*Harringer, Sanna*, Diplomandin der Europäischen Ethnologie in Wien

*Hauser, Kornelia*: siehe *Argument* 191

*Jehle, Peter*, 1954; 2. Staatsexamen Französisch/Deutsch, Redakteur des *Argument*. V: *Der innere Staat des Bürgertums*, AS III (Mitauteur, 1987). A: Deutsche Romanisten im Faschismus

*Jerzewski, Roland*, 1951; Dr.phil., z.Zt. im Berliner Schuldienst. V: *Literarische Texte zur deutschen Frage nach 1945* (1986); *Zwischen anarchistischer Fronde und revolutionärer Disziplin* (1991). A: Literatur und Politik in der Weimarer Republik und der französischen Zwischenkriegszeit, deutsche Frage

*Joußen, Wolfgang*, 1956; Dr., wiss. Angestellter am Institut für Soziologie der RWTH Aachen. V: *Gesellschaft, Technik, Kultur* (Red., 1988); *Massen und Kommunikation* (1990)

*Kaltenacker, Siegfried*, 1965; M.A., Studium der Theater- und Filmwiss. an der Univ. Wien und Frankfurt/M. V: *Das Ensemble der Verhältnisse* (1991); *Wir sind alle funktionale Elemente des Kanals* (1991); *Männerzeitung* (Mithrsg./Mitauteur, 1991). A: Filmtheorie, Kultur- und Medienpolitik, Wissenschaftskritik. M: Gesellschaft für Kultur-Wissenschaft

*Kaufmann, Eva*, 1930; Dr.phil., Prof. für Germanistik an der HUB (bis 1990). V: *Irmtraud Morgner, Christa Wolf und andere. Feminismus in der DDR- Literatur* (1991). A: Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert, Frauenliteratur

- Kniest, Christoph*, 1963: Studium der Philosophie, Kunstgeschichte, Religionswiss. an der FU Berlin
- Koch, Rainer*, 1959; Dr.phil., Lehrbeauftragter der Univ. Hannover. V: *Geschichtskritik und ästhetische Wahrheit* (1990); *Die »Ästhetik des Widerstands« im Lichte der geschichtsphilosophischen Thesen Benjamins* (1990); Peter-Weiss-Jahrbuch (Mithrsg., 1992). A: Ökologiekritik, Filmanalyse
- Kramer, Dieter*, 1940; Dr., Univ.DoZ., Oberkustos am Museum für Völkerkunde Frankfurt/M., Privatdozent in Wien. V: *Freizeit und Reproduktion der Arbeitskraft* (1975); *Theorien zur historischen Arbeiterkultur* (1987); *Tourismuspolitik* (1990). A: Kulturtheorie und -politik, europäische Ethnologie, Tourismus
- Kramer, Sven*, 1961: M.A. V: *Ästhetik Revolte Widerstand* (Mithrsg., 1990)
- Lederer, Robert*, 1948; Dr.phil., wiss. Mitarb. an der Ruhr-Univ. Bochum. A: Theorie des Sozialismus und der sozialen Bewegungen
- Link, Jürgen*, 1940; Dr., Prof. für Literaturwiss an der Ruhr-Univ. Bochum, Hrsg. der Zeitschrift kultuRRevolution V: *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts* (Mithrsg., 1991). A: Semiotik, Diskurstheorie, Kollektivsymbolik
- Mackenbach, Werner*, 1951; Doktorand an der FU Berlin. V: *Das KOR und der »polnische Sommer«* (Hrsg., 1982); *Die Demokratischen Sozialisten* (Mitautor, 1990)
- Markner, Reinhard*, 1967: M.A. A: Moderne englische Literatur, Literaturtheorie
- Mecklenburg, Norbert*, 1943; Dr.phil., Prof. für Germanistik an der Univ. Köln. V: *Kritisches Interpretieren* (1972); *Erzählte Provinz* (1982); *Die grünen Inseln* (1986). A: Neue deutsche Literatur, Literarischer Regionalismus, Uwe Johnson
- Mehlem, Ulrich*, 1956; wiss. Mitarb. an der FU Berlin. V: *Der Kampf um die Sprache – Die Politik der Arabisierung im marokkanischen Bildungswesen* (1989). A: Sozialgeschichte des modernen Maghreb, Sprachpolitik und Migration. M: GEW
- Oksiloff, Assenka*, 1961: M.A., Doktorandin am Comparative Literature Dept. der Univ. of Minnesota. A: Moderne deutsche Literatur, Narratologie
- Richter, Mathias*, 1960: M.A. A: Marxistische Theorie, Kritische Theorie, Neuere französische Philosophie. M: GEW
- Sablowski, Thomas*, 1964: Studium der Politikwiss. an der Univ. Frankfurt/M. A: Regulationstheorie, Staats- und Ideologietheorie
- Schabedoth, Hans-Joachim*, 1952; Dr.phil., Mitarb. der Abt. Grundsatzfragen beim Vorstand der IG-Metall. V: *Gestalten statt verwalten* (Hrsg., 1991); *Ende der Welt? Konservative Hegemonie zwischen Manifestation und Erosion* (Mithrsg., 1990); *Strategien für die Zukunft* (Mitautor, 1988). A: Fragen gewerkschaftlicher Politik
- Scherpe, Klaus R.*, 1939; Dr.phil., Prof. für Neuere deutsche Literaturwiss. an der FU Berlin. V: *Die rekonstruierte Moderne. Studien zur deutschen Literatur nach 1945* (1992); *Geschichte als Literatur* (Mitautor, 1990)
- Schmacke, Norbert*, 1948; Dr.med., Arzt für innere Medizin. V: *Psychiatrie zwischen bürgerlicher Revolution und Faschismus* (Mitautor, 1976); *Aufstieg und Zerstörung der wissenschaftlichen Psychiatrie in Deutschland* (Mitautor, 1979). A: Öffentliches Gesundheitswesen und Sozialmedizin, NS-Medizin
- Schmid, Josef*, 1956; Dr.rer.soc., wiss. Ass. an der Ruhr-Univ. Bochum. V: *Die CDU* (1990); *Aufbrüche: Zukunftsdiskussion in Parteien, Verbänden und Kirchen* (Mithrsg., 1990). A: Parteien, Verbände, Vergleichende Politikforschung, Neue Technologien
- Schmid, Ulrich*, 1962; Dipl.-Medienberater, wiss. Mitarb. an der TU Berlin. M: Medienwiss.
- Schölzel, Arnold*, 1947; Dr.phil., wiss. Mitarb. an der HUB. A: Geschichte der Philosophie
- Schwarz, Thomas*, 1962; Studium der Germanistik, Geschichte an der FU Berlin. A: Aristoteles; Exotistische Literatur
- Weber, Ulla*, 1964; Dipl.-Medienberaterin

# CONSTRUCTIV

## 2 '92

- H.H.Schulz: Heroische Periode  
 H.Geißler, G.Grass, G.Gysi, Ch.Hein,  
 M.J.Lasky, J.Strasser, W.Thierse: Sequen-  
 zen einer Diskussion  
 W.Thierse: Aufruf zur Aufklärung  
 Th.Weissenborn: Im Angesicht des Kreuzes  
 M.Falaki: Wie ein Lamm  
 P.Schütt: Zwei Porträts  
 P.Biermann: Mit Zorn, Charme & Methode  
 W.Grossmann: Der Judenmord von Berdi-  
 tschew

## 3 '92

- M.Buchholz: Satirischer Versuch einer  
 männlichen Emanze  
 R.Eilers: Der Glücksbote  
 S.Hermlin: Brief an CONstructiv  
 F.Schorlemmer: Das Klein-Klein der Demo-  
 kratie  
 Gespräch Arpad Göncz  
 W.Jens: Rückblick auf den Jüdischen Kultur-  
 bund  
 Gespräch mit Robert Jungk  
 L.F. Földenyi: Das verlorene Gleichgewicht  
 D.R.Knoell: Enzensberger und Biermann als  
 Kronzeugen im Schauprozeß gegen die Intel-  
 lektuellen  
 G.Eckert: Eine Dakota-Indianerin

Hrsg.: U.Herold, Beraten durch M.Buchholz, S.Hermlin,  
 W.Jens, R.Jungk, H.Müller, N.Quevedo, F.Schorlemmer,  
 J.Spohn. – Erscheint monatlich. Einzelheft 6,50 DM, Jah-  
 resabo 66 DM, Studenten und Rentnerabo 60 DM. – Verlag  
 CONSTRUCTIV Berlin, Robert-Koch-Platz 10, O-1040  
 Berlin

# kultuRRevolution

zeitschrift für angewandte diskurstheorie

## 26

- J.Link: Welche Lektion aus der südslawi-  
 schen Katastrophe?  
*Politische Landschaft: Rechts-Mitte-Links*  
 U.A.Müller: Zur Identität der Differenz auf  
 dem Feld des Politischen  
 P.Lantz: Räumliche Orientierung und politi-  
 sche Ausrichtung  
 J.Link: Links/Rechts, Mitte/Extreme –  
 Metamorphose einer politischen Landschaft  
 U.Gerhard: Das Paulskirchenparlament als  
 geschlossene Gesellschaft  
 A.Demirović: Konstitution der neuen Lin-  
 ken als Erneuerung der Links-Rechts-Topik  
 R.Ophüls: Japanische Links-Rechts-Fraktu-  
 ren  
 W.Korngiebel: Ernst Bloch revisited: Links-  
 Rechts-Einfügungen und Theorie der Un-  
 gleichzeitigkeit

### *Rousseauismen I*

- P.Lantz: Rhythmus und Revolution  
 R.Konersmann: Rousseaus Rhetorik des  
 Heroischen  
 W.N.Wingenfeld: Das Trauerspiel im Hori-  
 zont der Rousseau-Rezeption  
 J.Perner/G.Ch.Tholeú: Einsprüche gegen  
 das Versprechen universaler Harmonie in  
 der New-Age Bewegung  
 E.Hammel: Kant und Freud  
 W.Elfferding: Jean Baudrillards Diskurs der  
 Medien

Hrsg.: Jürgen Link und Ulla Link-Heer. Redaktion:  
 ruhrVALK (= Ruhr-Verband angewandte Literatur- und  
 Kulturtheorie). – Erscheint zweimal jährlich. Einzelheft 15  
 DM, Jahresabo 27 DM. – Redaktion: Kampfstraße 11, 4320  
 Hattingen 16 – Klartext Verlag GmbH, Viehofer Platz 1,  
 4300 Essen 1

# links

Sozialistische Zeitung

## 3 '92

### Aktuell

- H.Oberdiek: Türkei: Militärherrschaft am Ende?  
L.Addi: Zur Situation in Algerien

### Aktuelle Debatte

- Ch.Görg: Macht der Untertitel noch einen Sinn?  
Th.Sablowski: Zum Postmarxismus von Laclau/Mouffe

### Rassismus/Antirassismus

- B.Rothschild: Rassismus und Antisemitismus aus der Sicht eines jüdischen Psychoanalytikers  
A.Maegerle: Neues von Nation und Europa

### Thema: Stasi over all

- J.Seifert: Der Rechtsstaat bindet auch die Gauck-Behörde  
M.Stötzel: Ein Klima der Bekenntnisse

### Kulturkritik

- P.Kiefer: Eine polit-topologische Skizze zum Begriff links

### International

- J.Ely/S.Müller: Multikulturelle Gesellschaft und die Neue Rechte in den USA  
B.Schmitt: Unabhängige und Block-Frauenbewegung in Rußland

### Theorie

- I.Maus: Die Verfassungsdiskussion geht weiter  
G.Frankenberg/U.Rödel: Eine Replik auf feministische Kritik  
22. Jg. 1992

Redaktion: N. Apostolidou, P.Bonavita-Lindloff, U.Braud, C.Görg, H.Grün, J.Hirsch, P.-E.Jansen, P.Kern, H.-D.Kohler, E.-M.Krampe, T.Kunz, L.Lodovico, R.Pusch, S.Reinfeldt, F.Schneider. – AG Sozialistisches Büro, PF 10062, 6050 Offenbach 1. – Ersch. mtl., Einzelheft 6 DM, Jahresabo 64 DM, incl.Verand. – Verlag 2000 GmbH, Pf 102062, 6050 Offenbach 1

# Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

## 4 '92

### Aktuelles

- K.Bloemer: Zur Schiefelage zweier Nationen  
R.Blackburn: Die Linke nach Maastricht  
K.Mautz: Anagrammgedichte

### Einwanderung

- M.Nitsch: Armut, Arbeit und Asyl  
J.Büssow: Für eine neue Flüchtlingspolitik  
S.Gaitanides: Die Multikulturelle Gesellschaft – Realität, Utopie und Ideologie  
R.Görner: Das Fremde und das Eigene

### Rechtspopulismus

- G.Schiesser: Die Schweizer Auto-Partei  
H.H.Schlenker: Belgiens Rechtsextremismus auf dem Vormarsch  
R.Uessler: Die regionalistischen »Leghe« und das Unbehagen an Italien  
Dokumentation: Jösef Antall und die ungarische Soldatenehre  
A.Demirović: Rassismus von oben

### Kontroversen

- T.Fichter: Die SPD und die nationale Frage  
P.Glotz: Fichter und Fichte  
Gespräch mit Dieter Klein und André Brie.  
Das Scheitern des humanistischen Sozialismus

### Kultur und Geschichte

- R.Weiland: Michael Walzer und das Problem des Universalismus  
H.E.Richter: Erinnerungsarbeit und Zukunftserwartung  
U.Herbert: Zweierlei Bewältigung  
39. Jg. 1992

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von H.Börner, W.Dirks 1, G.Grass, J.Rau, C.Stern, H.-J.Vogel. Redaktion: P.Glotz (Chefredakteur), U.Ackermann, N.Seitz (beide verantw.) – Erscheint monatlich. Einzelheft 12,80 DM frei Haus; Jahresabo 90 DM frei Haus. – Verlag J.H.W. Dietz Nachf., In der Raste 2, 5300 Bonn 1

ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK UND ÖKONOMIE IN DER DRITTEN WELT  
**PERIPHERIE**  
 Forum theoretisch orientierter Analyse und  
 Diskussion zu Fragen der Dritten Welt

★  
**PSYCHOLOGIE &  
 GESELLSCHAFTS  
 KRITIK**

---

## 43/44

### *Epochenschwelle 1492*

- H.Melber: Die Bürde des weißen Mannes  
 Du-Yul Song: Post-histoire und Dritte Welt  
 W.L.Bernecker: Zur Polemik um die Fünf-  
 hundertjahrfeier  
 E.Frank: Für und Wider die Fünfhundert-  
 jahrfeier: Das Beispiel Ekuador  
 T.Hurtienne: Die europäische Expansion  
 nach Übersee und der innereuropäische  
 Transformationsprozeß  
 D.Boris: Zur Rolle des Handelskapitals in  
 der europäischen Expansion im 15. und 16.  
 Jahrhundert  
 M. Röhrig-Assunção/J. Ströbele-Gregor:  
 Auch die Konquista war ein »Gerechter  
 Krieg«  
 K.Greifeld: Heldengeschichten aus der Kon-  
 quista  
 V.Wünderich: Zur Sozialgeschichte des Kaf-  
 fees  
 I.v.Almsick: Kolonialisierung und Befrei-  
 ung: Gioconda Bellis Roman »Bewohnte  
 Frau«  
 S.Richter: Intellektuelle in Japan und Mo-  
 dernisierung  
 12. Jg. 1992

---

Herausgegeben von der »Wissenschaftlichen Vereinigung  
 für Entwicklungstheorie und Entwicklungspolitik e.V.« –  
 Redaktion: C. Dziobek, D. Haude, W. Hein (verantwortl.),  
 R. Kößler, H. Lebold, I. Lenz, H. Melber, Th. Mutter. Er-  
 scheint vierteljährlich. – Einzelheft 10 DM, Jahresabo 35  
 DM, Förder-/Institutsabo 70 DM. – Redaktion: Heide  
 Mertens, Kesselstraße 17, 4770 Soest. LN-Vertrieb, Gnei-  
 senaustr. 2, 1000 Berlin 61.

---

## 59/60

### *Frauen und Psychologie IV*

- G.Psaar: Ein Beitrag zum Verständnis der  
 Popularität von Frauenheftromanen  
 B.Rommelspacher: Feminismus als Kritik.  
 Eine Auseinandersetzung mit der Kritischen  
 Psychologie  
 R.Großmaß: Der Beitrag der Psychoanalyse  
 der Sozialisationstheorie  
 I.Attia: Wider die Verherrlichung des Weib-  
 lichen. Kritik des Ökofeminismus  
 I.Vogt: Therapierisiken für Frauen in der  
 Suchtkrankenhilfe  
 B.Merkel: Zum Verhältnis von Selbstwahr-  
 nehmung und psychopathologischer Diagno-  
 se nach sexuellem Mißbrauch

## 61

- K.Weber: Die Faschisierung der deutschen  
 Psychologie. Eine Untersuchung zu Philipp  
 Lersch's »Aufbau des Charakters«  
 U.Schneck: Kleine Geschichte der Psycholo-  
 gie in Tübingen  
 G.Benetka: »Dienstbare Psychologie«: Be-  
 setzungspolitik, Arbeitsschwerpunkte und  
 Studienbedingungen in der »Ostmark«  
 G.Bruns/S.Grubitzsch: Hildegard Hetzer.  
 Pionierin der Entwicklungstestverfahren

### *Diskussion*

- K.Holzkamp: Militanz der gängigen Sicht-  
 weisen. Antwort auf Birgit Rommelspacher

---

Herausgeber: Initiative kritischer Psychologinnen und Psy-  
 chologen e.V. Redaktion: Ruth Großmaß, Siegfried Grub-  
 itzsch, Peter Mattes, Frank Nestmann, Christiane  
 Schmerl. – Erscheint mit 4 Hefen im Jahr. Einzelheft we  
 DM, Doppelheft 18 DM, Jahresabo 40 DM (Stud. u.a. 34  
 DM) – Redaktion: Bürgerbuschweg 47, 2900 Oldenburg

# psychosozial

Zeitschrift für Analyse,  
Prävention und Therapie  
psychosozialer Konflikte  
und Krankheiten



Zeitschrift für  
Sozialistische  
Politik & Wirtschaft

## 49

### *Die soziale Verantwortung der Psychoanalyse I*

M.Jarka: Risikogruppen in der Risikogesellschaft. Erfahrungen und Überlegungen zu Chorea Huntington

W.Fischer-Rosenthal: Über-Lebensgeschichten

A.Overbeck: Vergangenheitsbewältigung und politische Sensibilisierung

M.Bock: Psychoanalytisch orientierte Sozialforschung

G.Heising/A.Plaß: Übertragung und Gegenübertragung in der analytischen Therapie mit Unterschichtpatienten

R.Woidera: Bulimia nervosa. Sozialpsychologische Überlegungen zum Verständnis eines Krankheitsbildes

B.Brosig: Geboren '62 — Versuch über die allergische Generation

W.Schwerd: Identität und Beziehungsfähigkeit: Illustriert am psychosomatischen Konsiliardienst

W.Laubach: Psychosoziale Patientenversorgung und pflegerische Tätigkeit

P.Möhring: »Ist die psychosomatische Medizin denn immer noch nicht verwirklicht?«

D.Beckmann: Kritik der Emergenz-Theorie. Standhalten oder Abtauchen

15. Jg. 1992

Hrsg. von H.Becker, D.Beckmann, I.Fetscher, H.Friedrich, A.Kühl, A.Overbeck, H.-E.Richter, H.Strotzka, A.Uchtenhagen, E.Ulich, J.Willi, H.-J.Wirth. — Erscheint viermal im Jahr. Einzelheft 32 DM, Jahresabo 98 DM zzgl. Versand. Studentenabo 49 DM. — Psychologie Verlags Union, Postfach 1120, 6940 Weinheim. — Redaktionsanschrift: Friedrichstraße 35, 6300 Gießen

## 63

### *Sozialdemokratie*

R.Krämer: Zum 11. ordentlichen Landesparteitag der SPD NRW

F.Welti: Tempo 30 fürs Reformprojekt

C.Chung: Öffnung oder Inquisition. Die SPD im Osten

### *Weltmacht Europa*

H.-J.Olczyk: Freie Hand im Osten? Ein Interview mit Peter Scherer

K.P.Weiner: Welteuropäische Integration, internationale Strukturveränderungen und transnationale Politik

J.Schuster: Zu den Ergebnissen des Maastrichter EG-Gipfels

Frankfurter Kreis: Orientierungen für eine sozialdemokratische Friedenspolitik

### *Debatte*

K.Koppe: Auf der Suche nach Sündenböcken

E.Göll: NAFTA und die Freiheit für unternehmerisches Handeln

C.Sieling: Rüstungsproduktion und Konversionsperspektiven Anfang der neunziger Jahre

D.Dehm: Offener Brief an Detlev Albers

K.H.Tjaden: Bitte um Beachtung schweigernder Bedürfnisse und stummer Opfer

15. Jg. 1992

Hrsg.: D.Albers, H.Albrecht, D.Dehm, J.Egert, A.Fuchs, J.Hindels, J.K.P.Kisker, H.Lienker, S.Möbbeck, U.Pausch-Gruber, K.Wand, K.P.Wolf, B.Zimmermann. — Redaktion: I.Arend, G.Becker, U.Kremer, F.Saß, B.Zoerner. — Erscheint zweimonatlich. Jahresabo 51 DM, erm. 42 DM. Ausland 54 DM. Redaktion und Verlag: Kieler Straße 13, 5000 Köln 80



# TEXT+KRITIK

---

114

*Georg Christoph Lichtenberg*

Aus Lichtenbergs Werkstatt. Die Beschreibung von Chodowieckis Kalender-Kupferstichen für 1780

T.Kempf: Wissen und Erzählen bei Lichtenberg

S.Rapic: Naturwissenschaft und aphoristisches Denken bei Lichtenberg

G.Patzig: Über den Philosophen Lichtenberg

P.Löhnert: Gottesglaube, Wissenschaftsglaube, Aberglaube

E.-PWieckenberg: Lichtenbergs »Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche — ein Anti-Lavater?

Ch.Wagenknecht: Lichtenbergs Gedichte

W.Schimpf: Lichtenberg als Literaturkritiker

B.u.U.Joost: Vita Georg Christoph Lichtenberg

# WERKSTATT GESCHICHTE

---

1 '92

R.Eckert: Lebensgeschichte eines Sozialdemokraten in der DDR

R.Potratz: Zwangsaussiedlungen aus dem Grenzgebiet der DDR zur Bundesrepublik Deutschland

F.Mühlberg: Alltag an der deutsch-deutschen Grenze

T.Wernicke: Ein Haus in Potsdam 1738-1990

A.Ludwig: Beobachtungen in Heimatmuseen der früheren DDR

## *Berichte*

A.Doßmann/P.Lehmann: Produktive Verunsicherung

I.Merkel: Frauenbilder aus der DDR der fünfziger Jahre

I.-S.Kowalczuk: Berlin — Mainzer Straße

W.Hillebrecht: »Habe keinerlei Papiere in Deiner Kiste ...«

K.Gerold: Geschichtswerkstatt Achim

---

Herausgeber: H.L.Arnold. Redaktion: F.Meyer-Gosau, U.Schidt und M.Töteberg. — Erscheint viermal jährlich. Abopreis 58 DM zzgl. Versand, Einzelheft 19 DM — Redaktion: Tuckermannweg 10, 3400 Göttingen — Verlag: edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

---

Herausgeber dieses Heftes: Ostberliner Geschichtswerkstatt. — Erscheint dreimal jährlich. Einzelheft 16 DM, Jahresabo 18 DM zzgl. Versand. Ergebnisse Verlag, Abendrothsweg 58, 2000 Hamburg 20

# Z.

Zeitschrift für marxistische Erneuerung

## 9

*Nach der Niederlage des Realsozialismus:  
Internationale marxistische Reaktionen und  
Diskussionen*

H. Neubert: Krise der Arbeiterbewegung,  
»Revitalisierung« des Kapitalismus, Zusammenbruch des »realen Sozialismus«

H. Dietzel: Die internationale Sozialdemokratie

G. Siebert: Internationale Gewerkschaftsbewegung im Umbruch

K. Hayasaka/S. Ikeda: Der Marxismus als theoretische und politische Strömung nach der Niederlage des Realsozialismus — Japan

N. Kotzias: Die Linke im politischen System Griechenlands und ihre Krise

T. Schmid: Zur Krise des Marxismus in Österreich

W. Hedeler: Zerfallsprozeß der KPdSU

F. Castro: Auszüge aus der Parteitagrede

Y. Dorestal: Die lateinamerikanische Linke heute

D.-Y. Song: Niederlage des Realsozialismus im koreanischen Kontext

U. Tremmel: Die Sozialstrukturdebatte der 80er Jahre

H.-J. Schimmel: Rationalität und Kohärenz in der Politischen Ökonomie

P. Vidal-Naguet: Die Mörder des Gedächtnisses (1987). Teil III

Herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Wiesbaden). Redaktion: Klaus D. Fischer, Johannes Heinrich von Heseler, Heinz Jung. — Erscheint viermal jährlich. Einzelheft 15 DM, Jahresabo 45 DM. Redaktion und Vertrieb: Z — Zeitschrift für Marxistische Erneuerung, Kölner Straße 66, 6000 Frankfurt/M. 1

# DEUTSCHE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE

## 1/2 '92

M. Benedikt: Von der Gattung zum Geist

R. Wahsner: Erkenntnistheoretischer Apriorismus und neuzeitliche Physik

H.-H.v. Borzeszkowski: Kantscher Raumbe-  
griff und Einsteins Theorie

C. Warnke: Bemerkungen zu Kants Organismus-Begriff

E. Erdős: Kants Lehre vom Bösen

D. Mielke/J. Preuß: Zum Verhältnis Trendelenburgs zu Aristoteles und Kant in der Frage des »a priori«

F.A. Trendelenburg: Zur Geschichte des Worts u. Begriffs a priori (*Quellentext*)

K. Hübner: Aufklärung und Mythos — zur Dialektik des modernen Staates

A. Gulyga: Schelling und der russische Idealismus des XX. Jahrhunderts

E.W. Orth: Ernst Cassirers Philosophie der symbolischen Formen und ihre Bedeutung für unsere Gegenwart

J. Rohbeck: Philosophiegeschichte als didaktische Herausforderung

U. Tietz: Der hilflose Antistalinismus des Bert Brecht

R. Dannemann: Georg Lukács' Kritik der gesellschaftlichen Vernunft

Herausgeber: Akademie Verlag GmbH. Redaktion: M. Damaschke. — Erscheint monatlich. Jahresabo 150 DM, Einzelheft 15 DM incl. Versand. — Verlagsadresse: Akademie Verlag GmbH, Postfach 1233, O-1086 Berlin

## Summaries

### **Klaus R. Scherpe: Shocking Images of Political Violence in Peter Weiss**

The most impressive historical images in Weiss' literary work depict a sudden standstill in the historical process. Weiss' concentration of history in shocking images of political violence not only showed solidarity with the oppressed but also tried to close the gap between reason and sensibility. Through this concentration Weiss further described the neglected notions necessary for a rewriting of the history and literature of the Left.

### **Jens-F. Dwars: Archaeology of Liberation**

Against the reading of *The Aesthetic of Resistance* performed by W. Welsch, Dwars focuses on the novel's grounding of its political force in a continuous process of controversial interpretation and not in an arbitrary (external and therefore interchangeable) confession. The act of interpretation and the plural construction of signification emerges in the novel's treatment of such cultural monuments as the Pergamon altar.

### **Armin Bernhard: The Aesthetic of Resistance as an Educational History of the Working Class**

Bernhard connects the failure of the German workers' movement to the absence from history of those forms of proletarian self-instruction practiced by the protagonists of Weiss' novel. Weiss developed an emancipatory pedagogy influenced by the theories of Freire, Gramsci, and Luxemburg. This pedagogic model for the formation of a socialist self-instruction is reflected in the experience of reading Weiss as well.

### **Klaus Briegleb: Recollection as Resistance Uwe Johnson and Peter Weiss**

Through a comparative study of their epic projects, Briegleb describes how both Weiss and Johnson construct works of resistance in remembrance of the Shoah despite their knowledge of the postwar constellation in which they worked. They both knew that the political opening would remain ahistorical as long as it repressed both fascist and stalinist crimes, and also that historical recollection, in order not to be mere idle talk, must actively oppose a politics of taciturn appeasement and ritual speechlessness.

### **Norbert Mecklenburg: »Fairy-Tale of non-strange Life«: Uwe Johnson and Socialism**

Mecklenburg considers how Johnson represents capitalism and socialism in his novels, whose critique of capitalism is theoretically grounded and must be understood as socialist. Johnson's work shows the influence of GDR-dissident thought (Bloch); however, it also exposes the author's reservations about the West German student movement in 1968 and thereby marks the limits of his political understanding.

### **Pablo Gonzalez Casanova: Thinking of Cuba**

After the breakdown of socialism in Eastern Europe, many on the Left have criticized Cuba for its undemocratic system. Nevertheless, Gonzalez Casanova represents the existing political situation in Cuba as a process of structural participative democracy within a stable political system. The principle obstacles to this democracy are the bureaucracy, corruption, and most of all the blockade by the USA.

### **Kornelia Hauser: GDR Reality as Work on Memory**

Schabowski and Janka were on different levels responsible for former GDR Socialism. Hauser analyzes their biographies under the following topics: subjection to the Communist Party; making of a collective identity; gender-relations; self-reproduction of the politbureau. Hauser questions illusions, open lies, and oblivions in relation to the unknown mechanisms of everyday political life.

### **Norbert Schmacke: The Swearing of Burdens in Public Health and Social System**

Schmacke looks at what crucial ideas in German history left their marks on the formation of race hygiene. He points out that the over-dramatisation of the economic burden created by looking after the chronically ill and handicapped run through all epochs of modern medical history and that this culturally pessimistic way of looking at a serious social problem in Germany shows a frightening tradition which reached its most cruel climax in the so-called T-4 operation of the Nazis.



## Rassismus und Migration in Europa

Argument

### Rassismus und Migration in Europa

Argument-Sonderband AS 195  
ca. 450 S., br., DM 38,—

Beiträge u.a. von Etienne Balibar, Lydia Potts, Robert Miles, Werner Ruf, Floya Anthias, Roxana Ng, Véronique de Rudder, Nira Yuval-Davis, Georg Auernheimer, Wolf-Dietrich Buckow, Helma Lutz, Colette Guillaumin, Maxim Silverman, John Solomos, Aleksandra Alund, Ferruccio Gambino, Catherine Wihitol de Wenden, Jürgen Link, Teun A. van Dijk, Clara Gallini, Wolf-Dieter Just, Henning Melber, Philip Cohen, Jeanne Gregory, Jean Marie Faux, Kees Groenendijk, Wolfgang Fritz Haug.

# Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

## Anti-Rassismus

Die Diskussionen um Einwanderungsquoten und die Verschärfung des Asylrechts werden mit zunehmender Härte geführt. Zugleich wächst die Abschottung gegen Migranten und Flüchtlinge auch in Ländern, die bisher eine eher liberale Einwanderungspolitik betrieben haben. Um diesen Prozeß zu analysieren und Gegenstrategien zu entwickeln, veranstaltete das Hamburger *Institut für Migrations- und Rassismusforschung* im September 1990 einen Kongreß — den ersten dieser Art überhaupt. Er sollte den Blick für die anstehenden Probleme schärfen und den geläufigen Fragestellungen Alternativen entgegensetzen. Der vorliegende Band dokumentiert die Vorträge, die auf dem Kongreß gehalten wurden.

Weitere Literatur zum Thema:

Robert Miles  
**Rassismus**

Einführung in die Geschichte  
und Theorie eines Begriffs  
A.d. Engl. v. Michael Haupt  
191 S., br., DM 24,—

Miles »analytisches Interesse ist auf das theoretische Verständnis des Rassismus ausgerichtet. Vor allem gilt seine Aufmerksamkeit den Eingrenzungs- und Ausgrenzungsmechanismen in rassistischem Denken ...«  
*FAZ*

Etienne Balibar/  
Immanuel Wallerstein

### Rasse Klasse Nation

Ambivalente Identitäten  
Übersetzt v. M. Haupt und I. Tuz  
279 S., br., DM 28,—

»In deutscher Sprache ist diese Sammlung so konkurrenzlos wie zukunftsweisend.« *literatur konkret*

Stuart Hall

### Ausgewählte Schriften

Hg. von Nora Räthzel  
Vorwort von Gustav Klaus  
240 S., br., DM 28,—

»Hall beweist einmal mehr, daß ... noch immer (nichtorthodoxer) Marxismus im höchsten Maße kritisch-produktiv sein kann.« *ZAST*

---

## Materialien zu Politik und Literatur

Robert Cohen

### *Bio-bibliographisches Handbuch zu Peter Weiss' »Ästhetik des Widerstands«*

187 S., br., DM 18,—

Ein nützliches Instrumentarium für alle, die sich in dem labyrinthischen Roman von Peter Weiss besser zurechtfinden wollen. Die Leserinnen und Leser finden hier u.a. eine Inhaltsangabe des Romans nach Kapiteln, ein Register der im Roman erwähnten Namen und Personen, biographische Angaben zu den Personen des Romans, eine Zeittafel zu Leben und Tätigkeit von Peter Weiss von 1971 bis 1982 und eine kommentierte Bibliographie.

### *Medienkrieg oder der Fall »Nicaragua«*

Hg. von Wilhelm Kempf  
*Politisch-psychologische  
Analysen über US-Propaganda  
und psychologische  
Kriegsführung*

250 S., br., DM 28,—

In diesem Buch wird der Medienkrieg gegen Nicaragua zum ersten Mal unter politisch-psychologischen Gesichtspunkten analysiert.

Aus dem Inhalt: J.W. Delgadillo, Angst und Krieg in Nicaragua. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung; H. Riquelme, Psychokulturelle Auswirkungen des Staatsterrorismus in Südamerika; W. Kempf/U. Palmbach, Rambo-gate. Militaristische und antidemokratische Propaganda im Hollywood-Film.

**Robert Cohen**

**Bio-Bibliographisches  
Handbuch zu Peter Weiss'  
»Ästhetik des  
Widerstands«**

**Argument**

**Argument**

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

---



Fredric Jameson

## Spätmarxismus

Aus dem Amerikanischen  
von Michael Haupt

320 S., br., DM 34,—

›Die philosophisch ausgefeilteste Studie über Adorno, die bisher in englischer Sprache erschienen ist.‹

Michael Ferber in *The Nation*

Fredric Jameson ist hierzulande vor allem durch seine Beiträge zur Ästhetik der Postmoderne und zu einer marxistisch inspirierten Literaturwissenschaft bekannt geworden, deren souveräner Umgang mit Texten und Methoden dem Traditionalismus ebenso abhold ist wie postmodernen Dekonstruktionsverfahren. In den USA, wo sein Werk breit diskutiert wird, gilt er längst als Klassiker einer politisch orientierten ästhetischen Theorie.

Umso mehr dürfen wir gespannt sein, wenn Jameson in seiner jüngsten Studie sich mit einem Denker auseinandersetzt, der wie kein zweiter die politische, philosophische und ästhetische Diskussion der westdeutschen Nachkriegs-epoche beeinflusst hat — nämlich Theodor W. Adorno (1903–1969).

Für Jameson ist Adorno der systematische Kritiker der spätkapitalistischen Gesellschaft, dessen Dialektik ein Modell für den weltweit expandierenden Kapitalismus der 90er Jahre sein kann. Adorno nämlich hat sich mit den symbolischen und materiellen Produktionsprozessen der Warengesellschaft nicht arrangiert, sondern sie zum struktiven Moment des Zusammenhangs zwischen Einzelnem und Allgemeinem, zwischen individuellen und gesellschaftlichen Formen gemacht. Wie er dabei verfährt und auf welche Weise seine Einsichten für die *condition postmoderne* nutzbar zu machen sind, zeigt Jameson in einer brillanten Auseinandersetzung mit den großen Werken aus Adornos zweiter Schaffensperiode: den *Minima Moralia*, der *Dialektik der Aufklärung*, vor allem aber in der Interpretation der *Negativen Dialektik* und der *Ästhetischen Theorie*.

# Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

## Argument-Rückschau

### 191: Europa, Postkommunismus und Rassismus

E. Balibar: Europa nach dem Kommunismus / W.F. Haug: Zur Dialektik des Anti-Rassismus / U. Apitzsch: Gramsci und die Diskussion um Multikulturalismus / S. Rushdie: Attenboroughs Gandhi / C. Gallini: Symbolisch praktizierter Rassismus in der Alltagskultur / A. Soares do Bem: Kreuzberger Jugendliche zwischen Revolte und Autoritarismus / N. Rätzel: Anmerkungen zur Migrationspolitik / K. Hauser: Castor – die Lebensgeschichte eines feministischen Bibers / W. Grode: Deutsche Okkupationspolitik in der Sowjetunion / H. Behrend: Zum Feldzug gegen Heinrich Fink. Besprechungen: Marx heute; Früher Deutscher Idealismus; Frauenliteratur; Ideologie-Theorie; Multikulturelle Gesellschaft; Rechtsextremismus; Politik als Ritual

### 190: Sex/Gender

J. Stacey, B. Thorne: Feministische Paradigmenwechsel in den Wissenschaften / M. McIntosh: Der Begriff »Gender« / R. Seifert: Feministische Theorie und Militärsoziologie / U. Püschel: Über Irma Morgners »Amanda« / K. Hauser: Notiz zur »Leibrede« bei Irma Morgner / H. Peitsch: Westdeutsche Schriftsteller zur Einheit / D. Tetzlaff: Teile und herrsche – Populärkultur und kapitalistische Herrschaft / Besprechungen: Weibliche Moral; Benjamin, Avantgarde und Aufklärung; Geschichte der Germanistik; Kultur und Konsum; Subjekt der Pädagogik; Sozialgeschichte; Palästina, Islam; Politische Ökonomie

### 189: Alternativen im High-Tech-Kapitalismus

S. Hall: Das Ökologie-Problem und die Notwendigkeiten linker Politik / A. Lipietz: Demokratie nach dem Fordismus / F. Haug: Leistung muß sich wieder lohnen / Ch. Salazar-Volkmann: Die Unternehmensphilosophien transnationaler Konzerne / W.F. Haug: Mutmaßungen über Gorbatschow und Perestrojka / S. Willis: Zur Politik des Trivialen / M. Damus: Heinrich Vogeler, die Kunst und die große Politik / Ch. Schindler: § 218 – eine nachholende Debatte / J.S. Ach: Feministische Positionen in der Abtreibungsdebatte / Besprechungen: Transzendentalpragmatik; Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte; Zeiterfahrung; Militärgeschichte; NS-Frauentgeschichte; Demokratie, Markt, Sozialismus; Sowjetunion

### 188: Nach dem Marxismus?

M. Brie: Marxismus und administrativer Sozialismus / A. Demirović: Ist die DDR an Marx gescheitert? / W. Ettl, J. Jünger: Kritische Sozialökonomie / M. Krätke: Politische Ökonomie ohne Marx? E. Kandziara: Politische Ökonomie der Ost-West-Beziehungen / F. Jameson: Adorno in der Postmoderne / G.J. Bereciartu: Krise des Nationalstaats / W. Mackenbach: Fonseca und der Sandinismus / S. Andresen: Frauen, Karriere und Geld / Besprechungen: Kritische Theorie; Alltagskultur; Lebensräume für Kinder; Psychologiegeschichte; Weiblicher Masochismus; Parteien- und Gewerkschaftstheorie; Feministische Ökonomie

### 187: Krieg und Liebe

N. Hartssock: Nullsummenspiel der Ehre / F. Haug: Eintritt der Frauen in den Krieg / R. Schneider: Liebe bei E. Jelinek / K. Hauser: Geschlechtertausch bei I. Morgner und Ch. Wolf / G. Lindner: Frauenemanzipation und Individualität in der DDR-Literatur / R. Stefaniak: Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zugrunde gehen / E. San Juan: Symbolisierung des Widerstands auf den Philippinen / M. Wekwerth: Über eine Weiterarbeit des »Berliner Ensembles« / P. Jehle: Fragen zur Romanistik im deutschen Faschismus / Besprechungen: Moralphilosophie, Philosophiegeschichte; Intertextualität und Textphilologie; Künstliche Intelligenz; Erziehungswissenschaft; Frauen, Recht und Politik

### 186: Krieg und Nation

M. Kaldor: Der imaginäre Krieg / A.G. Frank: Politische Ökonomie des Golfkriegs / G. Auernheimer, J. Bidet, W.F. Haug: Fragen zum Golfkrieg / B. Anderson: Die Erschaffung der Nation durch den Kolonialstaat / R. Suny: Sozialismus und Nationalitätenkonflikt in Transkaukasien / G. Auernheimer: Nachdenken über Deutschland als Nation / Th. Gehrmann: Fußball und Nationalismus / M. Schneider: Von der Staatsfirma in die DM-Kolonie / W. Bialas: DDR-Identität im Umbruch / A. Weberling: Technikkritik und Geschlechterverhältnisse / Besprechungen: Nietzsche und der Faschismus; Sozialphilosophie; Literatur und Medien; Kulturpolitik; Bildungstheorie; Dritte Welt; Israel



## Buchhandlungen, die das Argument-Verlagsprogramm führen

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/57 91 73  
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/313 40 17  
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schloßstr. 29; Tel. 030/341 74 32  
Berlin 33 Buchhandlung Tell, Thielallee 32; Tel. 030/832 40 51  
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/831 50 89  
Berlin 36 Ariadne – Argument-Verlagsbuchhandlung, Reichenberger Str. 150;  
Tel. 030/611 39 83  
Berlin 41 Wohlthat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/851 15 09  
Bremen 1 Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/720 73  
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/23 19 23  
Frankfurt/M. Uni-Buch, Jügelstr. 1; Tel. 069/77 50 82  
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfestr. 77; Tel. 069/77 73 03  
Carl-Marx-Buchhandlung, Jordanstr. 11, Tel. 069/77 88 07  
Freiburg Jos Fritz, Politische Buchhandlung, Wilhelmstr. 15; Tel. 0761/2 68 77  
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/749 34  
Gießen Buchladen Kleine Freiheit, Bismarckstr. 9; Tel. 0641/718 50  
Göttingen Rote Straße-Buchladen, Rote Str. 10  
Hamburg ARGUMENTE, Rintelstr. 1; Tel. 040/45 36 80  
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/44 97 78  
Heidelberg Buchhandlung Schöbel & Kube, Plöck 64  
Kassel ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/77 70 4  
Köln 41 Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/42 02 14  
Konstanz Zur Schwarzen Geiß, Obermarkt 14; Tel. 07531/1 54 33  
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/24 787  
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/280 95 22  
Münster ROSTA-Buchladen, Aegidiistr. 12; Tel. 0251/44 926  
Nürnberg Bücherkiste, Jakobstr. 26  
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/13 949  
Osnabrück Autonomie-Buchladen, Martinistr. 9  
Regensburg Ulrich Dombrowsky, Wollwürgergasse 4; Tel. 0941/5 15 35  
Saarbrücken Der Buchladen GmbH, Försterstr. 14; Tel. 0681/3 11 71  
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/22 32 87  
Tübingen Die Gruppe, Alternativer Buchladen GmbH, Münzgasse 15; Tel. 0707/2 33 58  
Würzburg Werner Beyer, Sanderstr. 33/35; Tel. 0931/5 99 43  
Schweiz Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/22 82 18  
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,  
Froschugasse 7; Tel. 01/25 12 674  
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/43 32 21  
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/42 12 34

## Frauenbuchläden, die das Argument-Frauenprogramm führen

- Berlin 12 Lili! Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02  
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00  
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/6 84 61  
Bochum Frauenbuchladen Amazonas, Schmidtstr. 12  
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/65 47 67  
Braunschweig Frauenbuchladen im Magniviertel, Magnikirchstr. 4; Tel. 053/4 07 44  
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40  
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61  
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/46 44 05  
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kieselstr. 27, Tel. 069/70 52 95  
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3  
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48  
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24  
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01  
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/1 72 10  
Mainz Cardabela Buchladen GmbH, Frauenlobstr. 40; Tel. 06131/61 41 74  
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T 3, 4; Tel. 0621/2 16 63  
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/272 12 05  
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/2 65 90  
Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/21 12 85  
Schweiz Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74  
Innsbruck, Parnasse, Müllerstr. 6; Tel. 05222/2 39 80  
Wien, Frauenzimmer, Langegasse 11; Tel. 0222/43 86 78  
Wien, Sprachlos, Radetzkystr. 6; Tel. 0222/75 24 245